Max Th. S. Behrmann

Hinter den Kulissen des Mandschurischen Kriegstheaters



Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn

Schema der südlichen Mandschurei.

Masßstab:

50 25. 0 50 Werst.

Eisenbahnen.
Landwege.

nach Peking
Gubandzy.
Liaoho
Taidzyho
Niutschwang.
Inkou.
Daschidzjao
Gaitschou.
Meerbusen von Liaotung
Wafangou.
Bydziwo
Kintschou.
Talinwan.

Mukden.

Schaho.

haho

Liaoyang.

Taidzyho

Siaosyr

Dzjantschan

Fynschuling.

Saimadzy.

Muotienling

en

nschan.

Chabaling

Fynchuantschen.

Yalu Fluss.

Antung (Turentschen)

Daguschan.

Korea.

M. Behrmann.
Harbin.
1904.

en von Korea.

Max Th. S. Behrmann

Hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Kriegskorrespondenten

1.—4. Tausend



Berlin 1905
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn

Es soll kein kriegsgeschichtliches Fachwerk sein, was ich auf den nachfolgenden anspruchslosen Blättern dem Leser biete. Noch ist die Zeit nicht gekommen, den leidenschaftslosen Historiker über die Kämpfe zwischen Andreas-Flagge und Chrysantem um die Hegemonie in Ostasien sprechen zu lassen. Dies konnte übrigens auch nicht die Aufgabe eines Kriegs-Korrespondenten sein, der, wie ich, von vorhinein nicht als kühler Geschichtsschreiber, sondern als ein, ich möchte sagen, Feldsittenschilderer im Februar 1904 seine Fahrt nach dem fernen Osten angetreten. Es war mir dann beschieden, ein ganzes Jahr hindurch mich hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters umzusehen, und ein zwanzigjähriges Bekanntsein mit Rußlands Sprache, Land und Leuten hat mich hinter diesen Kulissen gar manches

sehen und hören lassen, was den meisten Berichterstattern des Auslandes verborgen blieb und bleiben mußte.

Noch wütet der Kampf in Ostasien, und erst nach Friedensschluß wird die Zeit gekommen sein, meine sorgsam geführten Kriegs-Tagebücher zu einer möglichst lückenlosen Kriegsgeschichte umzuarbeiten. Was ich einstweilen der Öffentlichkeit übergebe, sind wirklich nur „lose Blätter" aus diesen Tagebüchern, die zum großen Teil s. Zt. in der „Täglichen Rundschau" zum Abdruck gelangten. An Ort und Stelle und unter den Eindrücken des Augenblicks niedergeschrieben, bieten sie, wie ich glaube, einen gewissen Reiz des Ursprünglichen und Unmittelbaren.

Max Th. S. Behrmann.

z. Zt. St. Petersburg,
im Juni 1905.

11. (24.) März 1904.

So sieht also ein Kriegsschauplatz aus! Offen gestanden, ich hatte mir ihn bisher etwas anders vorgestellt. Harbin, diese Einfallspforte zur Mandschurei, dieses Rückgrat der russischen Kriegsoperationen, diese Schwelle des Kriegstheaters, die ich gestern abend überschritten — Harbin macht auf mich den Eindruck einer riesengroßen, höchstens stark asiatisch gefärbten „Hasenheide“. Wo man hinblickt, nichts als Lust, Freude und Genuß. Possenfratzen auf den beiden hiesigen Theaterbühnen, eine ganze Welt von Halb- und Viertelwelt in den Tingeltangels, knisternde Hundertrubelscheine auf den Kartentischen der Klubs, elegante Offiziers- und Beamtendamen in nicht minder eleganten Equipagen, neckische Rotekreuzweiblein, rauschende Seide, blitzende Lackstiefel, gleißende Tressen, blinkende Zylinderhüte, höchst zufriedene Hakennasen, Ozeane von Sekt — und hie und da ein paar Soldaten, bärtige, graufarbene, vergrämte, eingefallene Soldatengesichter, die mich daran erinnern, daß hundert Millionen russischer Bauern seit anderthalb Jahrzehnten sich mit Baumrinde den Magen vollstopfen. Um Himmels willen, laßt mich schleunigst Trompetenschall und Kriegsgetöse vernehmen, laßt mich Pulverdampf sehen, und vor allem Soldaten, viele,

kraftstrotzende, ernst und kampfesmutig dreinschauende Soldaten! Denn sonst müßte ich annehmen, daß Rußland eitel Venuspriesterinnen, Lieferungsjuden und gelangweilte Salonheldchen gegen die gelben Preußen des Ostens mobilisiert hat.

Man erzählt mir, daß es in Mukden damit nicht besser aussieht. Ob das wahr ist, weiß ich nicht, denn der Sitz des Klein-Zaren bleibt für uns arme Zeitungsleute verschlossen, und arge Schwarzseher versteigen sich schon zur Behauptung, Herr Alexejew wolle aus übergroßer Fürsorge für die schreibenden und druckenden Männer diese überhaupt und auch für später kein Pulver riechen lassen. Bleiben wir also vorerst im lustigen Harbin.

Schon auf dem Wege nach der Mandschurei hatte ich mir die Mühe genommen, einen forschenden Blick in das geheimnisvolle Labyrinth zu werfen, dessen gewundene Wege zu dem jetzt begonnenen Krieg geführt haben. Wenige Tage vor meiner Abreise aus London hatte man mir dort im Hydepark einen Herrn gezeigt, der, wie man mir zuraunte, diesen Krieg verursacht haben sollte. Man nannte mir auch seinen Namen: Staatssekretär Besobrasow, der noch vor wenigen Jahren in seiner Heimat die wenig beneidenswerte und noch weniger einträgliche Rolle eines entgleisten Offizier gespielt. Seitdem ich nunmehr vor drei Wochen die Grenzen Rußlands überschritten, habe ich die Möglichkeit gehabt, die Besobrasow-Komödie, die gar leicht zu einer allgemeinen russischen Tragödie werden kann, vom Grund aus kennen zu lernen. Hier das Wichtigste von alledem, was ich erfahren.

Vor allem einige Worte über die markantesten handelnden Personen dieser Tragikomödie. Da ist zunächst der „Bösewicht" des Stückes: Exzellenz A. M. Besobrasow, Staatssekretär Sr. Majestät, der noch vor wenigen Jahren durch etwas zweifelhafte Geldvermittelungen und eine ausgebreitete Damenbekanntschaft weit mehr schlecht als recht das Leben eines Petersburger Bummlers führte. Ihm zur Seite stand der „Vertraute": Herr Günsburg, Kaiserlich russischer Staatsrat und Komthur des St. Annenordens, gebürtig aus Odessa, japanischer Untertan und durch einen heiklen Umstand nicht im vollen Besitz gewisser Menschenrechte, dafür aber glücklicher Besitzer zweier Familiennamen. Als „Held" tritt Herr Madritow auf, Oberstleutnant im russischen großen Generalstab, mit Wissen seiner Regierung Anführer einer sehr starken Chunchusenbande und gleichzeitig Bevollmächtigter einer Industrie-Aktiengesellschaft; als dessen Adjutanten fungieren Herr Bodisko, Stabskapitän eines Schützenregiments, und Hauptmann Wassilewski vom Generalstab. Als „ehrwürdige Väter" treten auf Herr Balaschew, Jägermeister Sr. Majestät und Kontre-Admiral Abasa, Präsident des Comité für den fernen Osten. Als „zweite Personagen" sehen wir die Herren: Kondratowitsch, aktiver Generalmajor, Großkreuz pp., ferner Herr Pawlow, Kaiserlich russischer Gesandter in Söul, und Herr Lassar, diplomatischer Vertreter des Zaren in Peking. Die Regie lag in den bewährten Händen des Herrn E. J. Alexejew, Vizekaiser, Generaladjutant und Admiral. Ort der Handlung: Söul, das koreanische Ufer des Yaluflusses, Port Arthur, Inkou und St. Petersburg.

Der erste Akt begann im Jahre 1902. Damals hatte Herr Günsburg, oder, richtiger gesagt, dessen Geschäftsfreund namens Brünner, eines unschönen Tags im Nordwesten Koreas einen Urwald entdeckt, in dem bald darauf, figürlich genommen, die russische Diplomatie sich so arg verlaufen sollte. Herr Günsburg eilte zu Herrn Alexejew. Worüber zwischen diesen beiden Herren verhandelt wurde, blieb bis zum heutigen Tage verborgen. Herrn Günsburg, geb. Meß, mochten lediglich fette Milliönchen vorgeschwebt haben; Alexejew aber wird sich wahrscheinlich der „Reichsbildner" Chamberlain, Cecil Rhodes und Doktor Jameson erinnert haben als eines überaus nachahmenswerten Beispieles. Man kam überein, den Urwald am östlichen Yaluufer zu „gründen", eine Art hochpatriotisch-politisches Holzgeschäft zu entrieren. Man muß es Herrn Günsburg lassen: er wußte es noch stets, passende Leute ausfindig zu machen. Ihm gehört auch das Verdienst, Herrn Besobrasow „entdeckt" zu haben, der zu jener Zeit allerdings weder Staatssekretär noch Weltgeschichtenmacher gewesen. Von Herrn Günsburg mit den nötigen Winken und mit dem noch nötigern Kleingeld versehen, tritt nun Herr Besobrasow in Petersburg auf. Die dortigen Bank- und Handelskreise empfangen den Günsburg-Alexejewschen Gesandten mit eisiger Kälte, anders aber die „echt russischen" Salons und Zeitungsmänner, die in Korea schon ein russisch-ostasiatisches Cecil Rhodesreich wittern. Man beginnt, Herrn Besobrasow zu „lancieren". Es finden sich zwei von Handelsgeist beflissene Großfürsten, die sich bereit erklären, durch Einfluß und Geld mitzutun, man macht die

Ministerien mobil, man sondiert nicht ganz ohne Erfolg in einem gewissen Petersburger Palais — und so erblickt endlich die „Russische Holz-Industrie-Gesellschaft im fernen Osten" das Licht der Welt.

Die koreanische Regierung hatte nämlich inzwischen, durch den dortigen russischen Gesandten Pawlow mit dem nötigen Nachdruck behandelt, den Herren Günsburg, Besobrasow, Balaschew und Konsorten eine sehr weitgehende Konzession auf die Ausnutzung der Yaluwaldungen erteilt. Die dagegen vom japanischen Gesandten in Söul, Hayaschi, erhobenen Einwendungen blieben unbeachtet. Und nun beginnt die sonderbare Geschäftstätigkeit der neuen Erwerbsgesellschaft. Am Ausfluß des Yalu wird eine dorfartige Niederlassung errichtet, die den Namen Nikolajewsk erhält. Zum Schutz dieser rein privaten Handelsniederlassung wird in Port Arthur mit Wissen und unter Zustimmung des Vize-Zaren eine Schutztruppe aus den dortigen russischen Reservisten gebildet und nach dem Yalu entsandt. Das Kommando übernimmt Stabskapitän Bodisko, der nicht im geringsten daran denkt, seine Uniform abzulegen. Die Bewaffnung der ebenfalls uniformierten Schutztruppler besteht aus Militärgewehren, die ihnen aus den Port Arthurer Zeughäusern ausgefolgt werden. Vergebens remonstriert der japanische Gesandte in Söul gegen diese sonderbare russische Städtegründung auf koreanischem Gebiet und die noch sonderbarere „Bewachung" einer fremdländischen Aktiengesellschaft durch fremdländische aktive Offiziere und Soldaten. Die Herren Alexejew u. Co. fühlen sich bombensicher, und eines Tages wird sogar ein weiterer aktiver russischer Offizier, Stabskapitän Wassilewski,

zum Polizeimeister von Nikolajewsk ernannt. Diesem Generalstabsoffizier wird zu gleicher Zeit die Oberaufsicht über eine neue Kabellinie übertragen, die die „private" Aktiengesellschaft zwischen Jonanpo und Schahedsy, mithin zwischen Korea und der Mandschurei, trotz Proteste der Regierungen von Korea und Japan legen läßt.

Das alles spielte sich im Mai 1903 ab. Zu jener Zeit war es nämlich den beiden Obermachern Besobrasow und Günsburg bereits gelungen, unter rühriger Teilnahme des Kontre-Admirals Abasa, der ja als oberster Tschinownik den ganzen fernen Osten zu „bearbeiten" hatte —, höchsten und allerhöchsten Petersburger Quellen ein „Aktienkapital" von mehreren Millionen zu entnehmen. Ein großer Teil davon verschwand spurlos in den Taschen der patriotischen Herren Gründer, mit dem verbliebenen Rest begann man das „Geschäft". Wir werden gleich sehen, auf welche Art.

---

23. März (5. April) 1904.

Ich hatte gestern Gelegenheit, in ein höchst merkwürdiges Schriftstück hineinzublicken. Es ist dies die Abschrift eines Geheimberichts, den der jetzige russische Höchstkommandierende in der Mandschurei, General Kuropatkin, nach seiner Rückkehr aus Japan, wo er, wie erinnerlich, als russischer Kriegsminister einige Zeit geweilt, niedergeschrieben und dem Zaren überreicht hatte. Diese Denkschrift, die bis jetzt völlig unbekannt geblieben ist, stellt unter anderm eine geradezu klassische Zensur dem Yalu-Schwindelunternehmen aus, und zeigt uns gleichzeitig mit absoluter Deutlichkeit, daß auch General Kuropatkin die außerordentliche politische Gefahr der Abasa-Besobrasowschen Gründertätigkeit in Korea vorausgesehen hat. Hier einige Auszüge aus dieser historischen Denkschrift, die sich auf den uns beschäftigenden Gegenstand beziehen.

„. . . Als wir", schreibt Kuropatkin, „im Anfang dieses Jahres eine aktive Tätigkeit im nördlichen Korea begannen, da rief diese sofort eine so gewaltige Aufregung in ganz Japan hervor, daß die Gefahr eines japanischen Krieges gegen uns, und zwar ausschließlich infolge unseres Yaluunternehmens, noch bis zum heutigen Tage besteht . . . Die Tätigkeit des Herrn Staatssekretär Besobrasow am Ende des vorigen und zu Beginn des laufen-

den Jahres muß zu einem Bruch mit Japan führen . . . Während meines Aufenthalts in Japan habe ich deutlich gesehen, mit welch nervöser Unruhe man dort unsere Tätigkeit in Nordkorea verfolgt und wie man bereit ist, mit der Waffe in der Hand die japanischen Interessen in Korea zu verteidigen . . . Unsere gegenwärtige ausgebreitete Tätigkeit in Korea, in Verbindung mit unseren Forderungen auf Erteilung von Eisenbahnkonzessionen (Yalu—Söul, Mosampo) lassen die Japaner befürchten, daß Rußland, nachdem es die Mandschurei bereits verschlungen, demnächst auch Korea verschlingen könnte . . . Die öffentliche Meinung in Japan ist so aufgeregt, daß, sollte Generaladjutant Alexejew die Absichten des Herrn Staatssekretär Besobrasow nicht durchkreuzen, wir sofort einen Krieg mit Japan haben werden . . . Nach übereinstimmender Ansicht unserer Gesandten in Peking, Söul und Tokio muß das Yaluholzunternehmen uns zu einem Kriege mit Japan führen . . ."

Für die Authentizität dieses Kuropatkinschen Geheimberichtes an den Zaren stehe ich ausdrücklich und in vollem Umfange ein. Die obigen wenigen Auszüge lassen keinen Zweifel übrig, wo der eigentliche casus belli für den jetzt begonnenen russisch-japanischen Krieg zu suchen ist: ein russischer Schwindelgründer und Staatssekretär Sr. Majestät hat zusammen mit seinen beschnittenen und unbeschnittenen Konsorten, unter Protektion hoher und höchster Petersburger Kreise den Krieg über das unvorbereitete Zarenreich heraufbeschworen, der zum Unglück für Rußland werden muß. Wie wir übrigens aus den oben angeführten Stellen

der Denkschrift Kuropatkins erfahren, war inzwischen dem ehemaligen stellungslosen Bummler Besobrasow vom Zaren der Titel eines Staatssekretärs, mithin der Rang eines Ministers, verliehen worden. Der „Vertreter der russischen Staatsinteressen in Korea“ mußte natürlich mit einer pompösen „Visitenkarte“ ausgestattet werden!

Obwohl General Kuropatkin, wie wir soeben gesehen, recht gut wußte, daß der Yaluschwindel eine außerordentliche Kriegsgefahr in sich berge, war er dennoch unter keinen Umständen in der Lage, etwas Wesentliches gegen diese aufsteigende Gefahr zu unternehmen. Denn als Kriegsminister durfte er sich ja gar nicht in eine Frage mischen, die sein „Ressort“ nichts anging, und als Fremdling in den höfischen Kreisen konnte er in keinem Fall einem Treiben ein Ende machen, das gerade auf dem Hofparkett seine meisten Beschützer und Mitwirkenden zählte. Und so mußte General Kuropatkin sich damit begnügen, aktiven russischen Offizieren jedwede tätige Mitarbeit im Yaluunternehmen zu verbieten. Dieses Verbot bezog sich in erster Linie auf den Generalstabsobersten Madritow, der bis dahin als eine Art Generaldirektor des Yalugeschäftes fungiert und unter anderem zum „Schutz“ der politischen Waldgründung eine kleine Armee von etwa 200 aktiven russischen Soldaten und über 1500 Chunchusen unter seinem Oberbefehl vereinigt hatte. Madritow mußte somit seinen offiziellen Direktorposten aufgeben, der nunmehr dem Jägermeister Balaschew übertragen wurde.

Seine Rückreise aus Japan trat Kuropatkin über Port Arthur an, und diese Gelegenheit benutzte die Verwaltung des Yaluunternehmens, um

hinter den Mauern der Kwan-tung-Festung einen großen Kriegs- und Geschäftsrat abzuhalten. In einem mit ausschweifendem Luxus ausgestatteten Extrazug — die den russischen Staatsbahnen daraus erwachsenen Kosten sollen sich angeblich auf 100000 Mk. belaufen haben — begab sich der Herr „Staatssekretär“ in Begleitung eines glänzenden Stabes von Gardeoffizieren, Handelsjuden und mehreren außerordentlich elegant gekleideten Chansonettensängerinnen von Petersburg nach Port Arthur. Dort erwarteten ihn der Vizekaiser Alexejew, General Kuropatkin, Jägermeister Balaschew, Generalstabsoberst Madritow und — last not least — Herr Günsburg, der übrigens mittlerweile aus dem ehrenrechtsarmen japanischen Untertan zum Kaiserlich russischen Kommerzienrat erhoben worden war. Tags darauf traten alle diese Herren zu einer Beratung zusammen. In dramatisch bewegten Worten schilderte Kuropatkin die eminente politische Gefährlichkeit des Vorgehens der Yalugesellschaft und forderte deren sofortige Auflösung. Er stieß jedoch auf taube Ohren: Besobrasow produzierte zwei Schreiben, die er aus Petersburg mitgebracht hatte und deren Unterschrift von den Anwesenden mit scheuer Ehrfurcht betrachtet wurde. Der Inhalt dieser beiden geheimnisvollen Schriftstücke mußte den General Kuropatkin sofort davon überzeugen, daß das Yaluunternehmen nach wie vor im vollen Umfange bestehen bleiben wird.

Hatte schon Oberst Madritow am Yalufluß gehandelt, ohne sich viel um die japanischen und koreanischen Proteste zu kümmern, so entwickelte dessen Nachfolger, Jägermeister Balaschew, eine Tätigkeit, die man schlechterdings als ungeheuer-

lich und empörend bezeichnen muß. Er beginnt diese Tätigkeit damit, daß er — Besobrasow war inzwischen nach Petersburg zurückgekehrt — einen übelriechenden Strauß von Denunziationen und Geldforderungen nach Petersburg übersendet, wobei er, der Direktor einer privaten Aktiengesellschaft, sich merkwürdigerweise des russischen Regierungstelegraphen und der amtlichen russischen Chiffre bedienen darf! Dieses klassische Telegramm beschuldigt zunächst den General Kuropatkin einer „weichen Beschlußlosigkeit" (ich übersetze wörtlich) und erklärt sodann, die Yalugesellschaft müsse „ihren Stützpunkt nach dem Hafen von Mosampo verlegen, um dort eine Basis zu gewinnen, von wo aus man nötigenfalls die Kanonen nach Japan hinüberbringen kann". — Um dies durchführen zu können, verlangt Balaschew in seinem in Frage stehenden Telegramm die Gewährung von weiteren 10 Millionen Rubel, und da er vielleicht befürchtete, daß die bisherigen großfürstlichen u. a. Quellen versagen möchten, macht er den prächtigen Vorschlag, diese 10 Millionen den — — Regierungssparkassen zu entnehmen! Das chiffrierte Telegramm wurde von Herrn Besobrasow in einer sofort bewilligten Audienz an passender Stelle vorgelegt, und noch am selben Tage konnte Besobrasow seinen in Port Arthur in höchster Aufregung weilenden Mitverschworenen die freudige Botschaft entsenden: „Wsjo porjadke, daljsche ssiljneje rabotatj." Zu deutsch: „Alles in Ordnung, weiter und kräftiger arbeiten."

Ich kann nicht fest behaupten, daß die politisch-aktiengesellschaftlichen Abenteurer die russischen

Sparkassen wirklich um 10 Millionen Rubel haben bestehlen lassen, denn ich habe keine sicheren Unterlagen für eine derartige Behauptung erhalten können. Aber die Geldangelegenheit scheint in Petersburg tatsächlich „in Ordnung" gebracht worden zu sein, denn die Yalugesellschaft begann nunmehr wirklich „weiter und kräftiger" zu arbeiten. In Söul wird eine Filiale der Aktiengesellschaft unter höchst eigenhändiger Leitung Günsburgs eröffnet. In den für ihn ausgearbeiteten Direktiven wird Günsburg angewiesen, „unmittelbare Beziehungen zu dem dortigen russischen Gesandten, Pawlow, zu unterhalten, sowie die Tätigkeit des dortigen japanischen Gesandten Havaschi und des koreanischen Ministers des Auswärtigen genauest zu verfolgen". Gleichzeitig wird in Inkou ebenfalls ein Filialsitz eröffnet, zu dessen Leiter der russische aktive Generalmajor Kondratowitsch, damals Kaiserl. russischer Stadthauptmann von Inkou, ernannt wird. Für den Yalufluß wird ferner eine eigene armierte Flottille geschaffen, zu welchem Behuf der „privaten" Aktiengesellschaft seitens des russischen Marineministeriums die diesem gehörenden Ssungariflußboote — natürlich ohne Bezahlung — übergeben werden. Am Ausfluß des Yalu wird auf Anordnung der Herren Balaschew und Madritow eine regelrechte Blockade eingeführt: nur russische, unter der Flagge der Holzgesellschaft segelnde Fahrzeuge dürfen von nun ab die Seemündung dieses koreanischen Grenzflusses ein- und auslaufen!

Hier kann ich abbrechen. Was ich beweisen wollte, glaube ich durch die wenigen obigen Andeutungen bewiesen zu haben. Eine Rotte von

Abenteurern schlimmster Sorte hat, von häßlichem Ehrgeiz und Geldgier getrieben, die in russischen höchsten Konventikeln und innerhab der berüchtigten russischen Hof- und Kriegspartei bestehenden politischen Expansionsgelüste dazu benutzt, um sich einerseits die Taschen vollzustopfen und andererseits die bereits begonnene Eroberung von „Gelb-Rußland“ auf Kosten von Korea und vielleicht auch Japan fortzusetzen. Eine jammerschwache, leichtfertige und sich von jeder Verantwortung frei wissende Regierung hat diese Abenteurergesellschaft unter ihren Schutz genommen, ihr Ministertitel, Großkreuze und blutige Spargroschen des Volkes in den Schoß geworfen, ihre höchsten Militär- und Zivilbeamten und zum Ueberfluß selbst die Allgewalt und die tätige Mithilfe des Zarenhauses ihr zur Verfügung gestellt. Nur eine geradezu skandalöse Selbstüberschätzung und eine gänzliche Verkennung der kulturellen und militärischen Stärke Japans hat die ausschlaggebenden Petersburger Kreise auf die schlechterdings wahnsinnige Idee bringen können, Tokio würde ruhig zusehen, wie Rußland die in der Mandschurei begonnene „friedliche Eroberung“ nunmehr auch auf Korea ausdehnt.

Noch nie ist ein Krieg in so verbrecherischer Weise heraufbeschworen worden, wie derjenige, dessen Zeuge zu sein ich mich jetzt anschicke. Und ich fürchte gar sehr, daß dieses Verbrechen eine entsetzliche Sühne finden wird. Denn es gibt eine Gerechtigkeit der Weltgeschichte.

---

9. (22.) April 1904.

Durch die Fenster meiner Harbiner Baracke, die den stolzen Namen „Hotel Orient“ führt und wo ich gegen die Erlegung von Mk. 10 täglich einen mit Bettgestell, Küchentisch, zwei Holzschemeln und ausgebreiteten Wanzenkolonien fürstlich ausgestatteten „Salon“ bewohne, tönt mir jetzt täglich das russische Volkslied entgegen, jenes herzzerbrechende Klagelied, das uns von einer jahrtausendlangen Geschichte von Tränen und Elend erzählt. Sibirische Reservisten sind es, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihr Leid in Jammertönen ergießen, vergrämte, bärtige Männer, die ein Petersburger Ukas ihren Dörfern und Hütten, dem Pflug und der Sense entrissen hat, damit sie auf den Feldern der Mandschurei das Alexejew-Besobrasowsche Abenteuer mit ihrem Blute besiegeln.

Gutmütige, ehrliche Burschen dies. Schade nur, daß ein ihnen aufgezwungenes nunmehr wochenlanges Faulenzen und das Bewußtsein, sich auf einem Kriegsschauplatze zu befinden, Sittengefühl und Sittenbegriffe nach und nach recht bedenklich zu lockern beginnen. Denn die Herren Offiziere dieser ausgehobenen Reservebataillone haben einstweilen etwas viel Wichtigeres zu tun als sich um ihre Mannschaften zu bekümmern. Der „Japoschka“ (das Japanerlein) ist noch weit ent-

fernt und dabei — wie die patriotische Selbstüberhebung es nun einmal anzunehmen gebietet — ein lächerlich kraft- und saftloses Pack, das die russische „Moschtsch“ (Macht) gar bald zu Paaren treiben wird. Ueberdies sind in Harbin die Champagnersorten gar so süffig, die zahlreichen Tingeltangel gar so lustig, die städtischen und zugereisten Damen gar so wenig spröde! Und so kommt es, daß, während die Herren Offiziere, wenn sie nicht gerade höchst martialisch mit dem Säbel rasseln, ihre Dienste bald dem Weingott, bald der Liebesgöttin widmen, die von Familie und Obrigkeit gänzlich verlassenen Soldaten tagaus tagein in ihren Erdhütten hocken, ihre Wäschelumpen zur Not ausflicken, ein Gläschen nach dem andern hinter die Binde gießen, sich in liebevoller Weise gegenseitig die Köpfe absuchen und im übrigen ihre aus der Heimat mitgebrachten Volkslieder anstimmen, diese herzbeklemmenden Lieder, bei denen man unwillkürlich an Schluchzen und Totengesang denkt. Tag für Tag verfolgt mich dieser Gesang und ich kann den Gedanken nicht los werden, daß es Grabeslieder sind.

Uebrigens spielt der Feldoffizier einstweilen hier keine hervorragende Rolle in der — man verzeihe mir das harte Wort — Gesellschaft. Intendanten und Generalstäbler sind es vielmehr, die den gut sein sollenden Ton angeben; die ersteren durch ihre allseit strotzenden Geldbörsen, die andern durch den Glanz ihrer silbernen Achselbänder und die höchst geschickte Imitierung von abgrundtiefem Geist. Grundgütiger Himmel! Ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß Petersburg imstande wäre, solch zahllose Legionen von Generalstabsoffizieren ins

Feld zu senden. Vor lauter Achselbändern sieht man keine Bajonette mehr. Und diese Moltke-Gesichter erst! Hinge von ihnen der Ausgang des Krieges ab, so müßte man annehmen, daß es keinem einzigen japanischen Soldaten beschieden sein würde, je wieder die Ufer des heimatlichen Nippon zu erreichen. Leider entscheidet nicht die Aktenmappe, sondern Gewehr und Säbel den Kampf, und die Herren der Nikolai-Akademie haben schon im Jahre 1877 bewiesen, daß Karrierismus und wohlgepflegte Nägel in der modernen Kriegskunst eine leider nur sehr untergeordnete Rolle spielen.

Es muß offen herausgesagt werden. Die Schwäche der russischen Heeresorganisation und -verwaltung birgt sich nicht zum wenigsten innerhalb der roten Mauern des düsteren Gebäudes, das sich gegenüber dem Petersburger Winterpalais erhebt, und der Triumphbogen, der diesen Sitz des russischen Generalstabs krönt, erhebt sich dort mit Unrecht. Das „Gehirn" der russischen Armee hat ein so langes und arges Sündenregister aufzuweisen, daß jeder Russenfreund nur mit bangem Zagen den beginnenden harten Kämpfen entgegensehen muß. Vor allem hat der Generalstab die russische Armee mit verbundenen Augen nach der Mandschurei entsandt: die von ihm herausgegebenen Feldkarten sind falsch aufgenommen, dilettantisch ausgeführt und völlig veraltet. Jahrelang hat man in der Mandschurei geschaltet und — man sollte es kaum für möglich halten! — erst jetzt, nachdem der Krieg bereits ausgebrochen, haben sich die Petersburger achselbebänderten Herren dazu bequemt, Landesaufnahmen in der mittleren und südlichen Mandschurei vornehmen zu lassen. Eine ganze Reihe von geheimen

und halbgeheimen Generalstabskarten der Mandschurei liegt jetzt vor mir: die Aufnahme des Hauptmanns Nowikow vom Jahre 1904; die Karte, aufgenommen im Auftrage des Amur-Militärbezirks im Jahre 1902; die Landesaufnahme von Annert vom Jahre 1900 u. a. m. Alle diese Karten, wonach das russische Hauptquartier sich nunmehr richten soll, sind, rund heraus gesagt, völlig wertlos. Ich hatte nämlich bereits Gelegenheit, die Gegend zwischen Harbin und Kwang-tschen-dzy mit den betreffenden Generalstabskarten zu vergleichen und kann meine Empörung nicht unterdrücken über die Leichtfertigkeit, mit der die amtlichen russischen Topographen s. Z. an ihre so verantwortungsvolle Arbeit gegangen sind. Vor meiner Abreise aus London nach dem Kriegsschauplatz hatte ich glücklicherweise von befreundeter Seite einige Kartenblätter zum Geschenk erhalten, die nach japanischen Landesaufnahmen — wenn ich nicht irre, im Jahre 1900 — hergestellt worden waren. Es ist schlechterdings unerfindlich, warum der russische Generalstab, der sich in kartographischer Beziehung so beschämend impotent erwiesen, nicht wenigstens die japanischen Aufnahmen benutzt hat, um das russische Feldheer mit richtigen Karten zu versehen. Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß der völlige Mangel von halbwegs richtigen Generalstabskarten bei den beginnenden Kämpfen leider nur zu oft einzelne russische Heeresteile in die verzwickteste Lage bringen dürfte.

Nicht viel besser sieht es mit der russischen Felddienstordnung aus. Was haben um alles in der Welt Rußlands Generalstab, Kriegsministerium und Kriegsrat während der jüngsten Jahre getan?

Womit haben sie sich beschäftigt? Die noch jetzt geltenden „Regeln für die Ausführung von Erdarbeiten im Felde" („nastawlenije dlja okopnawo djela") datieren vom Jahre 1891! Seit dreizehn Jahren also hat die russische Militärverwaltung von keiner einzigen Neuerung auf dem Gebiete der Ingenieurarbeiten im Gelände etwas gehört, die sie hätte als wert erachten können, auch in die russische Armee einzuführen. Die ebenfalls noch geltende „Instruktion für die Tätigkeit der Artillerie im Felde in Verbindung mit andern Waffengattungen" ist im Jahre 1882 zur Einführung gelangt und bis zum heutigen Tage, sage und schreibe, ohne jede auch nur geringste Änderung geblieben! Der bekannte „Plan für die Feldartillerie", dieses Evangelium für jeden russischen Jünger der heil. Barbara, blickt jetzt auf das ehrwürdige Alter von zwanzig Jahren zurück — man kann sich nun denken, wie „modern" sich die russische Artillerie jetzt im Zeitalter des Schnellgeschützes, der automatischen Lafette, des Maschinengewehrs, der maskierten Batterie erweisen wird! Für eins sei der Himmel gedankt: die „Neuesten Regeln für Militärparaden und Zeremonien" sind erst vor Jahresfrist in der russischen Armee zur Einführung gelangt. Erzittere, Nippon!

Ich mußte hier meine Tagebucheintragung auf einige Augenblicke unterbrechen: ich bekam nämlich den Besuch von zwei russischen Kriegern, die mit der Feldmütze in der Hand vor mir erschienen, um mich um ein paar Kopeken „na chljeb" (für Brot) anzubetteln. Das war selbst für mich eine ganz neue Erscheinung, denn auf bettelnde aktive Soldaten war ich bis jetzt nur in Konstantinopel gestoßen, die dort auf der großen Brücke zwischen

Galata und Stambul von mildherzigen Turbanträgern das zu erlangen suchen, was Padischah und spitzbübische Paschas ihnen vorenthalten. Daß aber ein russischer Soldat auf dem Kriegsschauplatze das traurige Bettelhandwerk öffentlich betreiben müßte, hätte ich nie und nimmermehr erwartet. Und dabei waren meine „Christa radi“ (um Christi willen) bettelnden Besucher keineswegs leichtsinnige junge Rekrutenbummler, sondern männliche, bärtige Gestalten, denen man sofort ansehen konnte, daß sie soeben erst Pflug und Saatkorb verlassen. Ich hatte es hier nämlich mit sibirischen Reservemännern zu tun, die man ihren Bauernwirtschaften entrissen, ihnen einen löcherigen Soldatenrock um den Leib geworfen, eine alte Feldmütze oder „Papácha“ (Schafsfellmütze) aufs Haupt gedrückt, sie dann wochenlang in Viehwagen die Eisenbahn nach der Mandschurei hatte passieren lassen und sie nun in Harbiner Erdhütten gesteckt hat, wo man sie arbeitslos und ohne genügende Nahrung hocken läßt. Denn die bisherigen Mobilisierungen betrafen ausschließlich Sibirien: die europäisch-russischen Armeekorps dürfen einstweilen aus Furcht vor dem „innern Feind“ ihre Standorte nicht verlassen. Der arme sibirische Bauer! Ich habe ihn auf dem Wege hierher Wochen hindurch genau beobachten können. Die beiden Mobilisierungen 1900 und 1901 hatten ihn ohnehin an den Rand des wirtschaftlichen Ruins gebracht — und nun eine abermalige erbarmungslose Aushebung. Sämtliche erwachsene Männer vom Jüngling bis zum ergrauenden Familienvater mußten jetzt wieder in den Krieg ziehen. Die Felder stehen unbebaut, die Wiesen ungemäht — ein Jammeranblick, der einem ordentlich das Herz

abpreßt. Der sibirische Bauer, der ohnehin zu keiner Zeit sonderlicher Hurrapatriot gewesen ist, dürfte dadurch nicht gerade regierungs- und zarenfreundlicher geworden sein. Man sollte sich dies in Petersburg wohl merken, man sollte sich das sibirische treffliche, stolze und selbstbewußte Bauernvolk nicht entfremden, es nicht auf das Niveau des hohläugigen, schwachbrüstigen, halbverhungerten und griesgrämigen Bauernviehs hinabdrücken, welches die faulenden Dörfer des europäischen Rußland zu unzähligen Millionen bevölkert.

Mit solchen Offizieren, solchen Soldaten und einer solchen militärischen Verwaltungsmaschine zieht nun das Reich Nikolai II. ins Feld, um ein Volk zu bekriegen, das im Laufe von wenigen drei Jahrzehnten es fertiggebracht hat, nicht nur an die Spitze der Zivilisation, des wirtschaftlichen Wohlstandes und der militärischen Macht von ganz Asien zu treten, sondern auch alle Anwartschaft darauf hat, als vollgültiges Mitglied in die Familie der zivilisierten europäischen Großmächte aufgenommen zu werden. Ich möchte nicht gern den Propheten spielen, aber meinem Dafürhalten nach kann schon heute kein Zweifel mehr darüber bestehen, an wessen Fahnen der Kriegsgott den Siegeslorbeer heften wird.

---

25. April (8. Mai).

Die erste Schlacht ist geschlagen worden, und die Japaner haben den Eingang zur Mandschurei erzwungen.

Der erbitterte Kampf am Yalufluß, der sich genau vor einer Woche bei Turentschen abspielte, darf als eine Art Probekampf betrachtet werden. Er hat allen jenen, die sehen und hören wollen, mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß dem russischen Feldheer schwere, blutige und wenig lorbeerreiche Tage in den mandschurischen Bergen und Niederungen bevorstehen. Wie ein Gesamtorganismus in jeder seiner Zellen sich gleichsam wiederholt, so haben die wenigen drei Regimenter und ebensoviele Batterien im heißen Ringen vom 18. April (1. Mai) leider nur zu deutlich alle Mängel der russischen Heeresausbildung und Heeresleitung erbarmungslos aufgedeckt. Rein taktisch genommen, war die Schlacht bei Turentschen von nur sehr bedingtem Interesse: eine kleine russische Abteilung, von lächerlich geringer Artillerie unterstützt, hatte den in der neuern Kriegsgeschichte wohl einzig dastehenden Versuch gemacht, einer feindlichen Armee von 50 000 Mann das Forcieren eines Flußüberganges zu wehren, und mußte sich schließlich unter sehr großen Verlusten zurückziehen — so ungefähr läßt sich der blutige Schlachttag

am Yalu in knappen Zügen charakterisieren. Die Zuschauer vor den Kulissen kamen somit eigentlich kaum auf ihre Kosten; um so interessanter ging es aber hinter den Kulissen zu. Zunächst die Hauptfrage. Was mochte sich wohl General Kuropatkin gedacht haben, als er den General Sassulitsch an der Spitze von anderthalb Armeekorps an das rechte (westliche) Ufer des Yalu entsandte? Sollte Sassulitsch die Divisionen Kurokis auf Pönyang zurückwerfen oder aber sie nur beim Flußübergang belästigen, ohne das Forcieren selbst zu hintertreiben? Und da kommen wir sofort auf eine traditionelle Kardinaluntugend der russischen Kriegskunst: die Zerfahrenheit innerhalb der obersten Kriegsleitung. General Kuropatkin erklärt jetzt feierlichst, er habe auch nicht im entferntesten daran gedacht, durch einen ernsten Kampf dem Anmarschieren der japanischen Streitkräfte am Yalu Halt zu gebieten; Sassulitsch aber erklärt seinerseits nicht minder feierlich, ihm sei aus dem Hauptquartier kein Befehl zugegangen, aus dem er hätte entnehmen können, daß es sich bei Turentschen lediglich um ein Belästigen, um eine Demonstration handeln sollte. Ist dieser Befehl nun geschrieben worden, und wenn ja, dann wo steckte er am Tage des 18. April?

Wollten wir General Sassulitsch glauben, dann müßten wir annehmen, daß dieser Truppenführer sich an jenem Tage eines geradezu verbrecherischen Leichtsinns schuldig gemacht hat. War General Sassulitsch der Meinung, daß Kuropatkin von ihm die Lieferung einer regelrechten Schlacht, d. h. ein Aufhalten oder gar Zurückwerfen Kurokis erwartete — wie konnte er es dann wagen, den japanischen

Kerntruppen wenige Bataillone und Geschütze entgegenzustellen, während seine nächsten Reserven zwölf Werst von ihm entfernt waren und seine Haupttruppen sich noch viel weiter rückwärts bei Fyn-chuan-tscheng aufhielten?! Wußte er aber von den Absichten Kuropatkins, dann hatte er kein Recht, sich in den Kampf so zu verbeißen, daß er dort schließlich seine wenigen vorgeschobenen Regimenter dezimieren ließ und zum Ueberfluß fast seine ganze Artillerie verlor.

Bei Turentschen tritt uns ferner zum erstenmal der grundsätzliche Unterschied zwischen der modernen Taktik der Japaner und ber vorsintflutlichen Art der russischen Schlachtenkunst vor Augen. Wir haben da ein Pröbchen von dem erhalten, was die bevorstehenden großen und Entscheidungsschlachten von seiten der beiden Gegner nach dieser Richtung hin erwarten lassen. An Tapferkeit stehen sie beide hintereinander nicht zurück: die erste Brigade der japanischen Gardedivision geht ebenso mutig und mit ebenso absoluter Todesverachtung ins Feuer wie das heldenhafte russische 12. Regiment, welches unter fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, den Feldgeistlichen an der Spitze, sich trotz eines Wolkenbruches von Schrapnells auf die feindlichen Kolonnen stürzt und dabei unter anderm neun Kompagnieführer verliert. Aber neben solchen Beweisen von persönlichem Mut und soldatischer Zucht offenbart sich uns auch ein häßliches, schmachvolles Bild: der Führer der 6. ostsibirischen Schützendivision verliert so sehr jede Selbstbeherrschung, daß er zuerst dem seiner Division angehörenden 22. Regiment ein feiges „Rette sich, wer kann!“ zuruft, und das ganze Regiment leistet schreckensbleich diesem schändlichen Zuruf Folge.

Wir sehen ferner schon hier mit erschreckender Deutlichkeit, wie jämmerlich schlecht vorbereitet das russische Heer diesmal in den Krieg gegangen ist. Die beiden Artilleriebrigaden, die dem Korps Sassulitsch angehören, weisen zwar modern konstruierte Feldgeschütze auf, aber Offiziere und Bedienungsmannschaft wissen tatsächlich nicht, wie mit diesen Geschützen umzugehen, und was die ihr zugeteilte Gebirgsartillerie anbelangt, so muß sie schweigen, weil man vergessen hatte, ihr die passenden Geschosse beizugeben! Und so fallen denn auch nicht weniger als 22 Geschütze in die Hände des Feindes. — Auf noch tieferm, ja auf denkbar tiefstem Niveau steht dort Sanitäts- und Rotekreuzverwaltung. General Kaschtalinski, unter dessen unmittelbarer Führung die russischen Truppen beim Yalu fochten, gibt selber in seiner amtlichen Meldung an den Zaren zu, daß die Verwundeten nur „unter den größten Schwierigkeiten" geborgen werden konnten, und zwar mit Hilfe der dortigen Chinesen und freiwilliger Krankenträger aus den Reihen der Kämpfenden selbst. Aber der Herr General hat gar vieles verschwiegen: so vergaß er zu erzählen, daß es barmherzige Schwestern und Sanitätssoldaten waren, die noch während des Kampfes sich ordnungslos nach rückwärts konzentrierten und aus Vergeßlichkeit gleich Wagen, Pferde und Verbandmaterial mitnahmen. Die Folge davon war, daß die allermeisten Verwundeten hilflos dalagen. Sie konnten noch von Glück sagen, wenn sie genügende Kräfte hatten, um sich aus der Feuerlinie fortzuschleppen; die meisten von ihnen mußten rund 24 Stunden unter den unsäglichsten Schmerzen den Weg nach Fyn-chuan-tscheng

zu Fuß zurücklegen, wo sie endlich auf Verbandspunkt und Lazarette stießen. Es steht zu befürchten, daß eine erschreckend große Anzahl von Verwundeten auf diese Weise im dichten, haushohen Gaoljan (eine Bambusart) hilflos elendiglich zugrunde gegangen ist. Von der Intendantur will ich hier gänzlich schweigen: die buchmäßigen „Riesenvorräte" der Russen sind bei Fyn-chuan-tscheng zur großen Freude der Herren Intendanten entweder in Brand gesteckt worden oder aber in die Hände der Japaner gefallen. Ein Nachzählen und Nachprüfen ist somit nunmehr unmöglich; sonderbar bleibt es aber auf alle Fälle, daß, obwohl bei Fyn-chuan-tscheng angeblich Vorräte für 30000 Mann aufgestapelt worden sein sollten, es kaum eines einstündigen Feuers bedurfte, um die Hälfte davon völlig zu vernichten, während andererseits ein mehr als bescheidener japanischer Train genügte, um die übriggebliebene zweite Hälfte ins japanische Lager zu befördern.

General Dragomirow, dieser Prediger der nicht guten alten Militärzeit, wird seine helle Freude daran gehabt haben, als er lesen konnte, wie fleißig bei Turentschen die traditionelle russische Bajonettarbeit ausgeübt wurde. Ob er aber auch mit den Ergebnissen dieser Arbeit sonderlich zufrieden gewesen sein wird? Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn wir in Kuropatkins Bericht an den Zaren die bewegliche Klage zu hören bekommen, die bösen Japaner hätten die russischen Bajonettangriffe „nicht angenommen". Der russische Oberbefehlshaber scheint zu vergessen, daß zwischen Suworow und Kuroki mehr denn ein Jahrhundert liegt. Die Japaner haben uns eben schon am Yalu einen

dankenswerten Wink in bezug auf ihre taktischen Grundsätze gegeben. Die Frontalattacke macht der taktischen Umgebung, einer weitausgreifenden Flankenbewegung Platz. Die Artillerie begnügt sich nicht mehr damit, den eigentlichen Kampf gleichsam einzuleiten, sondern sucht womöglich die Schlacht zu entscheiden oder aber den Feind wenigstens so stark zu schwächen, daß für Schützenkette und engern Nahkampf verhältnismäßig nur noch wenig Arbeit bleibt. Die Artillerie wirkt ferner nicht nur aus gedeckter Stellung, sondern wendet auch alle möglichen natürlichen und künstlichen Mittel an, um maskiert zu bleiben. Ich werde auf die japanische Taktik wohl noch oft genug an dieser Stelle zurückzukommen haben — für heute mögen die paar Hinweise genügen.

Ein Kampf von wenigen Stunden hat genügt, um die Russen von ihrem tapfern, nach den neuesten Grundsätzen der Kriegskunde ausgebildeten Gegner gar manches lernen zu lassen. Ob die Russen diese Winke auch beherzigen werden? Soweit ich sie kenne, wage ich dies zu bezweifeln. Tschinowniktum, billige Routine und eine sträfliche Selbstüberhebung haben in dem russischen Staatskörper viel zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß man hoffen dürfte, man würde in Petersburg, Mukden und Liao-yang sich von den „Gelbmäulern", „Makaki", „Japoschki" und wie geschmackvoll die Selbstbeweihräucherung den ostasiatischen Gegner sonst noch nennen mag, eines Bessern belehren lassen. Und die Strafe wird denn auch nicht ausbleiben.

16. (29.) Mai 1904.

Dem zukünftigen Geschichtschreiber des russisch-japanischen Krieges muß es vorbehalten bleiben, in einem Sonderkapitel die Irrfahrten der an das russische Hauptquartier entsandten Kriegsberichterstatter darzulegen. Europa wird dann eine Tragikomödie zu hören bekommen.

Sechs Wochen hindurch sah sich die „öffentliche Meinung" Westeuropas gezwungen, gegen ihren Willen in Harbin auszuharren: das Doppel-Hauptquartier in Mukden und Liao-yang wollte den armen Berichterstattern weder ein öffentliches Interesse noch eine eigene Meinung zugestehen. Oder sollten wir dort eine Art Vorbereitungskursus im Kriegführen durchmachen? Denn zu kämpfen gab es in der mandschurischen Hauptstadt vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Räuberische Gastwirte, blutdürstige Droschkenkutscher, erbarmungslose Zensoren, kodakfeindliche Gendarmen, grundlose Straßen, undurchdringliche Staubwolken — kurzum, was Natur und Kunst hervorzubringen vermochten, ward in reichstem Maße aufgeboten, um uns schwergeplagte Berichterstatter für spätere Leiden und Prüfungen genügend vorzubereiten. Und dieser Zweck wurde so ziemlich erreicht: die Geldbeutel wurden immer leichter, die Herzen schwerer, und

schließlich gerieten wir in eine Gemütsverfassung, die einer völligen Willenlosigkeit verdächtig ähnlich sah. Über 500 Werst trennten uns von dem eigentlichen Kriegsschauplatz; was wir in Harbin zu sehen bekamen, waren höchstens vorüberziehende Wagenladungen von einberufenen Reservisten, angetrunkene Sanitätssoldaten, aufgeputzte Geschöpfe, die die halbe Welt bedeuten, ganze Armeen von Generalstäblern, Marketendern und Lieferanten, Freiwillige von höchst verdächtigem Aussehen und als Hintergrund Chinesen, nichts als Chinesen, ewig süßlich lächelnd und freundlichst nickend und bei deren Anblick man dennoch den Gedanken nicht los werden konnte, daß sie eines Tages mit dem größten Vergnügen jedweden Europäer bei lebendigem Leibe schinden würden, wie sie es während des jüngsten Jahrzehnts schon zweimal versucht hatten.

Da kam eines Tages die Freudenbotschaft: Auf nach Mukden! Und der große Auszug begann — aber mit ihm auch eine neue Leidenszeit. Kaum in Mukden angelangt, erhielt man die Weisung, nach Liao-yang zu gehen; in Liao-yang angekommen, nahm man den Befehl entgegen, nach — — Mukden zu reisen; nach Mukden zurückgekehrt, empfing man den Vorschlag, den Zug nach Harbin zu benutzen. Oberflächliche Naturen, die leichtsinnig mit Worten und Gedanken spielen, verstiegen sich zur Behauptung, die russische Heeresleitung hätte uns dieses ziel- und planlose Hin- und Herfahren ersparen können; wir aber, mit höherer Vernunft Begabte, verstanden recht wohl, daß diese 1600 Werst nicht umsonst zurückgelegt worden waren: nach der sechswöchigen Sitzung in Harbin sollten wir eben,

nach weisem Beschluß des Hauptquartiers, eine Portion Bewegung einnehmen, wie es ja auch die moderne Gefängniskunde vorschreibt. Ein Ganz-Kluger unter uns meinte allerdings, wir befänden uns mit dieser Annahme auf dem Holzwege. Im zweieinigen Hauptquartier — so führte dieser Schlaukopf aus — habe man gehofft, die gezwungene wochenlange Arbeitslosigkeit in Harbin würde uns nach und nach jedweder Seh-, Hör- und Denkfähigkeit beraubt, d. h. zu einer Idealgestalt von einem Kriegsberichterstatter gemacht haben. Da man sich aber sowohl in Mukden als in Liao-yang mit höchstem Mißvergnügen davon überzeugt habe, daß trotz Harbin, Zensur und Feldgendarm noch immer einige Gehirnzentra in unseren Köpfen arbeiteten, so sandte man uns flugs zurück, damit einige weitere arbeitslose Wochen fernab vom Schlachtengetümmel auch diese letzten unangenehmen Erscheinungen einer Gehirntätigkeit ausschalteten.

Ich will vorerst dahingestellt sein lassen, welche von diesen zwei Ansichten die richtigere ist. Vielleicht treffen sie beide zu, wie es denn auch zu den allerersten Forderungen der zeitgenössischen Gefängniswissenschaft gehört, vor allem den Willen des Häftlings zu brechen, ihn mürbe, willenlos zu machen. Wohl aus diesem Grunde ward uns strengstens verboten, von Mukden aus Telegramme abzusenden, wohl deshalb bekundete man in Harbin an höherer Stelle eine ganz besondere Neugierde für den Inhalt unserer aufgegebenen Briefe, und wohl aus demselben Grunde durften wir aus Harbin Drahtsendungen nach dem Auslande lediglich in — — russischer Sprache abfertigen. Der Gerechtigkeit wegen will ich ausdrücklich betonen, daß in Harbin

selbst uns das Essen, Trinken und Schlafen durchaus erlaubt war; das Mürbemachungssystem verbot uns lediglich jedwedes Hören, Sehen, Denken und insbesondere Schreiben oder Telegraphieren.

Einer der unzähligen Generalstäbler, die sich von Amts wegen mit unserem Herzens- und Seelenleben zu befassen hatten, gab uns eines Tages eine ganz nagelneue Erklärung für unsere Zwangsfahrten. „Aber, meine Herren!“ rief dieser achselbebänderte Herr aus, „Sie sind zu uns zu einer Zeit gekommen, wo wir mit unserer Toilette noch nicht fertig sind, wo wir noch unsere Morgenwäsche anhaben. Sprechen Sie etwa nach Monatsfrist wieder vor — und Sie sollen herzlich willkommen sein.“ Worauf ein Leichtfertiger aus unserer Mitte mit der Ansicht herausplatzte, man könne Herren auch im Morgenanzuge ganz gut empfangen, wenn dieser Anzug nur sauber ist . . .

Und so blieb uns nichts anderes übrig, als den mandschurischen Ankleideraum zu verlassen, um dann nach einigen Wochen wieder dahin zurückzukehren. Eine Reihe von französischen und englischen Zeitungen beorderte ihre Berichterstatter kurz und bündig zurück nach Westeuropa; wir anderen bummeln gegenwärtig auf der Strecke zwischen Harbin und Irkutsk, des Augenblicks harrend, wo uns die „angekleidete“ russische Feldarmee endlich die Türen ihrer Salons öffnen wird.

---

18. (31.) Mai 1904.

Bevor ich dazu übergehe, all die Eindrücke zusammenzufassen, die ich während der ersten drei Monate der Kriegführung in der Mandschurei an Ort und Stelle gesammelt, halte ich es für angebracht, einen knappen Überblick auf die militärische Lage zu werfen, wie sie sich uns heute, am letzten Maitage, darstellt.

Tatsächlich befindet sich gegenwärtig fast die gesamte südöstliche Mandschurei in den Händen der Japaner. Von Aichatscheng*) im Norden bis Nanguanlin im Süden sehen wir eine Okkupationsgrenze, die im großen und ganzen fast parallel der Eisenbahnlinie läuft, während die südliche Meeresküste von Antung bis Dalny ebenfalls von den Japanern besetzt, beziehungsweise blockiert ist. Schon diese Tatsache weist darauf hin, daß die japanische Heeresleitung den Vormarsch nach einem einheitlichen Kriegsplan und ohne wesentliche Hindernisse bewerkstelligt hat. Sowohl im äußersten Osten als im äußersten Westen des Kriegsgebietes hätten die Russen diesen Aufmarsch aufhalten können; das

---

*) Ich halte es für angebracht, die mandschurischen Ortsnahmen so zu bezeichnen, wie sie tatsächlich von den Eingeborenen ausgesprochen werden; sowohl die russische als die englische Schreibweise (beispielsweise auf den Karten) erscheint manchmal rein willkürlich.

Ostkorps (Sassulitsch) stand mit 30000 Mann am starkbefestigten Westufer des Yaluflusses; General Stössel, dem im Bedarfsfalle die Division Gerngroß hätte zu Hilfe kommen können, wäre vielleicht mit dieser imstande gewesen, die nicht minder (oder noch mehr) befestigte Position um Tzin-dschou, diesen Schlüssel zu Port Arthur vom Norden her, zu halten. Wir wissen, daß weder das eine noch das andere geschehen ist. General Sassulitsch hielt es für angebracht, am Yalufluß den anstürmenden Divisionen des Generals Kuroki nur sechs Bataillone entgegenzuwerfen. General Stössel sah sich auf seine eigene mehr als bescheidene Streitmacht angewiesen und mußte den Rückzug nach dem Süden antreten. Diese zwei großen bisher gelieferten Schlachten kosteten den Russen nahezu 6000 Mann, 100 Geschütze und die ganze Südküste der Mandschurei. Sie kosteten aber noch mehr. Sowohl bei Turentschen als bei Tzin-dschou offenbarten sich leider zahlreiche Mängel der russischen Kriegführung. Um nur einiges anzuführen: Bei Schachedzy (Yalu) fielen die vom Korpsintendanten des Generals Sassulitsch, Obersten Tomilin, aufgestapelten Vorräte für 30000 Mann in die Hände der Japaner; niemand dachte daran, diese Intendanturvorräte vor dem Rückzuge wenigstens zu vernichten. Der Feldlazarettdienst ließ dort ebenfalls gar manches zu wünschen übrig: die Sanitätssoldaten — über diesen äußerst schwachen Punkt des russischen Sanitätsdienstes werde ich noch manches zu sagen haben — ließen Dienst Dienst sein und „konzentrierten sich rückwärts“, so daß Hunderte von verwundeten Russen sich meilenweit zu Fuß hinschleppen mußten, bis sie die erste ärztliche Hilfe erhielten. Der Nach-

richten- und Ordonnanzdienst war ebensowenig auf der Höhe der Situation: drei Tage hindurch (!) war General Sassulitsch nicht im klaren darüber, ob der Oberbefehlshaber General Kuropatkin die Positionen am Yaluufer unter allen Umständen zu halten gedenke oder aber den Rückzug des Ostkorps für strategisch richtig halte — und daß trotzdem Sassulitsch in seinem Rücken eine direkte Telegraphenleitung Fyn-chuan-tschen—Liao-yang zu seiner Verfügung hatte! Die Akten über die Yaluschlappe (denn um eine solche handelte es sich, trotz des geradezu heldenhaften Vorgehens des 11., 12. und 22. Regiments) sind überhaupt noch nicht geschlossen, und eine ganze Reihe von Fragen bleibt noch immer ohne Antwort: Wie kam Sassulitsch dazu, seine Hauptreserven 9—14 Werst hinter seinen anstürmenden Bataillonen zu halten? Wo blieb seine gesamte Korpsartillerie? Wie konnte er es für auch nur denkbar erachten, mit wenigen Geschützen — von denen seine Gebirgsartillerie nicht einmal genügende Munition hatte — die gesamte japanische erste Armee nach dem linken Yaluufer zurückzudrängen? Wo blieb und was tat während der blutigen Tage von Turentschen die Division Mischtschenko, deren Teile sich während jener bangen Tage doch in der Gegend von Antung befinden mußten? Wir haben hier vor uns einen bösen Fragebogen, der im Bedarfsfalle noch wesentlich vergrößert werden könnte. Noch weit weniger klar sind die Vorgänge, die sich während der jüngsten Wochen im äußersten Norden der Liao-tung-Halbinsel abgespielt haben und mit der Wegnahme von Tzin-dschou, bzw. der Besitzergreifung von Dalny seitens der japanischen Divisionen des Generals

Oku endeten. General Stössel hatte tatsächlich kein Recht, mit seinen wenigen 15 bis 20000 Mann dem ihm an Zahl dreifach überlegenen Feind die Spitze zu bieten, und er kann noch von Glück sagen, daß die von vornherein aussichtslose Verteidigung der Tzin-dschouer Positionen ihm nur, wie es heißt, etwa 800 Mann — allerdings auch den größeren Teil seiner Artillerie — gekostet hat. Obwohl Port Arthur vom Kuropatkinschen Hauptquartier abgeschnitten ist, besteht dennoch ein ziemlich regelmäßiger Nachrichtendienst zwischen Liao-yang und der belagerten Festung — geldgierige Chinesen und gewitzigte Soldaten des russischen Grenzwachen-Korps sorgen für die ebenso originelle wie gefährliche Postverbindung. Wir dächten, der russische Oberbefehlshaber hätte diese Gelegenheit vor allem dazu benützen sollen, um dem General Stössel etwa folgenden strikten Befehl zugehen zu lassen: „Konzentration und Ausharren innerhalb Port Arthur selbst!" Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, kann die hartbedrängte Festung nur auf zweierlei hoffen: Zeit und Entsatz vom Norden her. In dem Augenblick, wo die Japaner auf dem Landwege Port Arthur von der übrigen Mandschurei abschnitten, befanden sich an verfügbaren Truppen in Port Arthur selbst rund 17000 und in Dalny etwa 5000 Mann. Es bedarf wirklich nicht der Genialität eines Moltke, um zu begreifen, daß mit dieser bescheidenen Streitmacht allein Port Arthur in keinem Falle zu entsetzen ist. Mit anderen Worten — und ich stehe nicht an, diese für jeden Russen hart klingenden Worte auszusprechen: Port Arthur wird von allen Seiten blockiert bleiben und endlich trotz seiner genügenden Proviantvorräte in die

Hände der Japaner fallen, wenn General Kuropatkin sich nicht baldigst entschließt, eine recht bedeutende Entsatzkolonne zu seiner Hilfe abzusenden.

Wird nun General Kuropatkin dazu imstande sein? Kann und darf er seiner innerhalb des Dreiecks Mukden—Aichatscheng—Haitscheng konzentrierten Hauptmacht soviel Bajonette und Geschütze entnehmen, wie notwendig wären, um Port Arthur zu befreien?

---

25. Mai (7. Juni) 1904.

Der japanische Feldzugsplan bekommt allmählich bestimmte, feste Formen. Von den dreizehn Divisionen — mit den gleichzeitig mobilisierten Reservebrigaden —, die vorerst für den Krieg gegen Rußland bestimmt sind und zum allergrößten Teil den Boden der Mandschurei bereits betreten haben, werden zwei Divisionen gegen Port Arthur vom Norden her operieren, acht Divisionen den Hauptangriff gegen das Gros der Kuropatkinschen Armee unternehmen, während die übrigen drei Divisionen dazu bestimmt sind, vorerst als Rückendeckung zu dienen, den Westen der Mandschurei zu besetzen, das Korps Linewitsch (Chabarowsk) in Schach zu halten u. a. m. Wir können ferner mit einer gewissen Bestimmtheit den Aufmarsch der eben bezeichneten acht Divisionen angeben. General Kuroki geht mit seiner Armee (Garde-, 2. und 12. Division) von Fynchuan-tschen auf Liao-yang; die in Bitsywo und Daguschan gelandete Okusche zweite Armee entsendet ihre drei Divisionen — nach einer anderen Version nur zwei Divisionen — nord- bzw. nordostwärts, die in bestimmten Punkten zu der Kurokischen Armee stoßen sollen; die restlichen zwei Divisionen werden die Korps Noghi und Nodzu stellen. Die Gesamtstärke dieser gegen Kuropatkins Hauptmacht bestimmten Angriffsarmee macht 128 Bataillone,

32 Eskadrons und 56 Batterien aus, wozu noch 8 Bataillone Genie, 9 Bataillone Festungsartillerie, Train u. a. m. hinzukommen — alles in allem rund 135000 Mann mit 445 Geschützen. Soweit ich die Verhältnisse übersehen kann, sind bei Fyn-chuan-tschen gegenwärtig etwa 50000 Mann konzentriert; die übrigen gegen das Gros der Kuropatkinschen Armee anrückenden japanischen Truppen verteilen sich, roh bezeichnet, fächerartig zwischen Aichatscheng im Norden und Siu-jen bzw. Bitsywo im Süden. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß einzelne kleinere Truppenteile der Kurokischen Divisionen den äußersten Rand dieses Fächers bereits überschritten haben, und daß andererseits noch eine geraume Zeit vergehen dürfte, bis sämtliche in Daguschan und Bitsywo gelandeten und noch landenden Truppen zu der Kurokischen Armee stoßen werden.

Wo gedenkt nun Kuroki (oder Marschall Oyama, der angeblich den Oberbefehl über sämtliche japanische Landtruppen, die in der Mandschurei operieren, demnächst übernehmen soll) die Kuropatkinsche Armee anzugreifen? Fast parallel der Eisenbahnlinie, etwa halbwegs zwischen Fyn-chuan-tschen und Liao-yang, läuft ein nahezu ununterbrochener Höhenzug in einer Länge von rund 200 Werst. Dort, wo die fünf Wege (von denen allerdings nur die Mandarinenstraße Fyn-chuan-tschen — Liao-yang als eine verhältnismäßig leicht passierbare Landstraße bezeichnet werden kann), die die Base Fyn-chuan-tschen mit den fünf Eisenbahnstationen Mukden, Liao-yang, Haitscheng, Daschidzjao und Kaitschou verbinden, den eben bezeichneten Bergzug durchschneiden, befinden sich ebenso viele Bergübergänge, die, vom

Norden nach dem Süden bezeichnet, die Namen U-tsi-ling, Muo-tien-ling, Da-ling, Szu-jan-ling und Sy-fan-ling führen. Soviel bekannt geworden ist, hat Kuropatkin alle diese fünf Bergpässe ganz bedeutend befestigt, namentlich Muo-tien-ling, das die Hauptverbindung zwischen Fyn-chuan-tschen und Liao-yang beherrscht, wie es denn auch sofort, nachdem die Japaner die Russen vom rechten Yalu-Ufer zurückgeworfen, allgemein geheißen hatte, Kuropatkin beabsichtige, den Japanern eine Hauptschlacht bei Muo-tien-ling zu liefern. Es hieß aber schon gleich damals, Kuroki werde wohl versuchen, die von den Russen befestigten Bergpässe zu umgehen — und dem scheint auch so zu sein, wenigstens soweit dies Muo-tien-ling und die Mandarinenstraße nach Liao-yang überhaupt anbelangt. Nachdem der rechte Flügel der japanischen Hauptarmee Aichatscheng besetzt, scheint er sich auf Mukden wenden zu wollen, während die linke Flanke, nachdem sie mit den zu ihr vom Süden her stoßenden Hilfskräften Fühlung erlangt, über Siu-jen sich nach der Richtung Da-schidzjao-Haitscheng begeben dürfte. Mit anderen Worten: der japanische Befehlshaber wird versuchen, indem er verhältnismäßig recht weit nach Norden und Süden ausgreift, Kuropatkins Hauptarmee von beiden Seiten zu umgehen und dadurch die Russen „in die Zange zu nehmen", wie sich Feldmarschall Yamagata jüngst ausgedrückt haben soll.

Tatsächlich scheint man im russischen Hauptquartier derartiges zu befürchten, denn nur dadurch läßt sich die Tatsache erklären, daß Kuropatkin einen Teil seiner um Liao-yang in großen Mengen aufgestapelten Vorräte bereits nach dem Norden abschieben läßt. Das scheint darauf hinzuweisen, daß

Kuropatkin unter Umständen gewillt ist, mit seiner Hauptmacht den Rückzug nach dem Norden anzutreten, um dadurch vor allem dem rechten Flügel der anziehenden Japaner zuvorzukommen, d. h. die „Zange“ unwirksam zu machen. Werfen wir einen knappen Überblick über die gegenwärtige Aufstellung der russischen Truppen in der Mandschurei. Die Ende Januar alten Stils angeordnete Mobilisierung konnte gegen Ende März als im großen und ganzen durchgeführt betrachtet werden. Zu jener Zeit hatte Kuropatkin zu seiner Verfügung 9 Schützenbrigaden, eine Infanteriedivision, 60 Eskadrons bzw. Sotnien Kavallerie, 25 Batterien, dazu die nötigen Genietruppen, Train usw. — alles in allem rund 115000 Mann und etwa 200 Geschütze. Das „Korps der Grenzwache“ mit etwa 20000 Mann — eine gut ausgebildete, mit den örtlichen Verhältnissen vorzüglich vertraute Mannschaft — ist in meine Aufstellung nicht mit einbegriffen; ebensowenig die Festungsartillerie. Seit Anfang April alten Stils hat ein systematischer Zuzug weiterer Truppen und Geschütze fast nicht aufgehört, und während der allerletzten Zeit ist die Beförderungsfähigkeit der sibirischen und mandschurischen Bahn so sehr angespannt worden, daß gegenwärtig nicht weniger als elf bis zwölf Militärzüge täglich die mandschurische Grenze in der Richtung nach Harbin passieren können. Es ist daher mit der größten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Kuropatkin schon heute imstande wäre, der gegen ihn anmarschierenden japanischen Armee eine der Anzahl nach ihr gleich starke entgegenzuwerfen. Allerdings sind die Japaner, strategisch betrachtet, ihm überlegen, da sie die Position um Liao-yang unter Umständen

gleichzeitig von drei Seiten umfassen können, und wohl, um diesem eventuellen Kesseltreiben zu entgehen, wird Kuropatkin die Möglichkeit eines Rückzuges nach dem Norden ins Auge gefaßt haben. Ueberdies darf man nicht vergessen, daß, je mehr er sich dem Norden nähert, er desto rascheren Zuzug von Sibirien bzw. vom europäischen Rußland her erhält.

In allerjüngster Zeit sind hier verschiedenfach Gerüchte im Umlauf gewesen, wonach General Kuropatkin sich entschlossen haben sollte, weder den Japanern nach dem Norden auszuweichen, noch ihnen in östlicher Richtung entgegenzutreten, sondern sich südwärts zu wenden, um einesteils Port Arthur zu entsetzen und anderenteils die Japaner etwa innerhalb des Dreiecks Haitscheng—Siu-jen—Wa-fan-tjen anzugreifen. Ohne in die Geheimnisse der Kuropatkinschen Kriegspläne eingeweiht zu sein, möchte ich dennoch diesen Gerüchten nur wenig Glauben beimessen. Wie gern man im russischen Hauptquartier die Entsetzung von Port Arthur auch sehen würde — schon um die öffentliche Meinung in Rußland zu befriedigen, die in Port Arthur eine Art Sebastopol sieht —, muß Kuropatkin dennoch in allererster Linie darauf bedacht sein, seine Rechnung mit der Kurokischen Hauptarmee abzuschließen. Würde er sich nun südwärts wenden, so würde Kuroki wahrscheinlich ihm ruhig ausweichen, sich mit dem Gros seiner Truppen sofort nach Liao-yang werfen und von dort aus die mittlere und nördliche Mandschurei besetzen, d. h. die russischen Streitkräfte völlig vom Norden, von Sibirien, von Rußland abschneiden. Aber damit nicht genug, kann man die

Befürchtung nicht unterdrücken, daß dieser Schachzug der Japaner sofort die Chinesen auf den Kriegspfad bringen und dadurch dem gesamten russisch-japanischen Kriege ein wesentlich anderes Aussehen verleihen könnte.

---

27. Mai (9. Juni) 1904.

Vor wenigen Wochen wurden in Harbin zwei höhere japanische Offiziere hingerichtet. Eine streifende Abteilung der Grenzwache hatte den japanischen Obersten Jo-schi-ko und den Hauptmann Jo-ki in einem Mongolenzelt unweit der mandschurischen Eisenbahnlinie ergriffen. Die Offiziere waren als Mongolenpriester verkleidet und hatten, wie sie vor dem Kriegsgericht später erklärten, die Aufgabe vor sich, die Eisenbahnlinie und Telegraphenleitungen im Nordwesten der Mandschurei zu zerstören.

Ich sah diese beiden Offiziere vor dem Kriegsgericht, ich sah sie beide tags darauf sterben — und bekam dadurch einen Einblick in die Urtiefen der Mongolennatur, obwohl die summarische Gerichtsverhandlung kaum ein Halbstündchen, die Vollstreckung des Urteils noch viel weniger in Anspruch genommen hatte. Ich fing an, das „gelbe Rätsel" zu lösen und zu — fürchten. Manches bis dahin für mich Unverständliche, Unerklärbare wurde mir da plötzlich verständlich und sonnenklar.

Ja, es gibt wirklich eine „gelbe Gefahr"! Und diese Gefahr liegt nicht so sehr darin, daß der Osten Asiens Hunderte von Millionen Schlitzäugiger beherbergt oder daß Japans Industrie lawinenartig wächst, sondern vornehmlich in der ganzen Gedanken- und Empfindungswelt des gelben Mannes, die von

der unsrigen so grundverschieden ist und — man sage was man wolle — der unsrigen in gar mancherlei überlegen ist. Da stehen zwei sonnenverbrannte, kleinwüchsige, im Urjapanertum auferzogene Offiziere, die mit einer tiefen Verbeugung ihr Todesurteil entgegennehmen und tags darauf auf dem Hinrichtungsplatze fünf Minuten vor dem verhängnisvollen Kommando in größter Seelenruhe ihre Zigarette rauchen . . . Da knien in Mukden außerhalb der Stadtmauer auf dem „Blutfelde" sechs eingefangene Chunchusen vor dem Henker, und während dieser schon sein messerartiges Schwert erhoben, ruft einer der Verurteilten noch schnell ein Witzwort den versammelten Zuschauern zu, und die Volksmenge bedenkt den Witzbold mit einer herzlichen Lachsalve . . . Da sehe ich in Kwang-tscheng-tzy auf dem Marktplatze einen halbnackten, greisen Bettler liegen, dem gestern ein herumstreifender Wolf das ganze linke Bein zerfetzt; blutend, hilflos, ohne Verband liegt er da stundenlang, unterhält sich mit den Vorübergehenden und kaut einige Reiskörner . . . Da wird in Harbin ein chinesischer Einbrecher „von Rechts wegen" gefoltert — und, gütiger Himmel, welch entsetzliche, echt asiatische Folter! —; sein ganzer Körper ist aufgerissen, zerschlagen, ausgerenkt, geschunden, aber kein Jammerlaut entfährt seinen Lippen, und in den Pausen plaudert er mit den Henkersknechten . . . . Ist dies alles Mut, Tollkühnheit, Todesverachtung, Spartanergeist, Fatalismus, abgeklärter Buddhismus? Mögen sich Seelenkunde, Religionswissenschaft und Physiologie mit dieser Frage befassen — ich sehe darin auf alle Fälle eine schreckliche Gefahr für das alternde, körperschwache, entnervte, klügelnde,

überkulturelle Europa. Eine Rasse, die so zu leben, zu leiden und zu sterben versteht, kann allerdings eines Tages alle unsere „heiligen Güter" — die, Gott sei's geklagt, oftmals gar so wenig heilig sind! — hinwegfegen, in Atome zerstäuben.

Zum dritten Male seit zehn Jahren hat sich jetzt die gelbe Rasse als solche gegen das Europäertum erhoben. Im Grunde genommen, hat der moderne Japaner vor dem Boxer oder Chunchusen nur das voraus, daß er ein Spielzeug-Parlament und Spielzeug-Hochschulen besitzt, daß seine Offiziere in „schneidigen" Uniformen stecken und seine Soldaten aus tadellosen Gewehren tadellos feuern. Seine Empfindungs- und Gedankenwelt konnte die nagelneue in Europa gefertigte Politur doch wohl schwerlich gleichsam über Nacht entmongolisieren. Zu Friedenszeiten mag der Japaner mit Iwanow Handel treiben, bei Schultze Medizin lernen, bei Durand seine Halstücher oder bei Johnson seinen Frack bestellen und seinen Rassenbruder Tseng und Chang bespötteln. Aber man täusche sich ja nicht: bricht der Tag der blutigen Bilanz an, so fühlt er sich mit Tseng und Chang eins und wird mit diesen zusammen Iwanow, Schultze, Durand und Johnson samt und sonders die Gurgel abschneiden. Und was nicht minder wichtig ist: dies weiß sehr genau nicht nur jeder Japaner, sondern auch jeder Tseng und Chang von Harbin bis Hongkong und von Wladiwostock bis Kaschgar, selbst jener Tseng, der damals in den schweren Tagen von Shimonoseki mit den Zähnen geknirscht. Vor allem weiß dies aber jeder Mandschure, gleichviel mag er als „Dzjan-Dzjun" (General-Gouverneur) von Mukden russische Generale und ausländische Zeitungsmänner

in die Geheimnisse der vornehmen chinesischen Küche einweihen oder als schutzloser Lastträger in Harbin sich schier teilnahmslos von einem angetrunkenen Russen den entblößten Rücken mit der Kosakenknute bearbeiten lassen. Mandarine oder Kuli — Japans Feind ist sein Feind, und er wird sofort seinem Rassenbruder zu Hilfe eilen, sobald er sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit davon überzeugt hat, daß der Japaner dem Feinde überlegen ist. Denn darin ist er urechter Asiate: er wird sich nur auf ein bombensicheres Geschäft einlassen, nachdem er in den letzten Jahren mit seinen Aufständen gegen Europäer nicht gerade Seide gesponnen.

Vor gar wenigen Wochen stand die ganze Mandschurei am Vorabend eines allgemeinen Chinesenaufstandes. Es war dies in den blutigen Tagen von Turentschen, wo so viel russisches Blut geflossen und die Japaner ihren ersten großen Sieg errangen. Japanische Spione, japanische Emissare — und die ganze Mandschurei ist heutigentags trotz Kriegsgesetze und Kriegsgerichte mit einem engmaschigen Netz von derartigen Spähern und Aufwieglern bedeckt — hatten mit Blitzeseile und in „passender" Beleuchtung den Sieg am Yalufluß überall und jedermann in den Häusern, Gastwirtschaften, Basaren zugeraunt. Und welche Wandlung sofort in den bis dahin scheinbar gleichgültigen Chinesenmassen! Kein süßliches Lächeln mehr auf den braungelben Gesichtern, kein untertäniges Knicksen und Dienern mehr vor jedem Nichtmongolen. Verdächtige Anzeichen mehrten sich damals von Tag zu Tag. Aus den russischen Ansiedlungen in Chailar, Tsitsikar, Bodune, Harbin begann eine Auswanderung der Chinesenweiber, der chinesischen

„boys"; in der Nähe der mandschurischen Eisenbahnstationen erschienen bis dahin dort nie gesehene neue Mongolengesichter, auf den Straßen fand man aufrührerische Proklamationen und geheime „Zeitungen", die chinesischen Teehäuser und Gastwirtschaften hatten abends und nachts noch nie so viele Besucher gesehn. Es roch ordentlich in der Luft nach Aufruhr und Ausstand, und selbst in Harbin, wo doch eine beträchtliche russische Bevölkerung und eine verhältnismäßig starke Garnison sich befindet, brach eine Art Panik aus. Man sagte sich damals: Noch ein japanischer Sieg — und ein allgemeiner Chinesenaufstand ist da! Auch im Amurgebiet knisterte es verdächtig. Es stellte sich heraus, daß japanische Emissare dort schon seit lange eine emsige aufrührerische Tätigkeit unter den eingeborenen Mongolen — Giljaken, Tungusen und Golden — entwickelt hatten, und zwar nicht ohne Erfolg: Auch dort wartete man nur auf die ersten zwei, drei japanischen Siege, um auf die Russen loszugehen. Zu gleicher Zeit gelangten alarmierende Nachrichten aus dem Süden und Südwesten, wo die regulären Chinesenbataillone des Generals Ma, dieser rechten Hand des alten Schlaufuchses Juanschikai, in Garnison liegen. Kurzum, man konnte und durfte keinem Gelbgesicht mehr trauen: Chunchusen entpuppten sich als Reguläre, Kaufleute und Diener — als räuberische Chunchusen, und in Peking selbst wollte man — angeblich! — von alledem nichts wissen.

Nun ist ja bisher kein Aufstand ausgebrochen, denn nach Turentschen hatten die Japaner einstweilen keinen weiteren großen Sieg mehr zu verzeichnen. Aber man täusche sich ja nicht: der Aufruhrfunke

glimmt unter der Asche. Zwischen dem Chingangebirge im Norden und Niutschwang im Süden hausen Millionen von Chinesen, die lieber heute als morgen losschlagen möchten, Chinesen, die schon mehr als einmal Pulver gerochen, jeden Schleichweg, jede Schwäche einer russischen Position kennen und die anrückenden japanischen Divisionen als ihre eiserne Mauer betrachten. Es ist ein offenes Geheimnis, daß selbst im kleinsten Chinesendorfe der Mandschurei Gewehre und Munition vergraben sind, und im übrigen ist jeder Mandschure an sich und seit jeher halb Räuber, halb Jäger.

Sollte diese Chinesengefahr eines Tages zum blutigen Ausbruch kommen, so dürfte sie der russischen Heeresleitung unter Umständen mehr Kopfzerbrechen verursachen, als sämtliche vier Armeen der Japaner. Seit dem Blutbade von Blagowjeschtschensk und der Belagerung von Harbin hat der mandschurische Chinese gar vieles gelernt, und andererseits hat der dortige russische Ansiedler, Beamte und Offizier, gelinde gesagt, sehr wenig getan, um den Eingeborenen das russische Regime achten und lieben zu lehren. Allerdings stehen gegenwärtig auf mandschurischem Boden 200 000 Kuropatkinsche Soldaten, aber diese werden schon ohnehin eine schwere Arbeit haben, bis sie die Japaner aus dem Lande geworfen. Und nun wohnen hinter Mukdens Mauern allein 300 000 Chinesen, und weitere Hunderttausende hausen in Harbin, Aschi-che, Kwang-tschen-tzy, Tsitsikar, Chailar, Millionen in den übrigen Städten, Dörfern, Eisenbahnstationen.

Ich glaube kaum, daß die chinesische Regierung eines Tages offiziell ihre Neutralität von sich streifen könnte. Sie wird dies schon um deswillen nicht

tun, um nicht ganz Europa gegen sich aufzuhetzen. Sollte ein Aufstand in der Mandschurei ausbrechen, dann werden die Schlauköpfe im Tsungli-Yamen von Peking angeblich geharnischte Erlasse gegen die Ruhestörer veröffentlichen, sich von ihnen amtlich lossagen, ja vielleicht gar Kuropatkin um deren Bestrafung ersuchen — und im übrigen seelenfroh sein. Schlägt sich dann selbst Ma's reguläre Armee zu den Aufständischen, so wird man in Peking Juanschikai — in absentia — in die Verbannung schicken — — und nur noch seelenfroher sein. Europas Großmächten ist dann jedwede völkerrechtliche Veranlassung genommen, sich in den ostasiatischen Wirrwarr irgendwie einzumischen, und General Kuropatkin hätte nicht die Japaner, sondern die ganze „gelbe Gefahr" vor und gegen sich. Und diese Gefahr ist wahrlich nicht klein.

5./18. Juni 1904.

Aus Kjachta, dem bekannten Grenzpunkt der mongolischen Karawanenstraße, erhalte ich soeben eine höchst interessante Nachricht. Der buddhistische Oberpriester der nordwestlichen Mongolei, Bandido-Chambo-Lama-Ireltuj, sowie der Verwaltungschef des Selenginskischen Amtsbezirks, Herr Balkaschin, seien gestern auf telegraphischem Wege vom Kommandierenden der nördlichen Mandschurei, General Nadarow, schleunigst nach Harbin berufen worden und seien bereits dorthin abgereist. Dieser Nachricht fügt mein Korrespondent die Bemerkung hinzu: „Diese Berufung bildet hier, an der sibirisch-mongolischen Grenze, das einzige Tagesgespräch, sie hat uns recht nervös gemacht, um so mehr, als die Chinesen und Mongolen in Maimatschin in letzter Zeit ohnehin den Russen gegenüber nichts weniger als liebenswürdig sind." — Ich will hier bemerken, daß zwischen Kjachta und Maimatschin — und diese zwei Niederlassungen bilden eigentlich eine Stadt — die russisch-chinesische Grenze läuft; Kjachta ist russisch, Maimatschin mongolisch. Von hier aus geht die alte Karawanenstraße nach Peking.

Die „Nervosität" der ehrsamen russischen Teehändler von Kjachta mag etwas übertrieben sein; aber so ganz grundlos ist sie denn doch nicht. Ich habe schon früher auf die Gärung hingewiesen, die

seit Beginn des russisch-japanischen Krieges bald hier, bald dort innerhalb der eingeborenen Bevölkerung der Mongolei sich deutlich erkennen läßt. Der mandschurisch-mongolischen Grenze entlang — in Chailar, in Tsitsikar u. a. O. — hörte ich von den Offizieren der Grenzwache, die dort die Rolle einer politischen Polizei spielt, recht beunruhigende Symptome aufzählen, die darauf hinweisen, daß es in der Mongolei unzweifelhaft gärt, daß japanische Emissare im mongolischen Nordosten öffentlich die gelbe Bevölkerung zum Kampfe gegen Rußland auffordern, und daß in jedem Mongolenzelt derartige Proklamationen zu Dutzenden zu finden sind. Soviel ich weiß, bestand sogar vor ganz kurzer Zeit die Absicht, eine größere Abteilung der russischen Grenzwache „zu Aufklärungszwecken" dorthin zu entsenden; dieser Plan scheiterte jedoch an der nun einmal bestehenden Neutralität Chinas und somit auch der Mongolei.

Was den Norden der Mongolei anbelangt, so hat sich in dessen nächster Nachbarschaft bald nach Ausbruch des russisch-japanischen Krieges ein Vorgang abgespielt, der nicht minder zu denken gibt und, nebenbei bemerkt, in Westeuropa gänzlich unbeachtet geblieben ist. Die eingeborene Bevölkerung des Transbaikalgebietes besteht bekanntlich aus Burjaten, die bisher wirtschaftlich und rechtlich von den örtlichen russischen Verwaltungsorganen fast ganz und gar unabhängig waren. Dieses geistig recht entwickelte, fleißige Nomadenvölkchen kannte als höchste örtliche Instanzen seine „Geschlechtsvorstände" und Lamas (Priester), verteilte die schier unabsehbaren Grasflächen unter sich nach althergebrachter Sitte und glaubte seiner Pflicht als russische

Untertanen in genügender Weise nachzukommen, wenn es alljährlich seinen „Jassak" (Naturalsteuern) pünktlich ablieferte. Da bemächtigte sich vor Jahresfrist die Russifizierung auch dieser bisher idyllisch ruhigen Gegend: die naiven Kinder der Burjatensteppen sollten gleichsam über Nacht der russischen Gerichtsbarkeit und Verwaltung unterstellt werden. Es geschah nun, was nicht ausbleiben konnte: die Burjaten wurden aufsässig — wenigstens nach russischen Polizeibegriffen. Sie erklärten einmütig, sich den Reformen nicht unterwerfen zu wollen, wählten aus ihrer Mitte eine Art Ausschuß, und dieser richtete an die Kaiserin eine tränenreiche Bittschrift. Die Folge davon war die Inhaftnahme des gesamten Ausschusses, d. h. der vornehmsten und reichsten „Geschlechtsvorstände" des Burjatenvolkes. Inzwischen brach der russisch-japanische Krieg aus, und da scheint man sowohl in Tschita, dem Verwaltungszentrum des Transbaikalgebietes, als in St. Petersburg sich gesagt zu haben, daß die Zeit zur Einführung von Reformen und zur Aufreizung der mongolischen Burjaten nicht gerade besonders glücklich gewählt sei. Die Russifizierung wurde vertagt, und die Häuptlinge verließen das Gefängnis. Aber die Burjaten wissen nunmehr, was ihnen bevorsteht — — und die chinesische Grenze ist an manchen Stellen nur wenige Werst von ihren Zelten entfernt. Hier erzählt man sich als ein offenes Geheimnis, daß verkleidete japanische Geheimagenten auch jetzt noch, trotz Kriegsgericht und Galgen östlich vom Baikalsee fleißig Gastrollen geben, um die schon ohnehin aufgescheuchten Burjaten ihren Zwecken dienstbar zu machen. Ich höre auch, daß der Generalgouverneur von Ostsibirien, Graf

Kutaissow, sich ernstlich mit dem Gedanken trägt, demnächst eine geheime „Spezialexpedition“ (Straf- oder Aufklärungszug?) über Werchne-Udinsk nach der mongolischen Grenze zu entsenden — wohl ein Beweis dafür, daß man auf russischer Seite weder den Burjaten, noch ihren nordchinesischen Nachbarn traut.

Nicht viel besser sieht es nach dieser Richtung im Westen und Nordwesten der Mongolei und in den angrenzenden sibirischen Bezirken aus. Eine starke politisch-religiöse Gärung hat sich der Mongolen und Kalmücken des russischen Altaigebietes plötzlich bemächtigt. Ich hatte Gelegenheit, russische Händler zu sprechen, die soeben erst aus jener Gegend zurückgekehrt sind; einmütig erklärten sie mir, daß auch diese scheinbar rein religiöse Gärung auf japanische Minierarbeit zurückzuführen ist. Es ist bezeichnend, daß der neue „Gott“, der in einem Seidenzelt in einer Bergschlucht südlich von Semipalatinsk residiert und für das gewöhnliche Kalmückenvolk unsichtbar bleibt, angeblich aus einer mythischen Gegend, namens „Ondo“ („Hondo“ heißt bekanntlich die mittlere größte Insel des japanischen Reiches) gekommen sein soll und von weißgekleideten Koreanern bedient wird. Der neue „Gott“ untersagt den Kalmücken strengstens jeden Verkehr mit den Russen, weissagt die bevorstehende Aufrichtung eines selbständigen Kalmückenreiches und fordert seine Gläubigen — die selbst nach russischen amtlichen Quellen sich bereits auf mehrere Tausende belaufen — zum aktiven Widerstand auf. Auch das ist sonderbar, daß vom Hauptquartier des „Gottes“ alltäglich mündliche Bulletins über die jeweiligen kriegerischen Vorgänge im fernen Osten

ausgegeben werden, und daß diese Berichte nicht nur den Tatsachen entsprechen — wenn auch natürlicherweise stark russenfeindlich gefärbt sind —, sondern auch den amtlichen Berichten zuvorkommen. Nebenbei bemerkt, hat der „Gott" seiner Gemeinde anbefohlen, von nun ab ausschließlich Gold- und Silbermünzen von den russischen Händlern als Bezahlung anzunehmen. Papiergeld wird dort jetzt ohne weiteres zurückgewiesen, wohl aber wird von den Kalmücken in Papiergeld gezahlt. Mein Gewährsmann zeigte mir einen Papierrubel, den er neulich dort erhalten — einen jener charakteristischen falschen Rubelscheine, mit denen Japan seit Ausbruch des Krieges Korea und die Mandschurei überschwemmt. Ich glaube, daß schon diese wenigen Tatsachen völlig ausreichen, um deutlich zu beweisen, wes Geistes Kind der rätselhafte neue „Gott" der Kalmücken ist.

Und so gärt und brodelt es verdächtig längs der ganzen sibirisch-mongolischen Grenze vom Irtitsch bis zur Amurmündung. Man kann es doch wohl kaum einen Zufall nennen, wenn eine ausgesprochen russenfeindliche Aufregung sich binnen 2—3 Monaten nahezu 5000 Kilometer entlang fortpflanzt und sich in gleicher Weise der Golden und Orotschenen, der Mandschuren und Mongolen, der Burjaten und Kalmücken bemächtigt. Es liegt Methode darin — japanische Methode.

---

13. (26.) Juni 1904.

Ich befinde mich seit einiger Zeit wieder in Irkutsk, weitab vom Schuß — ebenso tatsächlich wie figürlich gesprochen. Daß ich ebensowenig wie alle anderen Kollegen das Geknatter der Gewehre und das Donnern der Geschütze vernehme, dafür sorgt das russische Hauptquartier. Daß ich in der Lage bin, ein offenes Wort an das Ausland gelangen zu lassen, ist mein eignes Verdienst, denn Irkutsk ist glücklicherweise weder Mukden noch Liao-yang, wo auf jeden Kriegsberichterstatter ein Dutzend grimmiger Zensoren kommt. Meine bedauernswerten Genossen von der Zunft, die sich jetzt, ohne etwas beruflich tun zu können, von der unbarmherzigen mandschurischen Sonne rösten lassen, würden — ach, gar zu gern! — Jammergesänge über ihre Lage anstimmen; aber da werden sie rings umher von achselbebänderten Generalstäblern blockiert, denen jedweder Hiobsklang ein Greuel ist. Und jeden Morgen wird dort die ewig gleiche Parole ausgeteilt: Juble oder schweige!

Die Ärmsten! Bei 40° C Halleluja zu singen, wo man über seine aufgezwungene Ohnmacht blutige Tränen vergießen möchte! — Und so ziehen die meisten vor, grimmig zu schweigen und zweimal täglich sich im Feldstab die Kriegsberichte vorlesen zu lassen, die aus Mukden und Liao-yang über —

Petersburg nach Mukden und Liao-yang gelangen. Denn erst an der Newa bekommen Kuropatkins und Alexejews amtliche Berichte den letzten Schliff, und erst wenn dadurch der rohe Diamant zum glitzernden Brillanten geworden, wird er dem armen Kriegsberichterstatter feierlichst eingehändigt. Im Hauptquartier nennt man dies „einzig zulässige Informationen“, und alles andere ist vom Uebel. Ein bekanntes russisches Sprichwort erzählt von einer Lage, die „schlimmer als die Lage eines Gouverneurs“ ist; dieses Sprichwort ist uns allen erst jetzt so recht verständlich geworden: Dieses Sprichwort meint wohl die Lage eines ausländischen Kriegsberichterstatters im russischen Heerlager . . .

Doch genug des Scherzes. Es wird nachgerade Zeit, in ernsten und unzweideutigen Worten über die schlechterdings unwürdige Behandlung Klage zu führen, die russischerseits den Kriegsberichterstattern der ausländischen Presse zuteil wird. Ich will hier nicht untersuchen, wer daran die Schuld trägt, ob man in Petersburg oder Mukden oder Liao-yang systematisch und vom Kriegsanfang an Augenbinden und Maulkörbe für uns fabriziert. Tatsache ist und bleibt es, daß der nicht-russische Kriegsberichterstatter, will er nicht nutzlos Zeit und Geld vergeuden, am besten tut, wenn er die Mandschurei schleunigst verläßt. Ich möchte gern jedes harte Wort vermeiden, aber ich kann dennoch nicht umhin, ohne jedwede Beschönigung eine Ansicht auszusprechen, die wohl die Ansicht der allermeisten meiner Kollegen in der Mandschurei ist: wir sind irregeführt worden. Und ich will sofort den Beweis dafür liefern.

Vor mir liegen die mit den Unterschriften des Generaladjutanten Alexejew und des Generalmajors Pflug versehenen „Regeln für die Kriegsberichterstatter im russischen Heere und den russischen Festungen im fernen Osten". Diese „Regeln" sind uns, d. h. den Vertretern der ausländischen Presse, Mitte April bekanntgegeben worden, zu einer Zeit, wo die meisten von uns sich schon Wochen, ja teilweise schon Monate hindurch in der Mandschurei befunden hatten. Kaum gingen uns diese „Regeln" zu, da erfuhren wir sofort, daß sie rückwirkende Kraft genießen. Art. 1 der „Regeln" besagte nämlich, daß nur diejenigen ausländischen Kriegsberichterstatter anerkannt würden, „die von ihren Regierungen an das russische Ministerium des Auswärtigen empfohlen worden sind". Da saßen nun in Harbin, Inkou und Niutschwang ausländische Berichterstatter, die vor Wochen und Monaten, mit ordnungsmäßig legalisierten Pässen und Redaktionsausweisen versehen, dorthin gekommen waren, und nun, bis zu 15000 Kilometer von ihrer Heimat entfernt, sich plötzlich nach „Empfehlungen von ihrer Regierung" umsehen mußten, wollten sie vom Hauptquartier als Kriegsberichterstatter anerkannt werden! Hätte Admiral Alexejew diese seine Forderung anstatt Mitte April Anfang Februar bekannt gegeben — wieviel Ärger, Mühe und Geld wäre den ausländischen Kriegsberichterstattern erspart geblieben. Denn daß sofort nach Ausbruch des Krieges zahlreiche ausländische Blätter Vertreter nach dem fernen Osten entsenden würden, hätte Admiral Alexejew sich doch wahrlich sagen können.

Damit nicht genug, ersahen wir aus den „Regeln", daß tatsächlich dem ausländischen Preßver-

treter jedwede Möglichkeit benommen war, überhaupt faktische Berichte an sein Blatt zu senden. Art. 4 der „Regeln" verbat uns jede Mitteilung nicht nur über „Kriegsvorbereitungen, Anzahl, Lage und Bewegungen der einzelnen Truppenteile" — denn das verstand sich für jeden vernünftigen und anständigen Kriegsberichterstatter wohl von selbst —, sondern auch über „die Resultate des Feuerns des Gegners, Beschädigungen der Positionen und unbrauchbar gemachte Geschütze". Aber auch das war noch zu wenig, und so verboten uns zwei weitere Absätze desselben Art. 4 „jedwede kritische Beleuchtung" und sogar „jede Mitteilung über den Gegner, die geeignet ist, das Publikum übermäßig aufzuregen"! Jedermann, der auch nur zwei Tage Soldat gewesen, wird begreifen, daß dieser Art. 4 sich kurz und bündig wie folgt übersetzen ließ: „Der ausländische Kriegsberichterstatter hat ein für allemal zu schweigen." — — Es wäre vielleicht am klügsten gewesen, wenn sofort nach Bekanntgabe der famosen „Regeln" alle ausländischen Preßvertreter den lehmigen Staub der Mandschurei von ihren Sohlen abgeschüttelt hätten. Aber noch waren unsere Prüfungen nicht zu Ende.

Art. 8 der „Regeln" erzählte nämlich den leichtgläubigen Berichterstattern, daß „auf deren Wunsch das Hauptquartier sie den einzelnen Armeekorps zuteilen wird". Und das war ja schließlich die Hauptsache, denn keiner von uns hatte Tausende von Kilometern zurückgelegt, sich Pferde, Zelte und sonstige Feldausrüstung angeschafft, um dann im Stabsquartier von Alexejew, etwa 200 Kilometer vom nächsten russischen Vorposten entfernt, sich täglich in Petersburg zurechtgeschliffene „Kriegsnachrichten"

vorlesen zu lassen. Der Art. 4 der „Regeln" verbot uns allerdings jedwedes Berichten, dafür gab uns Art. 8 die Möglichkeit des unmittelbaren Sehens — und das war wenigstens etwas. Leichtgläubige Toren, die wir waren! Da dachte der eine an den Yalufluß und General Sassulitsch, den anderen reizte der Kosakengeneral Rennenkampf, der dritte sah sich schon am Lagerfeuer der russischen Vorposten bei Tzin-dschou . . . Denn gar mancher Führer der Avantgarde hatte uns bei seiner Durchfahrt durch Harbin und Mukden freundlich zugerufen: „Sie kommen doch zu meiner Abteilung, nicht wahr?" Eitle Hoffnungen! Unsere russischen Kollegen haben inzwischen allerdings die Erlaubnis erhalten, sich laut Art. 8 den „einzelnen Truppenteilen", d. h. den Kämpfenden, anzuschließen; den Ausländern wird jedoch dies bis zum heutigen Tage nicht erlaubt, und ich weiß aus allererster Quelle (die ich unter Umständen zu nennen bereit bin), daß die ausländischen Kriegsberichterstatter auch für die nächste Zukunft diese Erlaubnis nicht erhalten werden! Man will, wie sich ein maßgebender General noch neulich ausgedrückt hat, „den Herren Ausländern vorerst nicht die Möglichkeit geben, in der Mandschurei Pulver zu riechen."

Der Tätigkeit der ausländischen Kriegsberichterstatter ist somit das Grablied gesungen, und so heißt es für jeden Vernünftigen von uns „rückwärts"! Fünf Berichterstatter — zwei Franzosen, zwei Deutsche und ein Amerikaner — haben die Rückreise denn bereits auch angetreten, weitere werden ihnen demnächst folgen. Es scheint für

unsereinen in der Mandschurei überhaupt nicht geheuer zu sein: Der Vertreter eines bekannten Wiener Blattes ist vor zwei Wochen aus Mukden „mit gebundener Marschroute abgeschoben" worden, und zwar so, daß die Gendarmerie auf der ganzen Riesenstrecke von Mukden bis Moskau davon in einer Zirkulardepesche benachrichtigt worden war. Der Vertreter eines großen New-Yorker Blattes, ein amerikanischer Oberst, ist, wie uns offiziell mitgeteilt wurde, „irrtümlich als Spion" russischerseits erschossen worden . . . Wohlverstanden, die russischen Feldbehörden werden in dem einen wie in dem anderen Falle zweifelsohne auf Grund von vorliegenden Tatsachen oder in gutem Glauben gehandelt haben, aber derlei bedauernswerte Vorgänge verschönern wohl kaum die schon ohnehin unerquickliche Stellung eines ausländischen Berichterstatters am russischen Hauptquartier. — Nichts sehen, nichts berichten zu dürfen, und dabei unter Umständen irrtümlicherweise erschossen zu werden — es dürfte blutwenig Zeitungsschreiber geben, die eine derartige Aussicht für die Dauer fesseln könnte.

---

26. Juni (9. Juli) 1904.

Der erste Akt der Tragödie nähert sich seinem Ende; wohl schon in den nächsten Tagen dürfte der Vorhang fallen. Der sechswöchige Zwischenakt wird dann durch die berüchtigten mandschurischen Regengüsse ausgefüllt werden, die jedwede, auch die kleinste militärische Operation nahezu unmöglich machen.

Das russische Doppel-Hauptquartier in Mukden und Liao-yang — nebenbei bemerkt, birgt sich in dieser Zweiteilung eine der Hauptursachen der bisherigen russischen Mißerfolge — hat zwar durch seine in der neuen Kriegsgeschichte ohne Beispiel dastehende Mißhandlung der ausländischen Kriegsberichterstatter den Versuch gemacht, das mandschurische Trauerspiel unter Ausschluß der Öffentlichkeit sich abspielen zu lassen. Dieser naive Versuch ist ihm jedoch mißlungen: durch die Not gezwungen, haben wir unsere Zuflucht zu einem mehr oder minder engmaschigen Netz von russischen, auf den Vorposten kämpfenden Gewährs- und Vertrauensmännern genommen, die uns auf dem laufenden halten. Aus naheliegenden Gründen ist es noch nicht an der Zeit, die Technik dieser originellen Berichterstattung darzulegen, die jedenfalls wieder einmal beweist, daß in dem Minierkampfe zwischen offizieller Geheimnistuerei und öffentlicher Meinung

die letztere fast immer die Oberhand gewinnt. Doch das nur nebenbei.

Der Vorhang wird also in den nächsten Tagen fallen. Der erste Tag der beginnenden Regenferien wird die Japaner im völligen unbestreitbaren Besitze eines Dreiecks sehen, dessen Hypotenuse die Meeresküste von Tadungou bis Dalny darstellt und dessen Schenkel die Linien Ljang-schang (Muotieling)—Antung bzw. Daschidzjao (oder auch Haitscheng)—Kintschou bilden. Ob bis dahin Port Arthur fallen wird, ist billig zu bezweifeln; die Rolle dieser Festung ist jedoch von vornherein — wenigstens russischerseits — ganz wesentlich überschätzt worden, und erst neulich hat General Dragomirow, der beste — wenn nicht gar der einzige — russische weitblickende Heerführer, auf diese überlieferte Fabel hingewiesen. Die bewerkstelligten Landungen der japanischen Divisionen in Antung, Daguschan, Bitsiwo, Talienwan und Dalny haben, im Grunde genommen, die rasche Einnahme von Port Arthur so gut wie unnötig gemacht. Allerdings werden die Japaner, solange Port Arthur sich hält, mehrere Armee-Divisionen im Norden und Osten vor der Festung konzentrieren müssen, um die Stösselsche Besatzung (etwa 24000 Mann) im Schach zu halten, und werden andrerseits einen großen Teil ihrer Marine angesichts des Goldnen Berges kreuzen lassen müssen. Damit ist aber die Bedeutung Port Arthurs auch fast völlig erschöpft, den Ausschlag werden einzig und allein die Landkämpfe geben.

Genau vor Monatsfrist habe ich an dieser Stelle den Versuch gemacht, ziffernmäßig die Höhe der Kuropatkinschen Armee anzugeben. Es erscheint mir nun nicht überflüssig, in wenigen Worten anzu-

deuten, in welcher Höhe die Verstärkungen seitdem die Grenze der Mandschurei überschritten haben. Die diesbezüglichen russischen Angaben sind, rund heraus gesagt, falsch; ebensowenig ist den Angaben zu trauen, die der eine oder der andere Kollega von Mukden oder Liao-yang aus unter dem Drucke der unbarmherzigen russischen Feldzensur gemacht hat. Um genaue Ziffern angeben zu können, muß man in Irkutsk oder Harbin sitzen: jeder einzige für Kuropatkin bestimmte Soldat hat diese Städte zu passieren, und andrerseits sind wir dort einstweilen noch nicht mit einer Feldzensur gesegnet, die natürlicherweise zu Verschweigungen und Beschönigungen führt. Seitdem ich hinter den Kulissen meine Zelte aufgeschlagen habe, ist wohl kaum eine Kompagnie, eine Sotnia, eine Batterie durch Irkutsk, bzw. Harbin gezogen, die ich nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte; meine Angaben dürfen somit den Anspruch auf strengste Genauigkeit erheben.

Als ich vor Monatsfrist die oben angedeuteten Ziffern gab, war das zehnte Armeekorps in Mobilisierung begriffen. Das ihm auf dem Fuß folgende siebzehnte Korps brachte seine ersten Kompagnien am vorwöchigen Montag durch Irkutsk auf dem Wege nach Liao-yang. Mit anderen Worten: trotz der aufs äußerste angespannten Durchfuhrfähigkeit der transsibirischen Eisenbahn bedurfte das zehnte Armeekorps nicht weniger als 43 Tage, um die Station Irkutsk zu passieren. Zieht man Unvorhergesehenes, wie Beschädigungen der Bahnlinie und Ähnliches, in Betracht und will man annehmen, — was für mich noch sehr zweifelhaft ist —, daß die Chinesische (mandschurische) Ostbahn in der Durchfuhrfähigkeit hinter der sibirischen nicht zurück-

steht, so kann General Kuropatkin bestenfalls an neuen Truppen etwa 1000—1200 Mann täglich erhalten. Das sieht denn doch etwas anders aus, als die Angaben der russischen und selbst einzelner westeuropäischer Blätter, wonach die Kuropatkinsche Armee täglich um 5000 oder gar 7000 Mann verstärkt wird!

Mit dem 17. Armeekorps, dessen Teile gegenwärtig Irkutsk passieren, geht es ebenso langsam voran: die letzten Bataillone des Korps werden kaum vor Anfang Juli (russischen Stils) die Grenze der Mandschurei überschreiten. Wann die jüngst mobilisierten Korps (Petersburg, Ostseeprovinzen, Moskau usw.) die Mandschurei erreichen werden, läßt sich vorerst noch gar nicht übersehen. Heutigentages ist die japanische Armee ziffernmäßig nach wie vor der russischen überlegen, und in gewisser Beziehung wird sie es selbst dann sein, nachdem auch das gesamte 17. und die noch ausstehende Division des 5. sibirischen Armeekorps zu Kuropatkin gestoßen sein wird. Allerdings werden dann die Russen rund 180 Schwadronen Kavallerie gegen nur 72 japanische Schwadronen aufweisen, aber die bisherige Tatenlosigkeit der Kosakendivisionen unter Rennenkampf u. a. haben — woran übrigens Kenner der Verhältnisse nie gezweifelt haben — deutlich gezeigt, daß in einem modernen Kriege der Reiterwaffe (und nun erst gar den berüchtigten Kosaken) eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle beizumessen ist. Dagegen zählen die Japaner in der Mandschurei schon heute 130 Batterien Artillerie, während Kuropatkin selbst nach Monatsfrist erst über 80 Batterien verfügen wird, und was heutzutage eine ergiebige und gutgeschulte Artillerie

bedeutet, haben die Russen in den für sie so bösen Tagen von Wafangou wohl zur Genüge erfahren. Was schließlich die Fußtruppen anbelangt, so beziffert sich die Stärke der Japaner schon gegenwärtig auf rund 230 Bataillone, während Kuropatkin wiederum erst nach Monatsfrist nur 220 Bataillone zu seiner Verfügung haben wird.

Man merke sich ja genau diese Ziffern, die mehr oder minder als authentisch gelten dürfen: sie erklären uns zum Teil, warum Kuropatkin gezwungenermaßen sich fast von Tag zu Tag immer weiter nach dem Norden zurückzieht und warum er zu guter Letzt auch Liao-yang wird aufgeben müssen. Allerdings ist und war es nicht die numerische Überlegenheit der Japaner allein, was zu den argen Niederlagen von Turentschen, Kintschou, Wafangou und Gaitschou geführt hat. Täuscht nicht alles, so wird demnächst auch Daschidzjao in den Händen der Japaner sein und die vereinigte feindliche Armee sich auf dem Wege nach Haitscheng—Liao-yang befinden, und so wird dann ein abschließendes Urteil über die bisherige lange Reihe russischer Mißgriffe leicht möglich sein.

---

6. (19.) Juli 1904.

Die amtlichen Telegramme des russischen Hauptquartiers an den Generalstab in Petersburg werden vom letzteren so wenig geschickt zurechtgestutzt, bevor sie der Öffentlichkeit übergeben werden, daß man auf Grund dieser Berichte tatsächlich außerstande ist, sich auch nur ein annähernd richtiges Bild von der derzeitigen Kriegslage im Süden der Mandschurei zu verschaffen. Die wirkliche Lage wird noch mehr durch den Umstand verschleiert, daß, obwohl der Krieg nunmehr über fünf Monate dauert, im ganzen nichtamtlichen Rußland keine einzige genaue und detaillierte Karte des Kriegsschauplatzes existiert. Bedenkt man überdies, daß die wenigen Kriegsberichterstatter der größeren russischen Blätter sich fast ausschließlich mit dem Niederschreiben von nichtssagenden Stimmungsbildchen befassen und den Vertretern der ausländischen Presse jedwedes Sehen, Hören und faktische Berichten von Amts wegen ein für allemal strengstens verboten ist — nebenbei bemerkt, verläßt ein ausländischer Berichterstatter nach dem andern den so ungastlichen Kriegsschauplatz —, so kann man sich billig nicht wundern, daß, rund herausgesagt, kein Mensch weiß, was da innerhalb des Dreiecks Liao-yang—Fyn-chuantscheng—Kaitschou vorgeht.

Mein militärischer Vertrauensmann, der sich

gegenwärtig beim Korps des Grafen Keller aufhält, übermittelt mir soeben eine Reihe von Daten, die wohl dazu angetan sind, etwas Licht in diesen künstlich gezeitigten Wirrwarr zu bringen. Vor allem mag, entgegen den sich fast alltäglich widersprechenden russischen amtlichen und Zeitungsmeldungen, das eine betont werden: alle fünf Bergübergänge, die nach Liao-yang, Haitscheng und Daschidzjao—Kaitschou führen, sind von den Japanern nicht nur endgültig besetzt, sondern auch noch wesentlich befestigt worden. Leider befindet man sich diesseits recht im unklaren über die Stärke der Japaner auf den einzelnen Übergängen: von den Avantgarde-Divisionen Mischtschenko und Kaschtalinsky ist zwar mehrfach versucht worden, die Sachlage aufzuklären, allein allem Anschein nach dürfte ich mit meiner schon vor Wochen ausgesprochenen Ansicht recht behalten, daß es mit der in die ganze Welt ausposaunten Findigkeit und Schneidigkeit des Kosakenaufklärungsdienstes tatsächlich ganz miserabel bestellt ist. Alles, was wir zur Not festzustellen vermochten, ist: daß die Hauptmacht Kurokis und wohl auch dessen Hauptquartier sich gegenwärtig „irgendwo“ zwischen Fynschui-ling und Muotien-ling befinden — ein mehr als bescheidenes Ergebnis wochenlanger, an Menschenleben recht kostspieliger Rekognoszierungen. Nachdem die vorgeschobenen Korps Sassulitsch und Stackelberg bei Turentschen (Yalu) bzw. Wafangou in so unangenehmer, ja beschämender Weise versagt haben, dürfte wohl jetzt dem Korps Keller die Aufgabe zufallen, den Anprall der Japaner auszuhalten. Das ist eine wenig beneidenswerte Aufgabe: Graf Keller wird mit seinen paar Divisionen den feind-

lichen Anprall, wie gesagt, aushalten müssen, aber nicht aufhalten können. Selbst die nächsten und wärmsten Freunde Kuropatkins beginnen nachgerade den Kopf zu schütteln über die strategischen Grundsätze des Hauptkommandierenden, die dahin gehen, regelmäßig schwächere Abteilungen gegen einen numerisch stärkeren Feind zu entsenden. Ebensowenig versteht man das bisher streng durchgeführte taktische Prinzip — denn das sieht wirklich wie ein Grundsatz aus —, bei jeder Begegnung mit dem Feinde eine Zentrumsstellung mit außerordentlich schwachen Flanken einzunehmen, woraufhin der Feind mit mathematischer Regelmäßigkeit eine erfolgreiche Flankenumgehung vornimmt und die Russen zum Rückzug zwingt. So war es bei Kintschou, so war es bei Wafangou, so war es fast ausnahmslos bei allen zahlreichen kleineren Treffen der jüngsten Wochen.

Doch lassen wir einstweilen die taktischen Einzelheiten beiseite. Strategisch betrachtet, hat Kuropatkin, gelinde gesagt, für Monate hindurch jedwede Möglichkeit eingebüßt, die nunmehr vereinigten japanischen Armeen wesentlich nach dem Osten zurückzudrängen. Man hat sich häufig — auch im Auslande — über das langsame Vorgehen der Japaner gewundert; russischerseits wurde dies zu wiederholten Malen dahin ausgelegt, daß die Japaner den russischen Bataillonen nur zaghaft entgegengingen, daß Epidemien in ihren Reihen wüteten, daß es ihnen an Vorräten mangele u. dgl. m. Alles dies ist, mit Verlaub zu sagen, Unsinn, Selbsttäuschung, Beschönigung. Wenn die Japaner langsam vorgehen, so erklärt sich dies dadurch, daß sie jeden eingenommenen oder besetzten Platz sofort

und nach allen Regeln der modernen Fortifikation befestigen, ehe sie einen Schritt weitergehen. Man macht sich keiner Übertreibung schuldig, wenn man behauptet, daß gegenwärtig der ganze Südosten der Mandschurei, soweit er sich in japanischen Händen befindet, sozusagen einen einzigen befestigten Platz bildet, während Kuropatkin, wie sich jetzt immer deutlicher herausstellt, es nicht einmal für nötig befunden hat, die Bergübergänge, diese eigentlichen Einfalltore, die seine einzige Verbindungslinie mit dem Norden, ja seine Hauptarmee schützen sollten, auch nur halbwegs zu befestigen. Und dabei hieß es nach den beschämenden Tagen von Turentschen, die hitzigen Japaner würden sich an den befestigten uneinnehmbaren Hügeln von Muotien-ling und Da-ling die Schädel einrennen!

Ich kenne die Fortifikationen um Liao-yang, ich habe gesehen, wie man vor einigen Wochen Harbin zu befestigen begonnen, ich habe mir von sachkundiger Seite die russischen Fortifikationsarbeiten an den rechten (West-) Ufern des Yaluflusses genauest erklären lassen. Nun, wenn man russischerseits bescheidene Erdwälle und ein paar seichte Trancheen für das letzte Wort moderner Befestigungskunst hält, so kann ich nur die jungen Offiziere bedauern, die auf der Petersburger Generalstabs- bezw. Militär-Ingenieurakademie die Fortifikationslehre durchgehen. Derlei Spielereien können wohl räuberische Chunchusen, konnten bestenfalls vor einigen Jahren die kriegsunkundigen Chinesen aufhalten, müssen aber vor der streng modernen japanischen Kriegskunst wie Seifenblasen platzen. Es klingt schier unglaublich — ich stehe aber für die Richtigkeit ein —, wenn man hört, daß General Sassulitsch, obwohl

er wochenlang in Erwartung der japanischen Divisionen Kurokis am Westufer des Yalu gelegen, so gut wie nichts getan hat, um dieses Ufer irgendwie zu befestigen: er begnügte sich vielmehr hauptsächlich mit den vorgefundenen halbdemolierten und gänzlich unzulänglichen Befestigungen, die die — Chinesen während des chinesisch-japanischen Krieges vor einem Jahrzehnt aufgeführt hatten! Zähneknirschend erzählten mir davon die bei Turentschen verwundeten russischen Offiziere der heldenhaften „Elfer", die darüber mehr empört waren wie selbst über die skandalöse Flucht des ganzen 22. Regiments an jenem bösen, blutigen Tag. — —

General Kuropatkin scheint nachgerade selbst eingesehen zu haben, daß er selbst im Spätherbst mit den bis dahin neu hinzugekommenen Divisionen nicht imstande sein dürfte, die Japaner aus ihren festen mandschurischen Stellungen nach Korea zurückzuwerfen. Es wird mir nämlich aus einer vertrauenswürdigen Quelle mitgeteilt, daß man im russischen Hauptquartier mit dem Gedanken umgeht, nachdem die Korps 10 und 17 Liao-yang erreicht — demnach etwa Ende Juli a. St. —, sich keine weiteren Kräfte nach dem Süden der Mandschurei entsenden zu lassen, sondern alle weiteren inzwischen mobilisierten Korps nach dem Nordosten, Wladiwostock zu, zu dirigieren. Das läßt darauf schließen, daß Kuropatkin die Absicht hegt, den alten Haudegen Linewitsch, der gegenwärtig in Untätigkeit in Chabarowsk bzw. Wladiwostock verharrt, etwa im Spätherbst an der Spitze einer größeren Armee in Korea im Rücken der Japaner einfallen zu lassen. Dieser Gedanke — vorausgesetzt, daß die mir über-

mittelte Nachricht zutrifft — hat entschieden vieles für sich. Ich habe soeben angedeutet, daß es nach Lage der Dinge fast unmöglich erscheint, die Japaner aus dem sehr stark befestigten südöstlichen Rayon herauszuschlagen. Wenn es nicht schon vor dem Beginn der Regenperiode geschieht, werden die Japaner zweifellos sofort nach Schluß der Regenzeit weiter nach dem Westen und Nordwesten vordringen, und dann wird Kuropatkin wohl oder übel seinen Rückzug auf Harbin antreten müssen. Anders, wenn dann eine starke russische Armee in den Rücken der Japaner fällt, etwa entlang der Luftlinie Wladiwostock—Pchön-yang. Gegenwärtig operieren in Nordkorea lediglich einige waghalsige russische Kavalleriehäuflein, die natürlich der weit nach dem Westen vorgedrungenen Kurokischen Armee nur sehr wenig Kopfzerbrechen verursachen. Eine größere Armee Linewitsch aber würde, einmal an den Norden Koreas gelangt, die Japaner in der Mandschurei früher oder später zum Wanken bringen. Ich will hier diese Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten nicht näher ausführen; es dünkt mich einstweilen hinreichend, darauf hinzuweisen, daß Nordkorea nach wie vor die natürlichste Base der japanischen Landmacht ausmacht, die sie unter keinen Umständen aufgeben darf, und daß die militärische Lage dieser Landmacht in der Mandschurei sich zu einer geradezu verzweifelten gestalten würde, gelänge es einem starken russischen Heere, den Japanern diese natürlichste Verbindungslinie abzuschneiden.

Allerdings haben wir es hier vorerst noch mit einer Zukunftsmusik zu tun. Denn noch haben die Korps 10 und 17 erst zum Teil Liao-yang erreicht;

ist deren Transport vorüber, so wird, wie ich höre, die chinesische (mandschurische) Ostbahn etwa 16 bis 19 Tage hindurch jedweden Truppenverkehr einstellen, um während dieser Zeit lediglich Militärgüterzüge laufen zu lassen. Somit könnten bestenfalls und frühestens erst nach etwa 50 Tagen die ersten Truppen ihren langen Weg vom europäischen Rußland nach dem Amur antreten. Und bis dann ein einziges Korps Nikolsk-Ussurisk oder Wladiwostock erreicht, bis dann dieses frische Korps den Weg vom Amur bis Nordkorea zurückgelegt, könnten die tollkühnen Japaner, Kuropatkin vor sich schiebend, am Ende schon längst Liao-yang hinter sich gelassen haben. Denn das Kriegsglück scheint sich dauernd ihren Bataillonen zugewandt zu haben.

* * *

Nachschrift. Soeben gelangt hierher die Nachricht, daß das Korps Keller vorgesten versucht hat, die Japaner von Muotien-ling zu verdrängen. Der Versuch mißlang: die Russen verloren — angeblich — 2000 Mann und wurden von den Japanern nach dem Nordwesten zurückgeworfen. Meine eingangs der heutigen Zeilen ausgesprochenen Befürchtungen haben sich demnach noch viel früher, als ich gedacht, vollauf bestätigt. Übrigens wieder einmal die alte Geschichte: Graf Keller hatte kaum drei Divisionen zu seiner Verfügung.

9. (22.) Juli 1904.

Ich hatte mir schon längst vorgenommen, jedermann vor einer sehr trüben Quelle zu warnen, aus der die russischen Telegraphenagenturen seit einiger Zeit vornehmlich zu schöpfen pflegen. Die „chinesische Quelle" scheint nachgerade zum Hauptberichterstatter des russischen offiziösen Telegraphen ernannt worden zu sein, und merkwürdigerweise hat sie von Tag zu Tag und ausschließlich von argen japanischen Niederlagen zu berichten. Die „chinesische Quelle" war es unter anderem, die am vorigen Sonntag, just während die Japaner bei Muoiten-ling die Regimenter des Kellerschen Korps vor sich hertrieben, durch den russischen Draht der staunenden Welt verkündete, die gesamte japanische Armee befände sich auf dem Rückzuge; sie war es auch, die sechs Tage vorher erbarmungslos 30000 Japaner vor Port Arthur durch russische Landminen in die Luft sprengen ließ. Die männermordenden Ruhr-, Cholera-, Hungertyphus- und Schlafsuchtepidemien in den japanischen Reihen stammen aus derselben anrüchigen Quelle; ihr sind schließlich auch die gruseligen „Japanergreuel" an erschossenen Kosaken zuzuschreiben, in deren täglichen Ausmalung sie sich mit dem braven russischen Rittmeister aus edlem Bourbonenblut redlich teilt. Kurzum, wollte man diese „Quelle" nach ihren Worten beurteilen, so

müßte man annehmen, daß auf dem gewaltigen Länderstrich zwischen Zizikar und Port Arthur eine gelbe Bevölkerung hause, deren Russenliebe mindestens ihrem Japanerhaß gleichkommt. Die russischen Tageszeitungen scheinen denn dies auch anzunehmen. Die Berichterstatter der „Nowoje Wremja", „Ruß", „Rußkoje Slowo" u. a. m. werden ganz sentimental, wenn sie ihren Blättern erzählen, wie die guten, lieben, angeheiterten „Chodzes" (eine russisch-mandschurische Bezeichnung der Chinesen) Arm in Arm mit nicht minder angeheiterten russischen Reservisten im russischen Feldlager Soldatenlieder brüllen, einstimmig die verd . . . . „Makakis" verwünschen, den heranziehenden Japanern keinerlei Nahrungsmittel verkaufen usw. Allerdings erklingt von Zeit zu Zeit ein arger, häßlicher Mißklang in diesem Liebeszwiegesang. Da hört man, daß General Ma 50000 Gelbgesichter im Westen konzentriert, die so ganz und gar nichts von den Russen wissen wollen; da überfallen fast täglich chinesische Chunchusen russische Niederlassungen, Bahnstationen, Feldposten; man hört, daß die chinesischen Dorfbewohner jede Bewegung, jede versteckte Batterie der Russen dem Feinde signalisieren. Allein, was scheren derlei Liebesneckereien die Petersburger Telegraphenagenturen! Die „chinesische Quelle" ist und bleibt für sie ein höchst beliebter, vertrauenswürdiger Gewährsmann.

Seitdem das russische Doppel-Hauptquartier die nichtrussischen Kriegsberichterstatter den beglaubigten Venuspriesterinnen gleichgestellt hat — für jene wie für diese ist Liao-vang unbetretbar, jene wie diese können ohne weiteres „per Etappe" nach dem europäischen Rußland abgeschoben werden

u. ä. m. —, gehen alle russischen Kriegsnachrichten nach dem Auslande fast ausschließlich durch den Destillierkolben der beiden Petersburger Telegraphenagenturen: der „Russischen Telegraphenagentur“ und der — von Herrn Witte seinerzeit ausschließlich für Handelsnachrichten ins Leben gerufenen — „Handelstelegraphenagentur“. An der Tätigkeit der ersteren läßt sich nur wenig aussetzen. Sie hat alle Hände voll zu tun, um die amtlichen Berichte aus dem russischen Hauptquartier zu veröffentlichen, die ihr, natürlich in passender Weise zurechtgestutzt, aus dem Petersburger Generalstab zugehen. Ihre sog. „eigenen Berichterstatter“ bestehen aus 3—4 jungen russischen Offizieren in Mukden, die weit, weit von den eigentlichen Schlachtfeldern entfernt und von einem Dutzend von Vorgesetzten und Kriegszensoren unablässig kontrolliert, naturgemäß nichts Wesentliches und Wahres berichten können und dürfen. Anders die „Handelstelegraphenagentur“, der von Amts wegen die Abteilungen „Phantasie, Stimmung und Dichtung“ überwiesen sind und zu diesem löblichen Behufe die nötigen Geldmittel aus dem Finanzministerium zur Verfügung gestellt werden. Diese poetisch angehauchte „Agentur“ ist es hauptsächlich, die aus dem dichterischen Munde ihrer „Spezialkriegsberichterstatter“ (in ihrem Hauptamt vornehmlich ehrgeizige Buchhalter der russisch-chinesischen Bank oder nach Druckerschwärze lüsterne Subalternbeamte der mandschurischen Eisenbahn) Minen, Schrecken, Hunger und Epidemien unter und über Zehntausende von Japanern alltäglich bringt. Sie und fast nur sie allein hat auch die berühmte „chinesische Quelle“ ins Leben gerufen, diesen großen Unbekannten, der die Japaner so sehr

haßt und dessen Aussagen — die in der Regel 12—24 Stunden hindurch unberichtigt bleiben — die leichtgläubigen russischen Zeitungsleser schon so oft zu großen Champagnerausgaben verleitet haben.

Die Drahtberichte dieser phantasiereichen „Agentur“ geben meines Wissens auch an das Ausland, wo ihnen am Ende ein gewisses Gewicht beigelegt werden könnte, da auch dort nicht unbekannt ist, daß die „Handelstelegraphenagentur“ ein russisches Regierungsunternehmen darstellt. Und so wollte ich es nicht unterlassen, vor dieser Entenbrutanstalt mit allen ihren russischen und chinesischen „Quellen“ nachdrücklichst zu warnen.

Es gibt demnach keine vertrauenswürdigen und zutreffenden „chinesischen Quellen“? O ja, nur daß sie den offiziösen russischen Telegraphenmännern nicht zugänglich oder aber nicht — genehm sind. Jedermann, der Gelegenheit hatte, durch Ost- und Zentralafrika zu reisen, wird sich des öftern gewundert haben über die schier unglaubliche Schnelligkeit, mit der ohne regelmäßige Postverbindung und Telegraph wichtige Nachrichten Hunderte von Meilen durchlaufen. In den mongolischen Steppen und jetzt auch in der Mandschurei hatte ich sehr oft Gelegenheit, das gleiche Phänomen zu bewundern. In Fu-dja-tun, einem großen Chinesendorf unweit Harbin, war es beispielsweise, wo der alte Wirt eines Chinesenteehauses, dessen Vertrauens — der Himmel mag wissen, warum — ich mich ständig zu erfreuen hatte, mir geheimnisvoll den Übergang der Japaner über den Yalu zuflüsterte, und zwar 36 Stunden bevor der amtliche Telegraph diese Nachricht nach Harbin übermittelt hatte. Am Tage

nach dem Untergang der „Petropawlosk“ mit dem armen Admiral Makarow befand ich mich auf der Fasanenjagd — diese Tätigkeit ist den ausländischen Zeitungsleuten glücklicherweise freigegeben — unweit Tao-lai-tschou auf der Route nach Mukden. Mein Jagdgenosse, der russische Generalstabsoberst Njetsch — — w, hatte, der herumstreifenden Chunchusen wegen, einige bewaffnete Kosaken mitkommen lassen. Spät abends machten wir in einem jämmerlichen, gottverlassenen Chinesendörfchen Halt. Da merke ich plötzlich, daß ein paar Mandschus mit wahren Galgengesichtern sich in ihrem originellen russisch-chinesischen Kauderwelsch angelegentlichst mit unseren Kosaken unterhalten, die ihrerseits recht ungläubige Gesichter zur Schau tragen. Ich trete näher — und was höre ich da? „Großer Schiff in Tung-jing (Port Arthur) ertrinken! Großer russischer General ertrinken! Viele, viele Russen ertrinken!“ schreien die gelben Gentlemen durcheinander. Wir achteten natürlicherweise auf dieses Gerede nicht, aber zwei Tage später kam die amtliche Trauerbotschaft von dem Untergange Makarows mit seinem Flaggschiffe! In der Morgendämmerung war das Unglück geschehen — am Abende des nächsten Tages sprach man davon bereits in einem weltverlorenen Chinesendorf, Hunderte von Kilometern von Port Arthur entfernt.

Ich könnte noch mehrere derartige Beispiele anführen, die deutlich beweisen, daß die Chinesen, mögen sie nun in der Mandschurei, in der Mongolei oder in Ostsibirien und Transbaikalien wohnen, sich eines engmaschigen Berichterstatternetzes bedienen, das geradezu bewundernswürdig schnell und zuverlässig arbeitet. Uns allen geht hier, auf russischer

Seite, jedwede Kenntnis der Struktur dieses Netzes ab; wir wissen nur, daß es vorhanden ist, und können höchstens vermuten, daß japanische Geheimagenten, Chunchusen und Juanschikais Emissare dabei keine untergeordnete Rolle spielen. Denn es liegt im ureigensten Interesse aller dieser Aufwiegler, jeden Rückzug, jede Niederlage, jedes Unglück der Russen sofort zur Kenntnis der Chinesen zu bringen; dadurch lassen sich diese am besten für die große Stunde vorbereiten, da die Chinesenerhebung in der Mandschurei proklamiert werden wird.

Diese wirkliche, einzige und gute „chinesische Quelle" bleibt aber den halb- und ganzamtlichen russischen Telegraphenagenturen verschlossen, oder aber ihr Inhalt ist zu unangenehm — weil zu wahr —, als daß er der lesenden Volksmenge hingereicht werden könnte. Die „chinesischen Quellen", von denen wir in den russischen Drahtberichten zu lesen bekommen, befinden sich wohl hauptsächlich in den russischen Stabsquartieren und Redaktionsstuben, und so geben sie ein recht unangenehm schmeckendes Tränkchen ab. Diese höchst verdächtig schmeckende Flüssigkeit mag bestenfalls sich für übergutmütige und vertrauensselige Russen eignen. Allerdings ist deren Zahl nach Turentschen, Kintschou, Wafangou und Muotien-ling selbst in Rußland im merklichem Schwinden begriffen.

---

13. (26.) Juli 1904.

Zwar glaube ich kaum, daß das englische Sprichwort „Prophezeie nur das, was du genau weißt" just und ausdrücklich auf Kriegsberichterstatter gemünzt ist; aber schaden könnte es auf keinen Fall, wenn meine Herren Kameraden von der Feder sich diesen Weisheitsspruch zu Herzen nähmen. Es ist ja für unsereinen recht beschämend, daß sowohl General Kuropatkin als auch Marschall Oyama sich in ihren Kriegsplänen von uns Zeitungsstrategen so ganz und gar nichts vorschreiben lassen; aber schließlich hat der gestrenge Vizezar von Mukden in seiner Gefängnisordnung für Preßleute uns nun einmal dieses Recht nicht eingeräumt — und die Napoleone der Druckerschwärze haben sich damit zu bescheiden, so schmerzlich es auch sein mag, die jedem braven Zeitungsmann innewohnende Prophetenlust unterdrücken zu müssen. Beschränken wir uns also, um des Meistertitels nicht verlustig zu gehen.

Nachdem ich diese überaus weise und beherzigenswerte Regel niedergeschrieben, will ich nunmehr daran gehen, sie zu — brechen. Ich will mich in der Prophetie versuchen, und zwar aus folgenden Gründen. Bei Wafangou verwundete Offiziere haben mir nicht nur einen recht interessanten Überblick über die derzeitige Lage im Süden der

Mandschurei geliefert, sondern auch noch einen seitenlangen Brief mitgebracht, von einem im Felde stehenden hohen russischen Offizier an mich adressiert, dessen Name als der eines klugen Strategen und tapferen Feldoffiziers auch über die Grenzen Rußlands hinaus einen guten Klang hat. Nur ungern widerstehe ich der Versuchung, den Namen dieses meines Gewährsmannes hier zu nennen; aber aus naheliegenden Gründen muß ich mir dies für später vorbehalten. Dieser offenherzige, leidenschaftslose Brief ist es vornehmlich, der mich heute veranlaßt, mich in der mir sonst ungewohnten Rolle eines Propheten zu versuchen.

Während ich diese Zeilen niederschreibe, dürfte der letzte russische Soldat Niutschwang bereits verlassen haben. Allerdings werden wohl noch Tage vergehen, bevor die recht saumselige amtliche russische Berichterstattung diese Tatsache der breiten Öffentlichkeit mitgeteilt haben wird. Denn so verlangt es der wenig zufriedenstellende russische Brauch; so war es bei dem Rückzug von Gaitschou, so war es bei der Auslieferung von Inkou. Es kann nunmehr kein Zweifel darüber bestehen, daß Kuropatkin seinen ursprünglichen Kriegsplan völlig umgearbeitet hat. Wohl war es vom Anbeginn des Krieges an klar, daß der russische Befehlshaber weder in der Lage noch gewillt sein konnte, den äußersten Süden oder den äußersten Osten der Mandschurei den anstürmenden und ihm der Zahl nach überlegenen Japanern vorzuenthalten. Der Süden bis etwa Futschou (auf dem Meridian von Bydziwo) und der Osten bis etwa Fyn-chuan-tschen waren eigentlich von vornherein für die Russen verloren. Den Feind aber weiter vordringen zu lassen, lag allem

Anschein nach nicht in dem ersten Kriegsplan des russischen Hauptquartiers: selbst ein so anerkannter Feldherr wie General Dragomirow, der doch zweifelsohne mit allen geheimen Absichten Kuropatkins wohl vertraut ist, erklärte noch in einem der jüngsten Hefte des Fachblattes „Raswjedschik", er sei Mitte Mai eine Wette eingegangen, Kuroki würde nicht über Fyn-chuan-tschen hinauskommen. Im Mai war es auch, wo ich in der Mandschurei von jedermann — vom General bis zum jüngsten Subalternoffizier — zu hören bekam, Kuropatkin werde in den stark befestigten Bergübergängen, die sich ostwärts fast parallel der Eisenbahnlinie hinziehen, den Japanern ein energisches Halt entgegenrufen. Daß der äußerste Westen der Mandschurei, wo der Hauptweg Inkou—Niutschwang das Liao-ho-Tal beherrscht, eines Tages ebenfalls den Japanern ausgeliefert werden könnte, wagte man damals vollends auch nicht im entferntesten anzunehmen. So standen die Sachen noch im Mai.

Woher kam es nun, daß seitdem der Feind nicht nur alle östlichen Bergpässe eingenommen und vom Süden her Daschidzjao erreicht, sondern auch die äußerst wichtige Westlinie Inkou-Niutschwang fast ohne Blutvergießen besetzt hat? Es ist kaum anzunehmen, daß General Kuropatkin die Durchfuhrfähigkeit der sibirischen und mandschurischen Eisenbahn überschätzt haben konnte. Mochten russische und — unter dem Druck der russischen Feldzensur — auch manche ausländische Kriegsberichterstatter jubelnd noch so oft verkünden, die Eisenbahn bringe alltäglich der russischen Feldarmee eine Verstärkung von soundsoviel tausend Mann: Kuropatkin selbst wußte natürlicherweise ganz genau, daß seine

Bataillone im günstigsten Falle einen täglichen Zuwachs von kaum über 1000 Soldaten im Durchschnitt erfahren können. Er war demnach sehr wohl in der Lage, zur Zeit, als die Japaner über den Yalu gingen, genauest auszurechnen, ob er stark genug sein würde, den feindlichen Heermassen längs der Bergübergänge erfolgreich einen Damm entgegenzusetzen. Wenn man trotzalledem in den höchsten russischen militärischen Kreisen noch Anfang Mai den Gegner an den östlichen Bergpässen aufhalten zu können glaubte, so möchte ich dies hauptsächlich damit erklären, daß man sowohl in Liaoyang als in Petersburg die feindlichen Befehlshaber arg unterschätzt und die eigenen stark überschätzt hat. Die Namen Kuroki, Oko, Nodzu, Hasegawa, Nischi, Ynoye u. a. m. waren in Rußland, selbst in militärischen Kreisen, so gut wie gänzlich fremd; hatte sich der eine oder andere dieser Generale auch im chinesisch-japanischen Kriege oder später unter Waldersee etwa hervorgetan, so waren es schließlich doch „nur Chinesen", mit welchen sie damals zu tun gehabt. Ich mache mich stark, den Beweis zu liefern, daß man noch Anfang Mai im russisch-mandschurischen Doppelstab von den japanischen Befehlshabern nicht anders wie mit lächelnder Geringschätzung sprach. Es scheint, daß selbst ein so kluger Mann und ruhig abwägender Feldherr, wie es General Kuropatkin zweifellos ist, einer längeren Zeit bedurfte, um sich von diesem verhängnisvollen Irrtum freizumachen. Andrerseits konnte man wirklich beim besten Willen nicht annehmen, daß ohne Ausnahme alle russischen kommandierenden Generale, die inzwischen dem Feinde gegenüberstanden, so schlecht abschneiden würden. Ich kenne die russische

Armee seit nahezu zwei Jahrzehnten, ich schätze die Tapferkeit, die Ausdauer des russischen Soldaten außerordentlich hoch, ich zähle im russischen Offizierkorps gar manchen Freund, den ich als Menschen und Kriegsmann achten gelernt habe. Aber gerade deswegen möchte ich mir erlauben, hier ein offenes Wort auszusprechen, das von den Worten meiner arg zensurierten, den russischen Offizier und Soldaten vielleicht zum ersten Male sehenden und dessen Sprache nicht verstehenden Kollegen grell abstechen dürfte: zwischen den Tagen von Yalu und denen von Muotien-ling sind viele Dinge vorgefallen, die ich im Interesse der braven russischen Armee lieber nicht gesehen hätte. Es ist tief zu beklagen, daß General Sassulitsch bei Yalu, strikt entgegen den an ihn ergangenen Befehlen Kuropatkins, ohne wesentliche Artillerie und ohne Reserven mit unglückseligen drei Regimentern der Kurokischen Armee entgegentreten zu können glaubte. Es ist tief beschämend, daß, während die russischen Regimenter 11. und 12. damals wahre Heldentaten verübten, das ganze 22. Regiment in heilloser Angst die Flucht ergriff, Gewehre und Munition von sich werfend. Es tut einem ordentlich weh, wenn man hört, wie General Stackelberg, dessen Heeresstärke bei Wafangou nicht geringer als diejenige seines Gegners war, durch einen gar nicht zu entschuldigenden taktischen Fehler einen Teil seines Korps in einen Talkessel hineindirigierte und seine dort befindlichen Bataillone von dem auf den Bergen und Hügeln von beiden Seiten befindlichen Feinde niederkartätschen ließ. Wie kopflos man russischerseits dort vorging, beweist die mir von einem Teilnehmer mitgeteilte Tatsache, daß während des all-

gemeinen Rückzuges dem arg bedrängten 3. sibirischen Schützenregiment der Rückzugsbefehl volle sechs (!) Stunden hindurch aus purer Vergeßlichkeit des Oberkommandos nicht übermittelt worden war — die schrecklichen Folgen dieser ungeheuren Vergeßlichkeit spiegeln sich in den langen, langen Verlustlisten dieses unglückseligen Regiments wider. Graf Kellers verlustreicher Kampf in den Pässen von Muotien-ling war, gelinde gesagt, überflüssig und soll ebenfalls entgegen den direkten Befehlen des Höchstkommandierenden erfolgt sein. Die Japaner hatten durch wochenlanges Arbeiten die Bergpässe so stark befestigt, daß es einfach lächerlich war, mit einem einzigen nicht einmal vollzähligen Korps und mit ganz unzulänglicher Artillerie den Feind dort anzugreifen, aus der angeordneten Aufklärung eine regelrechte und naturgemäß aussichtslose Schlacht sich entwickeln zu sehen.

Nahezu ein halbes Jahr ist vergangen, seit russische Truppen in der Mandschurei kämpfen, und durch alle seitdem erfolgten Kämpfe und Scharmützel zieht sich wie ein roter Faden folgendes an sich beklagenswerte, aber leider nicht mehr wegzuleugnende Ergebnis: der russische Soldat läßt gar nichts, der Offizier manches, der General fast alles zu wünschen übrig. Und was noch mehr beklagenswert ist: der einfache, ungebildete, aber, wie jeder russische Bauer, mit einem gesunden Menschenverstand begabte Soldat hat dies alles allmählich selber eingesehen und urteilt über die Lage der Verhältnisse in der Südmandschurei viel schärfer, als man dies eigentlich von den Söhnen des halbverhungerten russischen Muschiks annehmen sollte. Ich habe in den jüngsten Wochen Hunderte und

Hunderte von Verwundeten vorüberziehen sehen, ich habe mit ihnen in ihrer originellen Bauernsprache geplaudert und dadurch, wie der Russe sagt, „ihre Zunge aufgeknüpft“, ihr Vertrauen gewonnen, ihre Ansichten gehört. Jammerschade, daß meine Herren Kollegen von der Feder, der Landessprache unkundig, sich diese besten Unterlagen entgehen lassen müssen, sie würden sonst ihre gefühlvollen Ansichten über das „Familienverhältnis zwischen Generalität, Offizierkorps und Soldaten“ — so hat sich erst neulich ein Berliner Kollege ausgedrückt — wesentlich ummodeln. Ich will diesen wenig erquicklichen Gegenstand hier nicht weiter verfolgen; genug — seit Turentschen, Wafangou und Muotien-ling ist der russische Soldat etwas schopenhauerisch geworden, und man wird in Liao-yang wohl oder übel mit dieser recht unangenehmen Tatsache zu rechnen haben, um so mehr als, beiläufig gesagt, Intendantur und Rotes Kreuz blutwenig dazu beitragen, diesen Soldaten fröhlicher zu stimmen. Über diese beiden an sich hochehrwürdigen Institute herrscht in den Soldatenreihen nur eine Stimme — und diese klingt wenig anheimelnd.

Nachdem ich in den obigen Zeilen, wie die Herren Ärzte sich in ihrem prächtigen Fachdeutsch auszudrücken pflegen, einiges über Ätiologie, Anamnese und Symptomatologie des uns beschäftigenden „Falles“ gesprochen, will ich zur Prognose, zur Prophetie kurz übergehen. Was hat Kuropatkin nunmehr zu tun? Was wird er tun? Kurz und bündig: Liao-yang ist meines Erachtens nicht mehr zu halten. Täuscht mich nicht alles, so befinden sich bereits heute einige Teile der Kurokischen Armee in der nächsten Nähe der Eisenbahn-

linie Liao-yang—Mukden; daß Kurokis rechter Flügel die Absicht hat, Liao-yang vom Norden zu umgehen, um dann Kuropatkin eventuell den einzigen Weg vom und nach dem Norden abzuschneiden, wage ich nach wie vor fest zu behaupten. Warum dies nur langsam und scheinbar zögernd geschieht, habe ich mir in meinem jüngsten Aufsatz des näheren auszuführen erlaubt; aber an der Tatsache der Umgebung selbst halte ich trotz allen gegenteiligen Ausführungen der Kriegsberichterstatter und Kriegsübersichtler noch immer fest. Nachdem die wichtige strategische und Verproviantierungslinie Inkou—Niutschwang in den Händen der Japaner sich befindet, und der letzte wirklich befestigte Punkt vor Liao-yang (d. h. vom Süden her), nämlich Daschidzjao, jeden Augenblick fallen kann, wäre es, meiner Ansicht nach, wenig angebracht, sich in Liao-yang der Gefahr völliger Umzinglung auszusetzen. Im Osten Daschidzjaos haben die Japaner bereits vorgestern die beherrschenden Hügel besetzt; trotz eines mörderischen Artilleriefeuers konnte die Division Kondratowitsch den Feind nicht zurückdrängen. Im übrigen ist um Daschidzjao die japanische Artillerie wieder einmal bei weitem stärker als die russische, die nicht einmal eine volle Brigade zählt! Auch sonst ist General Stackelberg dort mit seinen 19 Bataillonen und 6 (?) Kosakenregimentern wohl kaum in der Lage, gegen den wesentlich stärkeren Feind etwas auszurichten. Ich halte Daschidzjao schon heute für so gut wie verloren. Allerdings liegt zwischen Daschidzjao und Liao-yang noch der nicht unwichtige Punkt Haitscheng, der den Japanern noch zu schaffen machen dürfte. Aber

dieses Haitscheng liegt in der Mitte zwischen Jnkou und Simutschen und dem Pchanling-Bergpaß, die alle sich bereits in japanischen Händen befinden und hat im Nordwesten einen direkten kurzen Weg nach Niutschwang, das ich als ebenso bereits von den Japanern besetzt erachte. Mit anderen Worten: die feindliche Armee ist in der Lage, bei ihrem Vordringen nach dem Norden Haitscheng von drei Seiten — Süden, Nordwesten und Osten — zu umfassen, und Kuropatkin wird demnach nichts andres übrig bleiben, als entweder auch Haitscheng schließlich aufzugeben oder aber auf diesem verhältnismäßig ebnen, in seiner Umgebung nur wenig koupierten Terrain den Japanern die von der russischen öffentlichen Meinung so sehnsüchtig herbeigewünschte Hauptschlacht zu liefern.

Daß das letztere geschehen könnte, ist ja nicht ausgeschlossen; immerhin wage ich es zu bezweifeln. Trotzdem das 10. Armeekorps bereits vollzählig sich um Liao-yang befindet, und von dem ihm nachfolgenden 17. Korps die ersten Bataillone dort ebenfalls angelangt sind, kann General Kuropatkin noch immer nicht eine den vereinigten japanischen Armeen ziffernmäßig gleich starke Macht entgegenstellen. Der russische Höchstkommandierende, der bis jetzt von dem Genie seiner Unterbefehlshaber so außerordentlich wenig unterstützt worden ist, wird wohl eingesehen haben, daß er mehr denn je sich einzig und allein auf die Anzahl seiner Bajonette stützen könne — und noch ist die Anzahl derer nicht groß genug; sie wird wohl erst im Spätherbst genügend sein, um die Japaner mit einiger Aussicht auf Erfolg zu bekämpfen. Die russische Volksmenge würde allerdings in der Aufgabe von Liao-yang

den Anfang vom Ende erblicken, aber der kluge und kaltblütige Kuropatkin hat sich noch niemals sonderlich viel darum gekümmert, was „man" von ihm spricht oder hält; er hat es auch nicht getan, als er — von der Unterschätzung des Gegners und der Überschätzung seiner Unterbefehlshaber geheilt — seinen Kriegsplan zweimal geändert, den Japanern die östlichen Bergpässe und dann das westliche Liao-ho-Tal ausgeliefert hat. Trotz öffentlicher Meinung wird er schließlich sich mit seiner Armee auch von Liao-yang nach dem Norden zurückziehen, oder aber sich zurückziehen — müssen.

---

14. (27.) Juli 1904.

Was ich gestern als unausbleiblich bezeichnet hatte, ist inzwischen wirklich eingetroffen: Niutschwang ist vom Feinde besetzt, der überaus wichtige Knotenpunkt Daschidzjao nach heftigem Kampfe in die Hände der Japaner gefallen, kleinere Abteilungen der Kurokischen Armee sind bereits vor Liao-vang gesehen worden. Damit ist mir ein Stein vom Herzen genommen, denn ich hatte mich in meiner gestrigen Prophetenrolle immerhin etwas ungemütlich gefühlt. Nachdem der erste Teil meiner Annahmen seine Bestätigung erfahren hat, dürfte demnächst wohl auch der zweite zur Tatsache werden: entweder eine Hauptschlacht bei Haitscheng, oder aber — was ich noch immer für weit wahrscheinlicher halte — Kuropatkins gewollter oder gezwungener Rückzug von Liao-vang dem Norden zu. Die allernächste Zeit dürfte bereits darüber entscheiden.

Ein Freund von mir, der als Artillerieoffizier bei Wafangou gekämpft hat, übersendet mir soeben einige Zeilen, die er — er sei dafür herzlich bedankt —, mit seiner Batterie auf dem Rückzug begriffen, niedergeschrieben hat. Seit den traurigen Tagen von Stackelbergs Niederlage sind allerdings schon Wochen vergangen, und meines Freundes Zeilen mußten, um der Feldzensur zu entgehen, einen recht langen und kuriosen Weg zurücklegen, ehe sie

an mich gelangten, aber ich möchte nicht unterlassen, diesen unter den unmittelbaren Eindrücken einer höchst ungeschickt geleiteten Schlacht erfolgten Herzenserguß eines braven Offiziers hier in getreuer Übersetzung wiederzugeben. Ich lasse den Eingang weg, der rein persönliche Angelegenheiten behandelt, und gebe in folgendem die allgemein interessierenden Hauptstellen wieder. Mein Freund schreibt mir wörtlich:

. . . Der liebe Himmel verhüte, daß ich noch einmal derartiges erlebe, was ich mit meiner Mannschaft bei Wafangou durchzumachen gehabt. Einzelne Vorgänge werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Da stürmt vor uns ein Bataillon die feindliche Redoute. Eine ganze Werst legt dieses Bataillon im völlig freien Gelände zurück und erreicht endlich den Hügel, auf dem sich die zu stürmende Redoute befindet. Die brave Mannschaft ist voller Mut; einzelne warten nicht einmal das Kommandowort ab und fangen bereits an, den Hügel zu erklettern. Da — ertönt das Signal zum Rückzug! Wie aber zurückgehen, ohne die feindlichen Geschütze dort oben zum Schweigen gebracht zu haben? Der Bataillonskommandeur läßt denn auch zur Attacke blasen, aber die soeben erst noch so todesmutige Mannschaft hat schon den allgemeinen Rückzugsbefehl vernommen, und erblassend zittert sie an allen Gliedern. Wie eine erschreckte Herde wendet sich alles rückwärts, läuft, flieht und verliert auf dieser heillosen Flucht, mit den feindlichen Geschützen im Rücken, sieben Offiziere und nahezu 200 Mann! — — Auch der tapferste Soldat wird eben auf dem ihm anbefohlenen Rückzug gar oft zum Feigling. Es ist leicht gesagt: „Halt! Kehrt! Feuer!“ Der auf

dem Rückzug befindliche Soldat hegt nur den einen Gedanken: möglichst rasch hinaus aus dieser Hölle! Wenn er vorwärts geht, so hat er ein sichtbares Ziel vor sich. Er weiß zwar, daß er dieses Ziel nicht ohne Opfer erreichen wird, aber er sagt sich andererseits, daß mit diesen Opfern etwas Wichtiges, Greifbares erkauft sein würde — und so rennt er todesmutig vorwärts. Was ist aber der Zweck jedes Rückzuges? Zweifellos doch nur einzig und allein, sich zu retten, denn jedes Opfer wäre da völlig nutzlos. Und so werden da Helden zu Feiglingen, und darin liegt die schreckliche Tragik jedes Rückzuges. Lasset eine ganze japanische Brigade gegen meine exponierte Batterie anstürmen, und ich will jede Wette eingehen, daß meine braven Jungen nur grimmig die Zähne zusammenbeißen und im übrigen seelenvergnügt richten und feuern würden. Ertönt aber erst einmal das verd . . . . . Rückzugssignal, so habe ich da plötzlich nicht mehr eine kampfeslustige Bedienungsmannschaft vor mir, sondern eine zitternde Schafherde. Und seit fünf Monaten spielen unsere Generale dieses entsetzliche Rückzugsspiel! Das demoralisiert unsere Soldaten weit mehr als schlechte Quartiere, Hunger, knietiefer Straßendreck und tagaus tagein geöffnete Himmelsschleusen.

So ein mandschurischer Wolkenbruch ist allerdings etwas geradezu Entsetzliches. Rings umher nichts als Schlamm und Wasser, das zu reißenden Bächen geworden. Leute und Pferde versinken in diesen Schlamm bis zum Halse, das Wasser reißt mit sich Karren, Patronenkisten, ja — man sollte es gar nicht für möglich halten — Geschütze! Das vierte Korps hatte darunter besonders zu leiden: einzelne Regimenter büßten drei Viertel ihres Trains

ein; es gab auch zahlreiche Ertrunkene dort — und das auf ebener Landstraße. Meine Batterie wurde davon glücklicherweise verschont; dafür stellten sich verdächtige Darmerkrankungen ein, die uns hier überhaupt zu schaffen machen. Eine Kompagnie unseres 6. Geniebataillons war am zweiten Schlachttage per Eisenbahn nach Wafangou gebracht worden; sie verließ den Bahnzug und begab sich sofort in den Kampf. Abends mußte sie sich zurückziehen, und tags darauf erkrankte die Hälfte der Mannschaft und ein Offizier dieser Kompagnie an Brechdurchfall, so daß überängstliche Gemüter schon an Cholera dachten. Zum Glück erholten sich die Erkrankten nach einigen Tagen wieder. Unsere Genietruppen sind allerdings von jeher mit allem glänzend versorgt; viel schlimmer sieht es damit bei der Infanterie aus: in vielen Bataillonen läßt das Schuhwerk schon jetzt gar manches zu wünschen übrig, einzelnen Truppenteilen mangelt es gänzlich an Spiritus und Branntwein, die Feldlazarette bei Wafangou hatten so gut wie gar kein Opium — eine nette Bescherung bei den zahlreichen Fällen von Durchfall.

Am allerschlimmsten sieht es mit der Ausrüstung unserer Soldaten aus, die, rund heraus gesagt, keinen Groschen wert ist. Das Wasser läuft einem ordentlich im Munde zusammen, wenn man auf dem Schlachtfelde die Kleidung, das Schuhwerk, den Ranzen eines gefallenen oder gefangen genommenen Japaners sich betrachtet. Wie lange werden wir, Russen, dem alten Schlendrian noch huldigen? Als ich vor einigen Jahren mit meiner Batterie im Kaukasus stand, da hatte unser allverehrter Artilleriechef, der ebenso gelehrte wie tapfere General Baumgarten, einen Befehl erlassen, jeder

Soldat müsse von der Batterie aus mit einer Schlafdecke, einem Laken, einem Handtuch, einem Eßnapf und einem Eßbesteck versehen werden. Das Geld dazu war reichlich vorhanden, aber — du grundgütiger Himmel! — was für ein Aufruhr entstand da nicht nur in den Reihen der „Alten", die den russischen Soldaten am liebsten im dreckigen, formlosen grauen Mantel der nichtguten alten Nikolai-Zeit sehen würden, sondern auch unter den jüngeren überrussischen Kameraden, die unsern Soldaten im Pagenkorps und in den Petersburger Salons „studieren"! Alles grollte und brummte. „Der russische Soldat auf einem Laken schlafend!" rief höhnisch lachend der eine aus. „Der russische Soldat soll nicht mehr in patriarchalischer Weise seine fünf Finger in die Fünfmännerschüssel versenken, sondern zierlich mit eigenem Eßnapf und Eßbesteck hantieren! Warum nicht gleich auch Serviette, Zahnstocher und Mundspülwasser?" so witzelte giftig ein zweiter. — Kurzum, der gute Baumgarten richtete schließlich nichts aus und starb als pensionierter General und von allen vergessen und verlassen. — Wie oft muß ich jetzt an den trefflichen alten Herrn denken, wenn ich unseren wie ein Packesel beladenen, gebückten, ungewaschenen, vergrämten, im Felde schlecht verpflegten Soldaten sehe und ihn mit dem flotten, zufriedenen, wie ein sauberes Spielzeug aussehenden kleinen Japaner vergleiche. Wie vieles wird dabei mir und so manch anderem ruhig nachdenkenden Kameraden klar! —

Soweit mein Freund, dessen Tapferkeit und warme Vaterlandsliebe schlechterdings nicht anzuzweifeln sind. Um so bezeichnender und beherzigenswerter sind seine bitteren Worte, die überdies mit

alledem übereinstimmen, was ich sonst von vielen im Felde stehenden Offizieren und Soldaten zu hören bekomme. Ein fünfmonatiges systematisches Zurückweichen vor dem vordringenden Feinde mußte eben ein hohes Maß von Kleinmütigkeit und Erbitterung in die russischen Heeresreihen bringen, und ein Höchstkommandierender hat schließlich mit dem Seelenzustand seiner Armee nicht minder zu rechnen wie mit dem Körperzustand derselben. Ich wiederhole: ich wollte, meine anderen ausländischen Kameraden von der Feder wären imstande, sich mit dem russischen Soldaten, dem russischen Offizier in dessen Muttersprache zu unterhalten — sie würden dann weniger hochgelehrte strategische Abhandlungen niederschreiben (die so triefend von Russenlob sind und so selten von der nächsten Zukunft bestätigt werden) und dafür mehr zutreffende Streiflichter auf den gegenwärtigen wirklichen Zustand der russischen Feldarmee werfen. — Im Interesse Rußlands bedaure ich lebhaft, sagen zu müssen: bis jetzt bin ich mit meiner Schwarzseherei noch immer im Rechte geblieben, und ich bezweifle gar sehr, ob die nächste Zukunft mir unrecht geben wird.

(17.) 30. Juli 1904.

Man nennt den Krieg gemeiniglich ein Trauerspiel. Wie in einem solchen glaubt man in den Kriegsvorgängen folgerichtig Aufbau, Knotenschürzung und Lösung finden zu können; ebenso lassen sich die bekannten drei aristotelischen Hauptforderungen mehr oder minder in jedem Kriege nachweisen, und schließlich erregt der Massenkampf „Furcht und Mitleid“ mehr denn zur Genüge. Also ein Trauerspiel nach den strengsten klassischen Regeln. Nur schade, daß nicht nach jedem Aufzuge der Vorhang fällt, ja nicht einmal, wie im Pariser Hause Molières, bei offenem Vorhang drei Schläge jeden neuen Aufzug verkünden. Wann ist im Kriegsschauspiele der einzelne Akt zu Ende, und wann beginnt der neue?

Manche Kriegsberichterstatter wollten nach dem Gefecht bei Kaitschou, bildlich gesprochen, den Vorhang fallen sehen; andere verlegten den Aktschluß auf den Beginn der Regenperiode. Ich möchte mich weder mit der einen, noch mit der anderen Ansicht für einverstanden erklären. Meines Erachtens befinden wir uns gegenwärtig, um beim Bilde zu bleiben, unmittelbar vor Beginn des dritten Aufzuges. Den Schluß des ersten Aktes erlebten wir nach den Tagen von Turentschen: der forcierte Übergang über den Yalufluß entschied die überaus wichtige Ortsfrage; wir wußten nun, daß

die kommenden Schlachten nicht in den koreanischen Gebirgspässen, sondern in den Schluchten und auf den Feldern der Mandschurei geschlagen werden würden. Nach Turentschen begann dann, wie gesagt, der zweite Aufzug, der eigentliche Aufbau des Trauerspiels: die japanischen Divisionen ergießen sich über den ganzen Süden der Mandschurei; Kuropatkin ist nicht imstande — die Russen wollen uns allerdings glauben machen: ist nicht gewillt — sie aufzuhalten; sie besetzen das südliche Meeresufer; sie bekommen endlich alle Bergpässe, diese Pforten zu den Tälern der mittleren Mandschurei, in ihre Gewalt und bemächtigen sich gleichzeitig der Linie Inkou-Niutschwang, der westlichen Rückendeckung der russischen Armee. Mit der russischerseits erfolgten gezwungenen Aufgabe von Daschidzjao schließt nunmehr der zweite Aufzug, denn nun ist das Flachland erreicht, und die russische Heeresleitung kann den Knoten schürzen, d. h., sie muß entweder etwa bei Haitscheng, bzw. Liao-yang eine Hauptschlacht liefern oder aber der Welt beweisen, daß hinter ihrer angeblich beabsichtigten „Lockung" sich Ohnmacht birgt. Ist das letztere der Fall, so werden wir in dem nunmehr bevorstehenden dritten Aufzug Kuropatkins Rückzug auf Mukden, Girin und Harbin zu sehen bekommen.

Bevor jedoch der Vorhang zum dritten Mal in die Höhe geht, dürfte meinen nachsichtigen Lesern vielleicht nicht unerwünscht sein, einen allgemeinen Überblick über die gegenwärtige Lage der beiderseitigen Streitkräfte zu gewinnen. Einen derartigen Überblick zu liefern, ist keineswegs so leicht: die amtliche japanische Berichterstattung ist in jüngster Zeit mehr denn spärlich, während die „aller-

untertänigsten Berichte" aus Liao-yang und Mukden, die, im Petersburger Generalstab höchst ungeschickt destilliert, der weiteren Öffentlichkeit übergeben werden, schlechterdings unverständlich, wenn nicht geradezu irreführend sind — man wird wohl an der Newa wissen, warum. Glücklicherweise höre ich von Zeit zu Zeit kleine, aber kristallklare Quellen rieseln, die dort unten in der Südmandschurei ihren Anfang nehmen und die man bisher weder in Liao-yang noch in Mukden zu stopfen vermochte. An diesen lauschigen Quellen steht kein Aufseher in Generalstabsachselbändern — gemeiniglich Zensor genannt — und sie erzählen mir manchmal recht interessante Dinge.

Doch Poesie ziemt sich nicht für den Kriegsberichterstatter, wenden wir uns also wieder dem nüchternen Alltagsleben zu. In jüngster Zeit ist russischerseits häufig gesagt worden, General Kuropatkins Kriegsplan bestehe darin, die Japaner in die mittelmandschurische Niederung zu locken, um sie dort dann gewissermaßen divisionsweise zu vernichten. Gewiß an sich eine durchaus vernünftige Absicht; ich bezweifle aber sehr, ob der russische Höchstkommandierende, wie die Verhältnisse heute liegen, seinen Plan ausführen kann. Wie ich nämlich aus bester Quelle erfahre, sind die japanischen Heeresteile an ihrer langen Frontlinie in gleicher Stärke und Dichtigkeit verteilt. Ihren rechten Flügel bilden die drei Divisionen Kuroki (II., VIII und XII); das Zentrum bilden die beiden Armeen Nodzu und Oku (Garde-, V. und X., bzw. III., IV. und IX. Divisionen), während den linken Flügel die zwei Divisionen darstellen, die einstweilen die Linie

Inkou-Niutschwang besetzt halten.*) Gedächte nun General Kuropatkin sich jetzt auf eine dieser Armeen zu stürzen, so liefe er Gefahr, die drei übrigen feindlichen Armeen sofort in seine Flanke und in seinen Rücken zu bekommen. Mit anderen Worten, die Japaner spielen Kesseltreiben, nur daß sie den Norden, die Rückzugslinie auf Harbin — wenigstens einstweilen — freilassen; allerdings hören wir, daß kleinere Truppenteile aus der Armee Kuroki bereits bei Mukden gesehen worden sind, allem Anschein nach Teile der XII. Division, die die Linie Saimadsy — Siao-syr besetzt hält und somit den äußersten japanischen rechten Flügel darstellt.

Umfassen somit die Japaner die vorgeschobenen russischen Positionen mit einem Halbring, der vom äußersten Nordwesten bis zum äußersten Nordosten allüberall von fast gleicher Dichtigkeit und Stärke ist, so gehen die Russen ihrerseits nur zögernd daran, den Hauptkern ihrer Armee, der um Liaoyang konzentriert ist, aufzulösen und dem äußern japanischen Halbring einen gleich starken inneren Ring entgegenzusetzen. Obwohl man im russischen Hauptquartier durch völligen Ausschluß der Oeffentlichkeit, wenn nicht gar bewußte Irreführung, nichts unversucht läßt, um die russischen Truppenbewegungen zu verschleiern, läßt sich dennoch mehr oder minder genau die Beschaffenheit und Stärke der einzelnen Ausläufer der Kuropatkinschen Armee feststellen. Das wenig lorbeerenreiche Korps Stackelberg bezeichnet jetzt den russischen rechten Flügel, der etwa

---

*) Im losen Verbande zur Armee Oku zählen auch die beiden Divisionen (I. und XI.), die vor Port Arthur als Belagerungskorps stehen; zusammen mit den ihnen zugeteilten Reservebrigaden rund 50 000 Mann mit 145 Geschützen.

innerhalb des Dreiecks Daschidzjao—Tantschi—Si-mutschen sich entwickelt hat; das Korps Zarubajew steht näher dem Zentrum und wird durch die Division Mischtschenko, die am südlichsten vorgeschoben ist, verstärkt, während die Brigade Samsonow seine östliche (linke) und die Brigade Lewestam seine westliche (rechte) Flanke darstellen. Wie man sieht, hat diese schwache — und, wie die kriegerischen Vorgänge zwischen Wafangou und Daschidzjao bewiesen haben, nicht gerade übermäßig geschickt geleitete — Westarmee gegen die sechs Divisionen Nodzus und Okus zu operieren, d. h. gegen, gering gerechnet, 125 000 Mann mit 525 Geschützen.*) Nicht viel besser sieht es aus in der russischen sog. „Ostarmee", die Kurokis Vormarsch auf Liao-yang bzw. Mukden aufzuhalten hat. Diese Armee, d. h. die 1½ Korps Keller, hat es bekanntlich nicht vermocht, die wichtigen Gebirgspässe von Muotien-ling und Fyn-schu-ling zu behaupten: die Japaner sind bereits über Tschawuan, auf dem direkten Wege nach Liao-yang, hinausgekommen, während der linke Kellersche Flügel, die Kosakendivision Rennenkampf, auf die man in Rußland so große Hoffnungen gesetzt hatte, bis jetzt im großen und ganzen so gut wie gar nichts ausgerichtet hat. Westlich von der Eisenbahnlinie Haitscheng—Mukden ist das Land vollends von russischen Streitkräften entblößt, denn die in Inkou und Niutschwang vorhanden gewesenen, mehr als bescheidenen Truppenteile sind bekanntlich nach Daschidzjao bzw. Haitscheng abmarschiert, so daß gegenwärtig die Japaner westlich von Liao-yang

*) Die Armee Nodzu soll überdies in den letzten Tagen über Dalny weitere Verstärkungen — angeblich 40 000 Mann — erhalten haben.

und Mukden vorerst völlig Herren der Situation sind. Nun bedenke man, daß Niutschwang von Haitscheng wenige 20 km entfernt ist, und daß vom erstgenannten Punkt ein gerader, ganz trefflicher, von keinerlei Bergketten unterbrochener Weg nach Liao-yang führt, dessen Länge kaum 50 km beträgt. Es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß, während die Armee Nodzu ein Scheinmanöver auf Haitscheng ausführt und die volle Aufmerksamkeit Kuropatkins in Anspruch nimmt, zu gleicher Zeit ein großer Teil der Okuschen Streitkräfte über Daschidzjao—Inkou (diese Punkte befinden sich ja in japanischen Händen) nach Niutschwang hinübergeworfen, durch die dortigen Besatzungstruppen verstärkt und auf Liao-yang gerichtet wird, und gleichzeitig etwa die zweite und dritte Division Kurokis, die sich jetzt um Tschawuan herum befinden, ebenfalls Liao-yang zustreben. Die völlige Umzingelung der Russen wäre dann Tatsache, der Anfang vom Ende wäre dann da.

Doch ich wollte ja heute nicht schon wieder einmal prophezeien, sondern lediglich eine trockene knappe Übersicht liefern, was ich im obigen getan habe. Der Zwischenakt nähert sich seinem Ende, hinter dem Vorhang stehen die Schauspieler bereits auf den ihnen angewiesenen Plätzen — der dritte Aufzug der düsteren Tragödie kann beginnen.

20. Juli (2. August) 1904.

„Die Japaner kommen!“ — — Die gute Stadt Irkutsk, die sich bis jetzt höchstens für Spielkarten, Halbwelt, „Monopolka“ (den russischen Monopolschnaps) und fette Regierungslieferungen interessiert hatte, ist seit einigen Tagen ganz aus dem Häuschen. Überall bläßliche Gesichter, ängstliches Flüstern, sorgenvolle Blicke. Die wenigen Polizeimänner sind bärbeißiger, die vielen Gendarmen geschäftiger denn je. In den zahllosen Amtsstuben wird Tag und Nacht beraten, berichtet, geschrieben und telegraphiert. Überängstliche Familienväter tragen sich bereits mit dem Gedanken, Weib und Sprößling westwärts zu senden. —

Und wer trägt die Schuld daran? Der Luftballon, der böse Luftballon. Vor wenigen Tagen war es. Ahnungslos saß ich da abends in der „Sobranije“ — wohlverstanden, nicht im bulgarischen Parlament, sondern im Irkutsker Stadtklub, der denselben Namen führt — und sah zu, wie die hiesigen Honoratioren am Baccarattisch Hundertrubelscheine fliegen ließen, die einzige und alltägliche Abendunterhaltung der Irkutsker — mit Verlaub zu sagen — „Intelligenz“. Da sehe ich den hiesigen Gendarmeriechef auf uns zukommen. Ich weiß nicht, ob der geehrte Leser sich eine richtige Vorstellung davon macht, was so ein Gendarmerie-

oberst im gesegneten Lande des Zaren bedeutet. Es ist dies ein Mann, der Herz und Nieren zu prüfen hat; ein Seelenriecher, dem jedermann untertan ist; so eine Art amtliche, mit den weitesten Rechten ausgestattete Staatsgouvernante, die die politische Erziehung des armen Russen zu leiten und zu überwachen hat; kurzum, ein kleiner Selbstherrscher, der alles weiß, alles hört, alles sieht, und den der Provinzgouverneur ebenso fürchtet, wie der letzte Droschkenkutscher. Dieser Klein-Zar kam also auf uns zu — und wenige Augenblicke darauf waren Karten, „Monopolka" und Stadtklatsch vergessen, denn was wir da von diesem amtlichen Alleswisser zu hören bekamen, war allerdings hinreichend, um uns das Blut in den Adern gerinnen zu machen.

„Die Japaner kommen!" Ja, was sage ich da? „Die Japaner sind schon da!" Man hatte diese tapferen, schlauen Allerweltskerle unmittelbar vor Irkutsk gesehen, trotz Sturm und Nachtesdunkel! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Schauermär durch sämtliche Klubräume und pflanzte sich auf die Straße fort. Teufel noch einmal! Der Herr Gendarmerieoberst hatte es höchst eigenmündig erzählt: aus acht verschiedenen, zwischen Tschita (Transbaikalien) und Irkutsk gelegenen Ortschaften seien an ihn soeben amtliche Drahtmeldungen gelangt, man habe in jüngster Nacht hoch oben in den Wolken Luftballons gesehen, die längs der Eisenbahnlinie, über Bahnstationen und Bahnbrücken schwebten, gegenseitig Lichtsignale austauschten und das unter ihnen liegende Gelände mittels starker Scheinwerfer absuchten. Das konnten selbstverständlich nur Japaner sein, die da zur nachtschlafenden Zeit Landesaufnahmen machten und am Ende

— denn von so einem „gelben Teufel" ist alles zu erwarten — Stadt und Eisenbahn von oben herab in die Luft sprengen könnten. Wahrlich, eine nette Aussicht das!

Unter uns fanden sich allerdings ein paar vorlaute Herrchen — wahrscheinlich Nihilisten oder ausländische Kriegsberichterstatter, die man schon längst im Interesse des armen Zarenreiches hätte samt und sonders in die Sachaliner Gruben senden sollen —, die kleinlaut zu bemerken wagten, die ganze gruselige Luftballongeschichte scheine eitel Humbug zu sein. Erstens einmal hätten die Japaner in Irkutsk überhaupt nichts zu suchen; zweitens brauchten sie erst gar nicht nächtliche Landesaufnahmen zu machen, da der Generalstab zu Tokio ohnehin Karten der Mandschurei und Ostsibiriens besitze, die an Genauigkeit den russischen Generalstabskarten weit überlegen seien; drittens sei erst noch neulich von maßgebender gelehrter Seite erklärt worden, ein Bombardement von einem Luftballon aus sei nach dem derzeitigen Stand der Ballistik ein Ding der Unmöglichkeit; viertens gäbe es, trotz Santos Dumont, noch immer keinen lenkbaren Luftballon usw. usw. Aber diese schüchternen Einwendungen übelwollender Subjekte mußten gar bald verstummen, denn gegen den Ausspruch aus Gendarmmunde gibt es in Rußland keine Berufung, und der Irkutsker Gendarmeriechef hatte nun einmal Luftballon und Japaner in den Wolken amtlich anerkannt. Er erzählte uns denn auch, daß er sofort über die schwebenden gelbgesichtigen Kartographen und Artilleristen nach Petersburg, Mukden und Liao-yang drahtlich berichtet habe, daß der Chef des Bewachungskorps der sibirischen Eisenbahn sich

bereits an der Bahnlinie befinde, daß der Gouverneur von Irkutsk sich ebenfalls dorthin begeben habe. Kurzum, es sei alles geschehen, um der fliehenden Japaner habhaft zu werden, damit die guten Irkutsker sich auch weiterhin ungestört dem politisch wenig gefährlichen Baccarat, der prächtigen patriotischen „Monopolka" und den fetten Kronslieferungen widmen können. Und als „argumentum ad rem" ließ sich der Herr Gendarmerieoberst sofort ein Gläschen des von Herrn Witte gebrannten Wassers geben, reichte die Hand einem höchst östlich und ungewaschen aussehenden Kronslieferanten und ließ sich gemächlich an einem der zahlreichen Kartentische nieder.

Aber die Irkutsker ließen sich selbst durch diese Argumente nicht beruhigen, und seit jenem denkwürdigen Abend leben wir hier in einer Art Kriegszustand. Tag und Nacht stolpern die Stadtbürger über das holprige Straßenpflaster, denn aller Augen sind gen Himmel gerichtet, um der heranziehenden Japaner in den Wolken ansichtig zu werden. Gestern abend um die zehnte Stunde hörte ich Gewehrschüsse dicht an meinem Fenster: vom hiesigen Stadtgarten war nämlich ein Luftballon aufgelassen worden, und als die nächtlichen Spaziergänger ihn über ihren Häuptern bemerkten, übermannte sie die Japanerangst; es entstand ein Rennen, Schreien und Weinen, einige tapfere Zivilisten griffen zum Jagdgewehr und feuerten Schüsse auf den menschenleeren Ballon ab. Erst spät in der Nacht beruhigten sich die aufgeregten, geängstigten Gemüter.

Die Spionenriecherei zeitigt jetzt überhaupt köstliche Blüten. Da lustwandelt hier neulich auf der Hauptstraße ein elegant gekleideter junger Herr von

allerdings ausgesprochen mongolischem Typus. Dieses mongolische Aussehen allein kann ihn keineswegs verdächtig machen, denn die Bevölkerung Irkutsks besteht zum großen Teil aus Burjaten; überdies wohnen hier zahlreiche Chinesen, Jakuten und ähnliche Angehörige der gelben Rasse. Zum Überfluß trägt unser ahnungsloser Spaziergänger eine kokardengeschmückte Uniformmütze, deren Farbe deutlich bekundet, daß er dem russischen Richterstande angehört. Aber die Spionenangst, die hier immer weiter um sich greift, kümmert sich um alle diese Tatsachen nicht: der junge kokardengeschmückte Herr wird vom Straßenpublikum umzingelt, es ertönen ringsumher Droh- und Schmähworte, einige „blaue Engel" (eine russische Scherzbezeichnung der Gendarmen, die bekanntlich himmelblaue Uniformen tragen) erscheinen auf der Bildfläche und führen den „Japaner" in russischer Richtermütze im Triumphzuge auf die Polizei. Der unglückselige „Japaner" weist sich dort aus, ruft Himmel und Erde zum Zeugen auf — aber nichts hilft ihm. Er wird hinter Schloß und Riegel gesteckt, bis sich gar bald denn wirklich herausstellt, daß der verkleidete japanische Spion ein Irkutsker — — Gerichtsassessor ist!

Man glaube ja nicht, daß ich in dem Falle, den ich soeben beschrieben, Wahrheit und Dichtung durcheinandergeworfen habe. Der bedauernswerte Gerichtsassessor, der allerdings burjatischer Herkunft ist, hat buchstäblich alles das durchmachen müssen, wovon ich oben erzählt habe. Übrigens ist einem ehrsamen Kindermädchen, das im Schatten der Nacht seinem von Rechts wegen ihm zukommenden Grenadier — in diesem Falle einem bärtigen, sibirischen Landwehrmann — ein Stelldichein gewährt

hatte, vor Wochenfrist ähnliches widerfahren: auch diese liebeglühende Jungfrau hatte nämlich das Unglück, von Mongolen abzustammen.

Kurzum, Spionenriecherei überall. Die japanischen Siege haben eben hier jedermann nervös gemacht. Zu Anfang des Krieges hatte man den Japaner arg unterschätzt — jetzt traut man ihm alles und jedes zu. Erde, Luft und Wasser sollen voll Japaner sein. Wie singt doch der treffliche Wellhof im „Gasparone“:

Überall in allen Ecken
Soll der — — Japaner stecken . . .

Der männermordende Krieg bietet uns so viel entsetzliche Stunden und Tage, daß es dem Kriegsberichterstatter ordentlich wohltut, sich hier und da dank den Russen anstatt des tragischen Gewandes in ein Harlekinkleid werfen zu können.

---

24. Juli (6. August) 1904.

Man kann billigerweise nicht verlangen, daß die russischen Telegraphenagenturen dem einheimischen Leser alles das Kritisierende und Entmutigende vorführen, was die westeuropäische Presse über die wirklichen Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz zu erzählen hat. Der offiziöse Telegraphenmann in St. Petersburg sucht sich eben auf dem Druckerschwärzemarkt just das aus, was ihm in den Kram paßt, d. h. den Russen alles Schöne und Gute verheißt. Das ist sein gutes Recht, und es liegt mir fern, ihm dies Recht streitig zu machen. Glücklicherweise kann er sich hier und da sogar auf Ausländer berufen, denn die wenigen ausländischen Kriegskorrespondenten, die aus übergroßem Optimismus noch in der Gegend von Liao-yang aushalten, müssen — mögen sie wollen oder nicht — alle Vorgänge durch die allerrosigste Brille sehen, wollen sie nicht eines Tages ohne weitere Förmlichkeit per Schub nach dem europäischen Rußland befördert werden. Diese muß-freundlichen Berichte der wenigen, von Zensoren eng umgebenen Kollegen werden vom russich-offiziösen Draht naturgemäß sofort dem verzagten russischen Leser als „parteilose Berichte des Auslandes" aufgetischt. Ein kindisch naives Verfahren das!

Soeben veröffentlicht die „Russische Telegraphen-

agentur" eine im vollen Sinne des Wortes ellenlange Depesche, die die Ansichten eines deutschen Kollegen und des Herrn Hauptmanns Tanera über Gegenwart und Zukunft des russisch-japanischen Krieges wiedergibt. Es liegt mir selbstverständlich fern, die absolute Ehrlichkeit und Zuständigkeit dieser beiden Gewährsmänner anzuzweifeln, aber ihre Ausführungen möchte ich denn doch nicht unerwidert lassen, denn ich befürchte, daß einige darin vorgeführte Tatsachen und Ansichten dazu führen könnten, die öffentliche Meinung in Deutschland die Dinge in der Mandschurei in ganz falschem Lichte sehen zu lassen. Leider kann ich nur diejenigen Unterlagen benutzen, die die langatmige russisch-offiziöse Depesche mir liefert, denn die Aufsätze selbst liegen mir natürlicherweise nicht vor: ich bin eben 10000 km von ihrem Erscheinungsorte entfernt, und der russische Postmann reitet überdies nichts weniger als schnell.

Die Ansichten der beiden deutschen Gewährsmänner bieten allerdings an sich nur wenig Neues. Fünf Monate hindurch erzählen uns nunmehr die russischen Tageszeitungen von dem „Verlockungsplan" des Generals Kuropatkin, und die zahlreichen ungenauen und unvollständigen Berichte der russischen Befehlshaber wollen uns ebenfalls fünf Monate hindurch glauben machen, es habe sich bisher ausschließlich um „Rekognoszierungen" und gewollte Rückzüge gehandelt. Eine geraume Zeit hindurch war auch ich derselben Ansicht, aber die Vorgänge der jüngsten zwei Monate haben mich eines anderen — und wahrscheinlich eines besseren — belehrt. Seit den blutigen Tagen von Wafangou sehen wir eine Reihe von kriegerischen Operationen

sich abspielen, die nichts weniger als „Rekognoszierungen“ darstellen; es sind dies vielmehr regelrechte Schlachten, in denen jedesmal ein sehr großer Teil der Kuropatkinschen Armee sich überaus tapfer schlägt, aber durch die ausnahmslos überlegene Taktik des Feindes schließlich mit großen Verlusten zum Rückzug gezwungen wird. Aber damit nicht genug, sehen wir ferner, daß bei Wafangou, Kaitschou, Daschidzjao, Janzeling und Simutschen die beiderseitigen Kräfte fast jedesmal annähernd die gleichen waren. Man muß eben ein für allemal mit der überlieferten, durch die irreführenden „amtlichen“ russischen Berichte in die Welt gesetzte Fabel brechen, die schlauen Russen stellten den japanischen „Armeen“ jedesmal nur winzige „Avantgarden“ entgegen. Das stimmt keineswegs. Tatsächlich standen und stehn der Armee Oku die russische West-, der Armee Nodzu die russische Mittel- und der Armee Kuroki die russische Ostarmee gegenüber — fast gleichstarke, wenn auch nicht gleichwertige Truppenteile, denn die ziffernmäßige artilleristische Übermacht und die geschicktere Taktik ist unter allen Umständen auf seiten der Japaner. Auch der glühendste Russenfreund wird nicht mehr verkennen dürfen, daß die Generale Oku und Kuroki sich bisher als weit bessere Strategen und Taktiker wie die Generale Stackelberg und Keller erwiesen haben. Man sollte daher die billige „Verlockungs“-Theorie endlich beiseite lassen: ganze Armeen werden in der Regel zu „Rekognoszierungen“ nicht entsandt und man kämpft nicht Tage hindurch, man verliert nicht viele Tausende, um durch „Plänkeleien“ den hitzigen Feind nordwärts zu locken. Wenn der Durchschnittsrusse vom alleinseligmachenden Drago-

mirowschen Bajonettangriff und der Kutusowschen Aufgabe von Moskau schwärmt, so mag ihm dies seines Patriotismus wegen verziehen werden. Der Westeuropäer aber sollte nachgerade wissen, daß man heutzutage mit dem Bajonett keine Schlachten mehr gewinnt, und daß die Kutusowsche „Verlockungs"-Strategie zum allergrößten Teil nicht durch ein schlaues, ausgerechnetes Wollen, sondern durch das von ihm unabhängige, harte Müssen bedingt war — just wie es in unseren Tagen mit General Kuropatkin der Fall ist. — —

Ich kann mir nicht helfen: ich finde keinen rechten Geschmack mehr an dem Vergleich mit der Beresina, den Herr Hauptmann Tanera in seinem Aufsatze wieder einmal zieht. Dieser Vergleich hinkt an allen Ecken und Enden. Denn erstens einmal ist die Mandschurei nicht Westrußland. In den hügellosen Waldflächen zwischen Moskau und der Westgrenze fühlte sich der russische Soldat vom Jahre 1812 wie zu Hause; die Bodenbeschaffenheit der östlichen und südöstlichen Mandschurei ist ihm dagegen etwas völlig Fremdes, Ungewohntes. Der Steppenmann verliert in den Bergschluchten, auf den Bergabhängen drei Viertel seiner Energie; die Japaner aber haben zur Genüge bewiesen, daß der Höhenkrieg ihnen physisch keine Schwierigkeit bereitet. Zweitens hat die japanische Heeresleitung, kaum waren die ersten Divisionen über den Yalu gekommen, sofort begonnen, sich auf alle Fälle eine Rückzugslinie herzustellen: kaum ward ein Platz besetzt, so wurde er auch sofort befestigt, ehe der weitere Aufmarsch unternommen wurde; ich habe schon in einem früheren Bericht mir erlaubt, darauf hinzuweisen, daß der ganze Süden, Osten

und Südosten der Mandschurei jetzt gleichsam einen einzigen befestigten Platz darstellt. Würden nun die Japaner, sagen wir von Liao-yang oder Mukden, ihren Rückzug antreten, so müßten die Russen eine bergige natürliche Festung nach der andern erst wieder einnehmen, ehe sie den Feind über die mandschurische Beresina — den Yalu — zurückwerfen, und dies würde denn doch etwas anderes bedeuten als die kinderleichte Jagd der Kutusowschen Soldaten auf den ihnen vertrauten, glatten, unbefestigten Steppen Westrußlands.

Herr Hauptmann Tanera und ebenso mein engerer Herr Kollege wollen uns glauben machen, General Kuropatkin würde demnächst eine „genügende" — d. h. eine den Japanern überlegene — Landarmee unter seinem Kommando haben. Sehen wir uns einmal diesen Gegenstand etwas näher an. Genau ein halbes Jahr wütet jetzt der Krieg in Ostasien. Während dieser sechs Monate hat Kuropatkin trotz allen Drängens und Befehlens nur sechs Armeekorps in der Mandschurei versammeln können: die vier sibirischen, sowie das 10. (Charkow) und das 17. (Moskau). Der allergrößte Teil dieser Truppen hatte, da in Sibirien formiert, verhältnismäßig nur sehr geringe Strecken zurückzulegen, um auf den Kriegsschauplatz zu gelangen. Lassen wir die — ihrem Gefechtswerte nach sehr minderwertigen — Kavallerie-(Kosaken-) Regimenter beiseite, und rechnen wir das Korps Linewitsch ab, das tatenlos um Wladiwostok steht und aus naheliegenden Gründen jene gefährliche Gegend nicht verlassen darf, so verbleiben an eigentlichen Schlachttruppen rund 170000 Mann.*) Das

*) Diese Ziffer ist eher zu hoch gegriffen, denn man darf

ist alles, was General Kuropatkin gegenwärtig den 14 japanischen Divisionen gegenüberstellen kann. Daß die japanische Artillerie ihrer Anzahl nach der russischen fast um das Doppelte überlegen ist, habe ich bereits neulich an der Hand von Ziffern bewiesen. Nun meint mein Herr Kollege, Kuropatkin bekomme alltäglich eine Verstärkung um mindestens 2100 Mann. Das stimmt nicht: mein Herr Kollege, der, wenn ich mich nicht irre, sich gegenwärtig in Mukden befindet, ist eben nicht in der Lage, sich von der Anzahl der ankommenden Truppen so genau zu unterrichten, wie ich jetzt in Irkutsk, diesem einzigen und nicht zu meidenden Durchgangsort für jeden nach der südlichen Mandschurei bestimmten Soldaten. In den jüngsten zwei Monaten hatte die sibirische Eisenbahn ihre Durchfuhrfähigkeit aufs alleräußerste angespannt, der Güterverkehr ruhte ganz, die Personenzüge waren auf das Mindestmaß herabgesetzt, Eisenbahnunfälle u. dgl. waren nicht zu verzeichnen. Unter allen diesen außerordentlich günstigen Umständen bedurfte, wie ich schon neulich betonte, das 10. Armeekorps voller 43 Tage, um durch Irkutsk zu passieren, mit andern Worten, Kuropatkin kann bestenfalls auf neuankommende 1000 Mann täglich zählen. Für die nächste Zeit werden drei weitere Korps — das 1. europäische (St. Petersburg), sowie das 5. und 6. sibirische — nach der Mandschurei abgeschoben werden, und da für jedes Korps, wie oben gesehen, rund und gering berechnet, 40 Tage in Anschlag zu nehmen sind, so dürfte das letzte Bataillon des 6. sibirischen Korps

---

nicht vergessen, daß Kuropatkin ganz bedeutende Truppenteile zur Sicherung der Arrieregarde usw. verwenden muß.

nicht vor Anfang November (neuen Stils) den Kriegsschauplatz erreichen. Diese drei neuen Korps geben dem russischen Oberkommandierenden sechs Divisionen (22., 37., 54., 55., 71. und 72. Division), sechs Artilleriebrigaden und zwei Regimenter Uralkosaken, insgesamt eine Kombattantentruppe von rund 120 000 Mann. Nehmen wir die 170 000 Mann hinzu, die gegenwärtig General Kuropatkin im Felde verwenden kann, so erhalten wir die Gesamtzahl von 290 000 Mann. Über diese Macht wird Kuropatkin aber erst im November verfügen können. Mir ist es einfach unerfindlich, wie mein Herr Kollege dazu kommen kann, zu behaupten, daß die Russen schon Anfang September (!) nicht weniger als 450 000 oder gar 500 000 (!!) Mann in der Mandschurei versammelt haben werden, und überdies „große Reserven längs der Transbaikal-Eisenbahn". Wenn diese Ziffer keinen Druckfehler darstellt, so muß hier ein arger Rechnungsfehler vorliegen. Anfang September wird Kuropatkin nicht einmal die Hälfte dieser Truppenanzahl ins Feld schicken können; das gibt selbst unter den Russen jeder Sachkenner zu.

Werden somit die russischen Streitkräfte ganz ungeheuerlich überschätzt, so begehen meine beiden angezogenen deutschen Quellen andrerseits den großen Fehler, die disponiblen japanischen Kräfte wesentlich zu unterschätzen. Seit Monaten spricht man von den „dreizehn japanischen Divisionen" als dem Meistmaß der japanischen Kriegsstärke; Japan habe damit gewissermaßen seinen allerletzten waffenfähigen Mann nach dem Kriegsschauplatz entsandt und sei außerstande, weitere Verstärkungen aufzutreiben. Es ist doch sonderbar, daß man von einem

55-Millionenvolke, das überdies seit Jahrzehnten eine trefflich ausgebildete Heeresorganisation besitzt, annimmt, dieses Volk könne bestenfalls und in einem harten Kampfe um seine Existenz nicht über 13 Divisionen hinausgehen. Übrigens stimmt diese Ziffer schon heute nicht mehr. Ziehen wir die japanischen Truppen um Port Arthur, die Divisionen, die Marschall Oyama mit sich gebracht, und die Bataillone, die jetzt tagtäglich bei Inkou landen, in Betracht, so stellt sich heraus, daß die Japaner, die Stammarmeen Kurokis, Nodzus und Okus hinzugerechnet, schon heute mindestens 18 Divisionen in der Mandschurei haben. Und weitere Verstärkungen werden nicht ausbleiben, denn noch sind nicht alle Reserven einberufen, und hinter diesen steht eine sehr große Landwehr- (Territorial-) Masse. Diese Landwehr mag von keinem allzugroßen Gefechtswert sein; aber dafür sind auch die russischen Reservisten — von den einberufenen sibirischen „Opoltschenzy" (Landwehrmännern) schon gar nicht zu sprechen — nicht gerade Idealsoldaten. Wie sollte dies auch der halbverhungerte, ausgemergelte, dem Trunke ergebene russische Bauer und Exsoldat sein! Sprechen doch selbst die russischen Offiziere und Kriegsberichterstatter mit unverhohlenem Neid von dem zwar kleinwüchsigen, aber dafür sauberen, adretten, vorzüglich ausgestatteten und intelligenten japanischen Kriegsmann. Man lese nur die Berichte von Nemirowitsch-Dantschenko, Krasnow, Jeletz u. a. m., deren Russenliebe doch wohl kaum anzuzweifeln ist.

Das alles sieht verdächtig wenig nach einem drohenden „Beresina" aus, und man erweist den Russen wahrlich keinen Gefallen, wenn man ihre

Zukunft so rosig malt, sie sich in Sicherheit wiegen läßt. Glücklicherweise ist Herr Hauptmann Tanera und mein engerer Herr Kollege russischer als die Russen selbst: diese sehen die nächste Zukunft für gar nicht so rosig an. Man ist hier in jüngster Zeit recht kleinlaut geworden.

---

27. Juli (9. August) 1904.

Wir stehen vor der Hauptschlacht. Das Schicksal des Lagers von Liao-yang soll sich nunmehr entscheiden. Fällt aber Liao-yang — was sehr wahrscheinlich ist —, dann wird gar bald darauf auch Mukden von den Russen aufgegeben werden, und die Japaner stehen dann im eigentlichen Herzen der Mandschurei.

Eine heiße, blutige Schlacht wird bei Liao-yang geschlagen werden. Denn erstens wird sich General Kuropatkin sagen müssen, daß trotz allen „Verlockungs"-Theorien eine freiwillige Aufgabe von Liao-yang, diesem nachgerade klassisch gewordenen russischen Hauptquartier, oder gar von Mukden, der Residenz des russischen Vizekaisers der Mandschurei, in ganz Rußland einen geradezu niederschmetternden Eindruck hervorrufen würde. Zweitens aber nehmen gegenwärtig die einzelnen drei japanischen Armeen derartige Stellungen ein, daß der russische Höchstkommandierende tatsächlich gar nicht mehr in der Lage ist, ohne heiße Kämpfe sich weiter nach dem Norden zurückzuziehen.

Vor etwa zwei Monaten habe ich den begonnenen Aufmarsch der japanischen Divisionen als eine zweifellose „Zangenbewegung" bezeichnet. Ich wollte damit sagen, daß der strategische Plan der Japaner darin be-

stehe, im Endeffekt Kuropatkins Hauptstellung um Liao-yang wie mit einer Zange zu umgreifen. Es ist höchst sonderbar, daß ich damals mit meiner Ansicht so gut wie allein stand: selbst ein so tüchtiger und anerkannter Stratege wie der russische General Dragomirow bekannte sich noch damals zu der Meinung, die Kurokische Armee werde nicht über Fyn-chuan-tschen hinausgehen! Die Vorgänge der jüngsten Wochen haben mir recht gegeben: die „Zange" ist heute nahezu geschlossen, Kuropatkin liegt mit seiner Gesamtarmee zwischen den Zangenlöffeln. Allerdings hatte ich vor zwei Monaten mit der japanischen Besetzung der Linie Inkou-Niutschwang noch nicht gerechnet. Ich dachte mir damals die „Zange" vielmehr so, daß Oku sich von Gaitschou aus nordostwärts und Kuroki von Fyn-chuan-tschen aus sich nordwestwärts wenden würde, um — mit Nodzu als bindendem Mittelglied — schließlich Liao-yang zu umgreifen. Die inzwischen erfolgte Besetzung von Inkou und Niutschwang hat natürlicherweise die „Zange" noch wirksamer gemacht, denn sie hat das Zentrum der angreifenden Japaner etwas mehr nach dem Westen verschoben und dadurch dem rechten Flügel — der Armee Kuroki — die Möglichkeit gegeben, einen Teil seiner Truppen vom direkten Aufmarsch auf Liao-yang loszulösen und diesen Teil (die 12. Division) auf Yantai zu dirigieren, d. h. die äußerste linke Flanke Kuropatkins umgehen zu lassen.

Monate hindurch marschierten die drei japanischen Armeen völlig getrennt voneinander, und erst die allerletzten Julitage — der Bequemlichkeit meiner Leser wegen gebe ich die Daten in meinem heutigen Bericht nach dem neuen Stil — sehen diese Armeen

sich nach und nach vereinigen, d. h. Fühlung miteinander bekommen. Am 31. Juli war die 8. Division (Kuroki) zehn Werst über Motienling auf der Straße nach Liao-yang hinausgegangen, und am gleichen Tage gelingt es Nodzu, nach zweitägiger heißer Schlacht Simutschen zu besetzen. Da zwei Tage darauf die Armee Oku siegreich in Haitscheng einzieht und tags vorher Niutschwang ebenfalls in die Hände der Japaner gelangt war, so erwies sich am 2. August Liao-yang gewissermaßen als die Spitze eines Dreiecks, dessen untere Schenkel die gebrochene, aber durch Landwege verbundene Linie Niutschwang—Motienling darstellte. Ob die Japaner seitdem Niutschwang (etwa auf dem direkten Landwege nach Liao-yang) verlassen haben, wissen wir nicht; wohl aber, daß Oku sich am 4. August bereits 15 Werst über Haitscheng hinaus befunden hatte, und daß zwei Tage zuvor die mittlere (2.) Division Kuroki in Tchawuan, 20 Werst nordwestwärs von Fynschenling stand, wie es scheint, in der Absicht, in ihrem weiteren Vormarsch Liao-yang vom Norden her zu umgehen.

Das Vorgehen der Armeen Oku und Nodzu war seit der Besetzung von Daschidzjao und Siujan ziemlich klar: die erste sollte längs der Eisenbahnlinie weiter vorwärts marschieren, während die zweite dazu bestimmt war, das Mittel- und Bindeglied zwischen Oku und Kuroki zu bilden. Etwas weniger klar waren die Pläne des General Kuroki, der seine Divisionen — im Gegensatz zu den beiden anderen japanischen Truppenführern — schon seit der Besitzergreifung von Fon-chuan-tschen nicht mehr als eine einheitliche, kompakte Truppenmasse verwendete. Nachdem er seine Gardedivision an Nodzu abge-

geben und dafür die 2. Division erhalten hatte, ließ er diese letztere auf der Mandarinenstraße, die nach Liao-yang führt, vorgehen; auf diesem Wege forcierte die Division Ende Juli den Bergpaß von Motienling, wodurch ihr der weitere Weg nach Liao-yang so gut wie offen stand. Fast zu gleicher Zeit bemächtigte sich seine 2. Division des Bergpasses von Fynschenling und stand, wie wir oben gesehen haben, am 2. August bei Tschawuan, von wo aus ihrem weiteren Vormarsch auf Liao-yang ebenfalls wesentliche Schwierigkeiten nicht entgegenstehen konnten. Tatsächlich hören wir, daß inzwischen auch der letzte Bergübergang, der die beiden westlichen Divisionen Kurokis von Kuropatkins Stellungen bei Liao-yang trennte — Janseling —, nach blutigem zweitägigen Kampfe von den Japanern erobert worden ist.

Was tat aber inzwischen Kurokis östliche (12.) Division? Von Fyn-chuan-tschen aus war sie bekanntlich direkt auf Saimadsy vorgegangen, hatte diesen wichtigen Knotenpunkt besetzt und wandte sich nunmehr von dort aus nordwestlich nach Siao-syr. Hier bleibt sie nun längere Zeit so gut wie tatenlos liegen. Wie es scheint, wollte sie ruhig abwarten, bis Okus und Nodzus Armeen so weit vorgegangen sein werden, um dann zu gleicher Zeit mit Kurokis westlichen zwei Divisionen den gemeinsamen Vormarsch auf Liao-yang antreten zu können. Denn wir wissen nun, daß die 12. Division Kuroki — die inzwischen wahrscheinlich um eine weitere Division (13.?) verstärkt worden ist — dazu bestimmt war, sich gegen Mukden zu wenden, um Kuropatkin vom Nordosten zu umgehen. Diese gefährliche Bewegung konnte Kuroki aber natürlicher-

weise erst dann beginnen, wenn er genau wußte, daß die „Zange“ sich tadellos wird schließen lassen, d. h., daß er im Rücken Kuropatkins zur selben Zeit erscheinen wird, wenn Oku und Nodzu vor das Zentrum und die Flanken der Kuropatkinschen Hauptstellung gelangen werden. Nachdem diese beiden Heerführer Haitscheng bzw. Simutschen besetzt hatten, Niutschwang erobert und Motienling bzw. Fynschenling erzwungen worden waren, konnte sich nunmehr auch die 12. (mit der 13.?) Division Kuroki in Bewegung setzen. Am 5. August verläßt sie denn auch endlich Siao-syr auf dem Wege nach Mukden. Die „Zange“ beginnt sich zu schließen.

Man wird zugeben müssen, daß die bisherigen strategischen Pläne der Japaner sich durch eine ganz merkwürdige Folgerichtigkeit und Durchsichtigkeit auszeichneten. Von den Russen kann ich nicht das gleiche behaupten, und selbst heute, gewissermaßen am Vorabend der großen Kämpfe um Liao-yang kann noch immer nicht von einem klaren, bestimmten Kriegsplan Kuropatkins gesprochen werden. In meinem jüngsten Bericht habe ich versucht, die gegenwärtige Stärke der Kuropatkinschen Schlachttruppen auszurechnen. Die drei Armeekorps Stackelberg, Sassulitsch und (vorm.) Keller, die bisher den einzelnen Armeen Oku, Nodzu und Kuroki gegenübergestanden, sind jetzt allem Anschein nach vor Liao-yang zusammengezogen, um dort mit vereinten Kräften und zusammen mit den bei Kuropatkin verbliebenen Truppen die Hauptschlacht auszukämpfen. Daß die Kosakendivision Rennenkampf, die den äußersten linken Flügel der Russen bildet, weder versucht hat noch imstande war, Kurokis östliche Division — oder Divisionen — in deren Bewegung

auf Mukden aufzuhalten, wundert mich weiter gar nicht: ich kenne russische Kosakenregimenter seit zwei Jahrzehnten und hatte über deren Gefechtswert in einem modernen Kriege von vornherein meine eigene Ansicht. Ich habe von meiner Geringschätzung der Kosaken — und nun erst gar der Rennenkampfschen Transbaikalkosaken! — in diesen Blättern kein Hehl gemacht: die Rennenkampf'schen burjätischen Horden waren gerade gut genug, um im russisch-chinesischen „Kriege" die armen Teufel von Chinesen zu verprügeln und zu brandschatzen; in einem ernsten, nach den neuesten taktischen Grundsätzen geführten Kriege sind sie aber mehr als minderwertig, nicht einmal für den Aufklärungsdienst sind sie sonderlich geeignet. Dagegen ist der Gefechtswert der russischen Fußtruppen — und namentlich in der Defensive — ein sehr hoher. Ich zweifle gar nicht, daß Wafangou und Gaitschou ganz andere Resultate geliefert hätten, stände an Stelle Stackelbergs ein anderer Heerführer an der Spitze der russischen Divisionen. Die Ernennung Stackelbergs war ein arger Mißgriff, der sich denn auch bitter gerächt hat. Ein kommandierender General, der vor Beginn der Schlacht (bei Wafangou) die Positionen in einer Equipage auf Gummirädern besichtigt, während in einer zweiten Equipage ihm seine Frau Gemahlin mit deren Gesellschafterin folgt, paßt nicht so recht in unsere ernste Zeit hinein. — — Daß Graf Keller gefallen ist — ein nutzloses Opfer der „Schneidigkeit" —, ist aufs tiefste zu beklagen: Keller galt mit Recht als ein umsichtiger General, und er wäre gerade jetzt, wo die Würfel bei Liao-yang fallen, ein trefflicher Führer des hartbedrängten linken Flügels der Russen gewesen. Doch schließlich dürfte bei den nunmehr

bevorstehenden Hauptkämpfen die Entscheidung nicht von den einzelnen Korpsführern, sondern von Kuropatkin selbst abhängen, der wohl das Hauptkommando übernehmen wird. Bisher hat uns General Kuropatkin noch nicht den Beweis dafür geliefert, daß er der geniale Stratege ist, für den man ihn in Rußland und teilweise auch im Auslande hält. Er wird uns nunmehr auch seine taktischen Eigenschaften zu beweisen haben.

Seine Lage ist allerdings keine allzu beneidenswerte. Fast von allen Seiten von todesmutigen feindlichen, ihm an Zahl und namentlich an Artillerie weit überlegenen, durch die bisherigen Erfolge trunken gemachten Heermassen umgeben, wird er — ich wage dies noch immer fest zu behaupten — Liaoyang kaum halten können. Und was dann? Wird er — gleichviel als Sieger oder als Geschlagener — sich auf Mukden zurückziehen? Wird er, wenn besiegt, auch nur diesen wenig befestigten Platz behaupten können? Wird ihm Kuroki überhaupt den Weg nach Mukden freigeben? Oder wird sich Kuropatkin gar am Ende nach dem Nordwesten, nach Ssin-min-tin, nach der mongolischen Grenze zurückziehen müssen? Schon die nächsten Tage dürften uns darüber Klarheit bringen.

---

15. (28.) August 1904.

Soeben geht mir die Drahtmeldung eines Freundes zu, der im Hauptquartier Kuropatkins Dienst tut. Die Depesche ist heute früh in Liao-yang aufgegeben worden und lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Hören hier zum erstenmale japanischen Geschützdonner vom Südosten. Feind befindet sich acht Werst von Liao-yang. Hauptschlacht begonnen. Kuropatkin Oberbefehl selbst übernommen."

Wir befinden uns somit unmittelbar vor der Entscheidung, die noch im Laufe dieser Woche fallen wird. Man muß sich übrigens die begonnene Hauptschlacht als eine größere Reihe von Einzelkämpfen darstellen. Jeder der drei japanischen Armeen scheint im Angriff auf die Hauptstellungen Kuropatkins eine recht weitgehende Selbständigkeit vorbehalten zu sein, so daß die Kriegsgeschichte später einmal nicht von der „Schlacht", sondern von den „Kämpfen" bei Liao-yang zu berichten haben wird. Der russische Höchstkommandierende hatte nahezu ein halbes Jahr Zeit, um aus dem in einem fast gänzlich flachen Terrain gelegenen Städtchen Liao-yang eine regelrechte Festung zu machen, deren Außenforts sich im Süden bis Anschandschan, im Osten und Südosten bis Anping und Landanschan hinziehen. Nur im Norden sind die aufgeführten russischen Befestigungen etwas

schwächer: man mag russischerseits mit der geringen Wahrscheinlichkeit einer japanischen Umgebung und überdies mit dem sich dort hinziehenden Flusse Taidzy-ho gerechnet haben, der für den Feind allerdings einen recht schwierigen Übergang bildet. Und so werden wir in den nächsten Tagen, wie gesagt, von einer Reihe einzelner Schlachten der Armeen Oku, Nodzu und Kuroki mit der nunmehr zusammengeballten Armee Kuropatkins zu berichten haben; ein sofortiger Hauptsturm auf die Liao-yanger Befestigungen, die einen Halbkreis von über 30 km in der Länge darstellen, ist natürlicherweise ein Ding der Unmöglichkeit.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die begonnenen Kämpfe um Liao-yang nicht nur äußerst heftig, sondern auch außerordentlich lehrreich sein werden. Die beiderseitigen Kräfte sind numerisch so ziemlich gleich. Allerdings zählt die russische Operationsarmee etwas weniger Bajonette, wie die vereinigten drei japanischen Armeen; dafür aber kommt ihr zugute, daß sie nicht die angreifende, sondern die angegriffene Partei bildet, die überdies sich in einem mächtig befestigten Lager befindet. Die angreifenden Japaner haben hinwiederum die bedeutende artilleristische Übermacht auf ihrer Seite, und wie die bisherigen Kämpfe in der Mandschurei bewiesen haben, entscheidet heutzutage in allererster Linie nicht das Gewehr, sondern das Geschütz. Die Zeiten scheinen endgültig vorüber zu sein, wo die Granate die eigentliche Schlacht nur vorzubereiten pflegte; in unserem Zeitalter leitet und beendet der Wolkenbruch des Schrapnellfeuers die Schlacht. Man sollte nach dieser Richtung hin die Lehren des Burenkrieges — und man preist diese Lehren in

jüngster Zeit gerade in russischen Fachkreisen meines Erachtens etwas gar zu sehr — nicht allzuhoch anschlagen. Die moderne Schlacht ist, im Grunde genommen, nichts anderes als ein artilleristischer Zweikampf, bei dem diejenige Partei den Sieg davonträgt, die die größere Anzahl von Geschützen, die bessere Treffsicherheit und geschicktere Manövrierfähigkeit aufweist. Die moderne Geschütz- und Geschoßtechnik zwingt uns, mit der alten Ansicht zu brechen, die in jeder Batterie, ja in jedem einzelnen Geschütz etwas Feststehendes, Unverrückbares sah. Hat das erste feindliche Geschoß eine Batterie erreicht, so ist es gar bald um diese Batterie geschehen, wenn sie nicht sofort einen Positionswechsel vornimmt, und ein Geschütz hat eigentlich seinen Gefechtswert nur, solange es den Feind beschießt ohne sich selber zu demaskieren. Vom Beginn des gegenwärtigen Krieges an haben sich die Japaner in der Kunst, ihre Geschützstellungen möglichst lange zu verbergen und in ihren affenartig geschwinden artilleristischen Positionswechseln geradezu als Meister bewiesen; dieser Kunst hatten sie in erster Reihe ihren Sieg bei Kintschou zuzuschreiben, während die Russen, die in unbegreiflicher Weise noch immer dem Bajonett vor dem Gewehr und diesem vor dem Geschütz den Vorzug geben, das geschickte und rasche Geschützmanövrieren nach wie vor noch nicht handhaben.

Es steht allerdings zu hoffen, daß ein siebenmonatiger, an Verlusten und Niederlagen reicher Krieg aus dem Russen einen etwas besseren, moderneren Artilleristen gemacht hat, und gerade jetzt vor Liao-yang wird er den Beweis dafür zu liefern haben, denn die japanische Artillerie ist der

seinigen, gering gerechnet, um das anderthalbfache der Zahl nach überlegen. Daß Kuropatkin über Geschütze von mächtigerem Kaliber verfügt — das wird mir hier von russischen Fachleuten häufig besonders betont —, mag ja zutreffen; aber ich möchte diesem Umstand keinen sonderlichen Wert beimessen. Erstens einmal soll, maßgebenden Berichten zufolge, Kuroki ebenfalls eine größere Anzahl großkalibriger Geschütze — auch Belagerungsgeschütze — besitzen; zweitens aber hatten wir gerade während des gegenwärtigen, just für die Artillerie so lehrreichen Krieges häufig genug Gelegenheit zu sehen, daß eine leichte, flotte, mobile Gebirgsbatterie unter Umständen für den Feind sich als weit gefährlicher erweisen kann, wie die solidere, aber oft recht unbeholfene Feldbatterie. Es ist höchst bemerkenswert, wie im modernen Kriege, gleichviel ob zu Lande oder zu Wasser, das Feste und Solide immer mehr und mehr dem Leichten und Graziösen Platz machen muß; der Panzer weicht dem Kreuzer und dieser dem Torpedoboot; aus der altüberlieferten kompakten Phalanx entwickelt sich die verstreute Schützenkette; aus der ungeschlachten Flintenkugel wird das moderne kleinkalibrige Geschoß; die schneidige Reiterattacke, Pferdeleib an Pferdeleib, wird immer mehr in das schöne Reich der Fabel entrückt; an das solide Salvenfeuer denkt kein Mensch mehr. Wer weiß, ob nicht gar bald die Zeit kommen wird, wo man auch dem großen Geschützkaliber — ich spreche natürlich nicht vom Belagerungskrieg — den Laufpaß geben wird?

Artilleristisch sind somit die Japaner Kuropatkin zweifelsohne überlegen; aber auch der japanische Infanterist scheint mir dem russischen Fußsoldaten

überlegen zu sein. Es fällt mir wirklich nicht leicht, dieser Ansicht hier Raum zu geben. Denn ich habe seit jeher den russischen Soldaten sehr hoch gestellt, den ich viele, viele Jahre hindurch im Krieg und im Frieden, im Felde und auf dem Kasernenhofe genau beobachten konnte. Über seine Ausdauer, Bedürfnislosigkeit und seinen persönlichen Mut ist viel geschrieben worden, und ich will vorweg bemerken, daß er auch im gegenwärtigen Feldzuge diese Eigenschaften häufig genug erwiesen hat. Und dennoch ist er dem japanischen Soldaten nicht mehr gewachsen. Freilich spielen hier Momente mit, für die er wirklich nichts kann. In dem Kuropatkinschen Rückzugsplan sieht der einfache, naive russische Soldat — und vielleicht der Soldat nicht allein! — etwas ganz anderes: eine Reihe von Niederlagen, eine ununterbrochene Reihe japanischer Siege. Hunderte von Soldaten, die ich im Laufe der letzten Wochen und Monate über ihre Eindrücke auf dem Kriegsschauplatz ausgefragt, gaben mir die gleichlautende Antwort: „Nass bjut!" („Man schlägt uns!") Und grimmig, mutlos, hoffnungslos klingen diese bösen Worte aus Soldatenmunde. Es hilft da kein Beschönigen mehr: der russische Soldat von heute ist nicht mehr derjenige, der er vor den Tagen bei Turentschen gewesen; er hat einen großen Teil seiner Widerstandskraft eingebüßt, der ewige Rückzug hat ihm einen großen Teil seines Mutes, seiner Zuversicht geraubt. Vielleicht haben diejenigen recht, die da behaupten, Kuropatkin habe sich nur deshalb entschlossen, bei Liao-yang eine Hauptschlacht zu liefern, weil er eingesehen, daß ein weiterer Rückzug seine Soldaten völlig demoralisieren würde.

Jedenfalls ist ein großer Teil des russischen Feldoffizierkorps dieser Ansicht. Noch vor wenigen Tagen habe ich einen höchst bemerkenswerten Brief eines Artillerieoffiziers erhalten, der mit seiner Batterie bei Aschandschan steht und an allen Kämpfen seit Wafangou teilgenommen hat. Dieser Offizier schreibt mir unter anderem: „Meine braven Kanoniere fragen mich, ob es denn wahr sei, daß Kuropatkin erklärt habe, es gäbe keinen Rückzug mehr. Und in diesen bangen Fragen meiner guten Jungen lese ich die flehentliche Bitte: um Himmels willen, nur keinen weiteren Rückzug! Die armen Teufel haben recht. Es liegt etwas Entsetzliches in diesem ewigen Zurückweichen unter der höllisch heißen mandschurischen Sonne, unter dem Hagel der japanischen Geschosse. Als wir uns von Daschidzjao zurückzogen, verlor unsere Arrieregarde fast 300 Mann an Sonnenstich. Die Rotten unseres Hintertreffens schmelzen ordentlich zusehends zusammen, denn sie müssen beim Rückzug bis zum letzten Augenblick aushalten und dann, ohne sich in einen Kampf einzulassen, in rasender Eile die nächste hintere Stellung erreichen. Und derartige Märsche, die auch den Mutigsten entnerven, müssen einzelne unserer Abteilungen zwei, drei, ja vier Tage aushalten, dabei nicht nur ohne abzukochen, sondern auch häufig ohne einen Bissen Brot im Munde. Und nun unsere ungeschlachte Soldatenausrüstung, die selbst einen Goliath unter den sengenden Sonnenstrahlen der Mandschurei zum schlappsten Geschöpf machen würde. Der japanische Fußsoldat in seinen prächtigen weichen Schnürschuhen, der nur Gewehr und Patronentasche mit sich führt, lacht gewiß höhnisch über den armen russischen Kriegsmann, der selbst in die Schlacht

seine nahezu 50 Pfd. Gepäck mit und auf sich schleppt: gerollten Mantel, Brot- und Sachensack, Schanzzeug, Zeltausrüstung, Riesenstiefel. — Daß man erst jetzt bei uns darauf gekommen ist, diese ganze Soldatenwirtschaft im Train nachführen zu lassen! Ein halbes Jahr hindurch mußte sie jeder Soldat mit sich schleppen. Wer kann sich da noch wundern, daß ich jetzt, nach allen diesen Ärgernissen während sechs Monate, meine eigenen Soldaten kaum wiedererkenne? Auch unserem Oberkommandierenden scheint dies nicht entgangen zu sein. General Kuropatkin wollte anfangs schon bei Haitscheng dem Feinde eine Hauptschlacht liefern; als er uns jedoch nördlich von Haitscheng inspizierte, wird er wohl eingesehen haben, daß man mit einer solchen Armee keine Lorbeeren einheimsen könne. Wir müßten uns neu einkleiden, müßten uns vor allem ausruhen, ehe wir dem siegestrunkenen Feinde entgegentreten. Mein Korps z. B. (die Rede ist hier vom 1. Armeekorps) war schon seit Mai nicht mehr außer Fühlung mit den Japanern gekommen, hatte soundsoviele Kämpfe gehabt und hatte auf dem Rückzuge rund 2000 Mann verloren, ungerechnet der 5000 Mann, die wir zwischen Wafangou und Daschidzjao eingebüßt. Wie gesagt, ich erkenne meine eigenen, einst so lustigen und zuversichtlichen Kanoniere nicht mehr; lieber auf dem Schlachtfelde ein ganzes Regiment verlieren, als auf dem Rückzuge eine einzige Kompagnie. — — —"

Soweit mein Freund, nebenbei bemerkt, ein ernster Oberst, dem das Gefühl mit dem Verstande sonst nicht durchzugehen pflegt, und dessen Klagen um so größeren Wert besitzen. Ich will hoffen, daß

während der drei Wochen, die seitdem verflossen sind, die russische Armee sich körperlich und geistig etwas erholen konnte. Immerhin dürfte der russische Soldat, der seit gestern an den Entscheidungsschlachten um Liao-yang teilnimmt, gar manches von seinen glänzenden Eigenschaften, die ihm sonst innewohnen, eingebüßt haben — freilich ohne seine Schuld —, und man wird gut tun, bei der späteren Beurteilung der Kämpfe um Liao-yang dieses Moment mit in Betracht zu ziehen. Es wird natürlicherweise keinem billig Denkenden einfallen, dem russischen Oberbefehlshaber seine bisherige Rückzugspolitik zu verübeln; ohne Soldaten ist selbst ein Friedrich, ein Moltke ohnmächtig, und noch heute, nach einem siebenmonatigen Kriege, ist die japanische Feldarmee der russischen numerisch überlegen. Aber Tatsache ist und bleibt es, daß das unaufhaltsame Zurückweichen auf das Gefühlsleben des russischen Soldaten arg eingewirkt hat, und ich hielt es für im Interesse dieses Soldaten gelegen, darauf hinzuweisen, ehe ich daran gehe, der begonnenen Liao-yanger Hauptschlacht meine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Freilich hat nicht der Rückzug allein diesen Soldaten entmutigt und weniger widerstandsfähig gemacht: auch andere Umstände haben hier mitgewirkt, die nur demjenigen sich offenbaren, der Rußland und den Russen bis in dessen Innerstes kennt. Darüber weiterhin Näheres.

---

16. (29.) August 1904.

Ich habe gestern angedeutet, daß nicht der unaufhörliche Rückzug allein den im Felde stehenden russischen Soldaten entmutigt und entnervt hat. Die russischen Überpatrioten bekannten Kalibers in Petersburg und Moskau, deren Federn vornehmlich in der „Nowoje Wremja" und in den „Moskowskija Wjedomosti" arbeiten, haben ihrerseits redlich dafür gesorgt, daß die Seele des armen Soldaten in der Mandschurei mit Angst und Schrecken erfüllt wird. Ritterlichkeit hat nie zu den hervorstechendsten Eigenschaften jener Blätter und deren Hintermänner gehört, und so hat es mich persönlich gar nicht gewundert, als im Mai in jenen Kreisen zum ersten Male der Schlachtruf „Japanische Greueltaten!" erscholl. Bis dahin hatte man den Feind feig, tückisch, räuberisch und ähnliches gescholten; als diese Beinamen aber nicht mehr verfangen wollten, als man aus russischem, ehrlichem Soldatenmunde selbst von der Tapferkeit des Feindes, von dessen Samariterdiensten an russischen Verwundeten und Gefangenen immer mehr zu hören bekam, da wurden als Helfer in der Not die „japanischen Greuel" erfunden, die seitdem aus den Spalten der genannten übelberüchtigten Blätter nicht mehr verschwinden. Wollte man diesen Nichts-als-Patrioten glauben, so müßte selbst ein Baschi-Busuk im Ver-

gleich zu dem Japaner als ein Ausbund der Ritterlichkeit erscheinen.

Durch derlei gruselige Ammenmärchen sollte wohl der russische Soldat in eine Art Berserkerwut versetzt werden; in Wirklichkeit geschah das Gegenteil von dem, was man erwartet hatte: man hat die russischen Bataillone nur noch mehr entmutigt. Ich will zugeben, daß einzelne Fälle von Mißhandlungen verwundeter Russen stattgefunden haben mögen, daß hier und da nicht nur Chunchusen und koreanische Kulis, sondern auch reguläre japanische Soldaten daran wohl teilgenommen haben. Aber, seien wir ehrlich — wo gäbe es eine Armee, die, blut- und siegestrunken, nach verzweifeltem Widerstand seitens des Gegners endlich in die feindlichen Stellungen eingedrungen, im Nu das blutige Handwerk einstellen würde? Und auf den genauen Augenblick kommt es hier eben an: in welchem Moment hat aus dem Krieger ein Samariter zu werden? Nur derjenige „Fachmann", der Pulver höchstens auf der Entenjagd gerochen, kann sich vermessen, diese Frage genau zu beantworten, diese Scheidelinie genau anzugeben. Am 17. (30.) Mai haben zwei sibirische Kosakensotnien bei Wafangou eine japanische Schwadron umzingelt, und in einer Viertelstunde lag die ganze feindliche Schwadron zu Boden; es gab keinen einzigen Verwundeten, keinen einzigen Gefangenen. Und das ist sehr leicht begreiflich, denn während des furchtbaren Gemetzels — ich habe dafür mehr als einen Zeugen — erscholl mehrmals der aneifernde Ruf des Kosakenkommandeurs: „Pljennych nje bratj!" („Gefangene werden nicht gemacht!")

Wird man nun hier etwa von „russischen Greuel-

taten" sprechen dürfen? Nein, und tausendmal nein, wie entsetzlich, wie blutgierig dieses unter Gewehrgeknatter, Kugelzischen, Säbelhieben und Wut- und Schmerzgeheul rings umher hinausgebrüllte Kommando auch klingen mag. Ein Schlachtfeld ist nun einmal kein Studentenfechtboden. — Die Kosaken, von denen ich soeben gesprochen, waren keineswegs junge Springinsfelde, sondern ältere, solide Leute, fast durchweg Familienväter, die zu Friedenszeiten (man darf die „sibirischen" Kosaken beileibe nicht mit den verlotterten „transbaikalischen" Kosakenhorden Rennenkampfs verwechseln) die gutmütigsten Geschöpfe sind; aber beim Anprall, in der Attacke büßt der Soldat den größten Teil seines Bewußtseins, seines klaren Willens ein; man versetzt da im Handgemenge dem Feinde einen, zwei, drei Säbelhiebe oder Lanzenstiche, von denen vielleicht schon der erste nach wenigen Minuten tödlich wirkt, der zweite und dritte somit schon überflüssig ist, also, im Grunde genommen, eine „Mißhandlung" darstellt. Jedermann, der auch nur eine einzige Schlacht mitgemacht, wird mir ohne weiteres beistimmen; für den nichtmilitärischen Leser werden vielleicht meine obigen wenigen Zeilen genügen, um die von dem sattsam bekannten Teil der russischen Presse in die Welt gesetzten „japanischen Greuel" in das richtige Licht zu rücken.

Ich habe soeben von dem häßlichen russischen Kommando „Pljennych nje bratj!" gesprochen. Im Schlachtengetümmel ausgestoßen, mag dieser Befehl begreiflich erscheinen; viel schlimmer, ja direkt roh und wirklich „greuelhaft" erscheint er aber, wenn er kalten Blutes, wo noch die Waffen ruhen, zum beherzigenswerten Grundsatz erhoben wird. Und

dieser Grundsatz besteht wenigstens in einem Teil des gegenwärtig in Ostasien kämpfenden russischen Offizierkorps. Ich weiß, daß ich da eine schwere Anklage erhebe; ich würde sie auch gar nicht erhoben haben — obwohl ich dafür schon seit Monaten die nötigen Unterlagen besitze —, wenn man nicht jetzt an allen Ecken und Enden Rußlands über die angeblichen Unmenschlichkeiten der Japaner schrie, und ich bin nun einmal kein Freund des Pharisäertums. Man hatte mir schon lange vor Beginn des russisch-japanischen Krieges erzählt, im Jahre 1900 während der Chinesenunruhen sei es bei den mandschurischen „Pogranitschniki" (Amurgrenzwache) ebenso wie in der Brigade Rennenkampf „nicht üblich" gewesen, Gefangene zu machen. Man erzählte mir davon mit einem gewissen Stolz, just als ob diese „Unüblichkeit" gewissermaßen die höchste Potenz der Schneidigkeit ausmachte. — — Offen gestanden, wollte ich nicht so recht daran glauben, bis ich mich jetzt in Ostasien leider von der Richtigkeit dieser sonderbaren Prahlerei überzeugen konnte.

Ich traf da den Oberstleutnant Ch. von der ehemaligen Brigade Rennenkampf, den Rittmeister G. von der Grenzwache, den Leutnant M. von der Artillerie — alle Teilnehmer des 1900er Feldzuges. Sämtliche Herren bestätigten mir übereinstimmend, man sei damals stillschweigend übereingekommen, „sich mit Gefangenen nicht abzugeben", und erklärten ferner, sie würden sich im jetzigen Kriege desselben Grundsatzes befleißigen. — — Von den jüngeren Offizieren will ich schon gar nicht sprechen. Im März d. J., als ich Irkutsk auf dem Wege nach der Mandschurei zum ersten Male berührte,

besuchte ich eines Abends das bekannte dortige Restaurant „Rossija“, wo ich etwa zweihundert ältere und jüngere Offiziere vorfand, alle auf dem Wege nach der Südmandschurei, alle in kampflustiger, gehobener Stimmung. Gegen Mitternacht erhebt sich da ein Infanteriehauptmann mit dem Sektglas in der Rechten und hält dem versammelten zivilen und militärischen Publikum eine längere patriotische Rede. Als der Redner feierlichst verkündet, er werde in seiner Kompagnie das Gefangennehmen nicht dulden und dabei eine nicht mißzuverstehende Gebärde macht, da springen sämtliche anwesenden Offiziere wie elektrisiert auf, ein hundertstimmiges Hurra läßt die Fensterscheiben erzittern, und von allen Seiten ertönt es: „Tod den Makaki!*) Zum T . . . . mit den Gefangenen! — —“ Am anderen Tage sprach die halbe Stadt von diesem sonderbaren Toast, und kopfschüttelnd fragte man sich, ob derartige wenig ritterliche Grundsätze sich für junge, gebildete Krieger ziemten. Noch mehr verwunderte ich mich übrigens etwas später, als der Generalstabsoberst A. in Harbin in Gegenwart von mir und zwei russischen Kriegsberichterstattern R. und T. sich ebenfalls dahin äußerte, er kenne kein „Pardon für Gefangene“. Das sind Einzelfälle, wird man mir zurufen, vielleicht gar ein Ausfluß der Weinlaune! Mag sein, aber derlei Einzelfälle sind immerhin bezeichnend. Und im übrigen hört man die Japaner sich häufig genug über russische, sagen wir, Unritterlichkeiten bitter beklagen.

Ein unerquickliches Thema dies fürwahr, und vielleicht hätte jener alte Lateiner auch in dem uns hier beschäftigenden Falle nicht so ganz unrecht, der

---

*) Spottname für „Japaner“.

vom Sündigen „innerhalb und außerhalb der Mauern" sprach. Wie gesagt, ich berühre dieses Thema höchst ungern, aber ich durfte es nicht außer acht lassen, denn die in Petersburg und Moskau ausgeheckten — oder doch jedenfalls breitgetretenen — japanischen „Greuel" haben den entmutigten russischen Soldaten nur noch mutloser gemacht. Am 14. Juli konnte man sich so recht davon überzeugen. An jenem Tage verbreitete sich im russischen Lager gegen Abend die Nachricht, man würde im Laufe des morgigen Nachmittags den weiteren Rückzug auf Haitscheng antreten. Kaum wurde dies bekannt, da entstand unter den Soldaten ein wahres Flüchten und Rennen; alles stürmte in die auf dem Gleise stehenden Eisenbahnwagen, jede Zucht und Ordnung schien aufgelöst. Vergebens ermahnten die Offiziere ihre Mannschaften, sich ja doch ruhig zu verhalten und morgen den Rückzug in geordneten Verbänden anzutreten. „Nein!" klang es ihnen da grimmig und erbittert entgegen. „Morgen bleibe ich am Ende zurück, und die Japaner mißhandeln mich dann zu Tode." Derselbe Soldat, der sonst freudig in die Schlacht geht, verließ da fluchtartig seine Kompagnie, weil die unerhörten, skandalösen „Greuel"-Märchen ihn völlig kopfscheu gemacht hatten! General Kuropatkin mag sich dafür bei den berüchtigten Petersburger und Moskauer Überpatrioten bedanken.

Und was für kurze Beine diese „patriotischen" Petersburger und Moskauer Lügen doch haben! Unmittelbar nach der Schlacht bei Daschidzjao erscholl da wieder einmal das Wutgeschrei, die Japaner hätten die zurückgebliebenen verwundeten und vom Sonnenstich getroffenen russischen Soldaten „miß-

handelt“. Ich ließ nun durch einen mir befreundeten russischen Offizier genaue Erkundigungen sowohl bei den einzelnen Truppenteilen, als bei General von Stackelberg selbst einziehen. Und was stellte sich da heraus? Sämtliche — ohne Ausnahme — verwundeten und vom Sonnenstich getroffenen Russen sind vor Beginn des Rückzuges von Daschidzjao von ihren eigenen Kameraden aufgelesen worden; General von Stackelberg, der sich die ganze Zeit hindurch bei der Arrieregarde aufhielt, hat diese Arbeit selbst überwacht und verließ den Platz erst dann, als der letzte Soldat geborgen war. So schreibt man in manchen russischen Redaktionen Kriegsgeschichte, und so macht man den armen braven russischen Soldaten für die Hauptschlacht bei Liao-yang bereit!

---

18. (31.) August 1904.

Die begonnenen Kämpfe um Liao-yang — das steht schon heute sicher — werden einst einen ganz merkwürdigen Platz in der Kriegsgeschichte einnehmen: sowohl der Stratege als der Taktiker wird aus ihnen viel lernen können.

Merkwürdig wie diese Kämpfe selbst ist auch deren strategische Vorgeschichte, für die wir heute noch keinen eigentlichen Schlüssel besitzen. Während des ganzen langen Monats August bietet uns das Verhalten der japanischen drei Armeen gewissermaßen ein einziges Fragezeichen. Bis Ende Juli war das Vorgehen der Japaner überaus folgerichtig, war deren Kriegsplan von einer zwingenden Klarheit. Mit verhältnismäßig wenig Opfern war es den Japanern gelungen, drei starke Armeen von drei Seiten aus den Marsch auf Liao-yang bzw. Mukden antreten zu lassen, und jede dieser drei Armeen hatte eine natürliche Base im Rücken: Kuroki am Yalufluß, bzw. in Korea, Nodzu am Gestade der Bucht von Korea, Oku in der Bucht von Liao-tung. Ohne zu jener Zeit noch einen eigentlichen Oberbefehlshaber aufzuweisen, der sonst einzeln operierende Armeen zu einer strategischen Einheit zu machen pflegt, gingen dennoch die drei japanischen Heerführer nach einem streng einheitlichen Kriegsplan vor, so daß die ersten Tage des

August uns die Japaner in einem fast mathematisch genauen Halbkreis um Liao-yang sehen lassen. Ja, noch mehr. Anfang August zeigen die japanischen Stellungen die deutliche Tendenz und eine sehr große Wahrscheinlichkeit, die Haupttruppen des Generals Kuropatkin in absehbarer Zeit völlig zu umzingeln, und es wurden zu jener Zeit sehr gewichtige Stimmen laut, die bereits von Liao-yang wie von einem zukünftigen „mandschurischen Sedan" sprachen. Tatsächlich hätte damals, wo die Japaner über das eigentliche Gebirgsland bereits hinaus waren, der linke Flügel Kurokis gemeinsam mit der Dakuschanarmee (Nodzu) den direkten Marsch auf Liao-yang antreten können, während die zwei Divisionen des rechten Kurokischen Flügels sich nordwestlich wandten, um etwa bei Mukden sich mit der Armee Oku zu vereinigen, die in zwei Abteilungen von Haitscheng bzw. Niutschwang den Weg nach dem Nordosten hätte zurücklegen können. Bei Beibehaltung dieses Kriegsplanes, der noch Ende Juli im japanischen Hauptquartier zweifellos bestand, wäre Kuropatkin schließlich nichts anderes übrig geblieben, als sich -- wollte er sich nicht bei Liao-yang umzingeln und von seiner einzigen Base, der vom Norden kommenden Eisenbahn, abschneiden lassen — schleunigst von Liao-yang auf Mukden oder gar Harbin zurückzuziehen. Das Schicksal Liao-yangs hätte aber in diesem Falle vielleicht das Schicksal des ganzen gegenwärtigen Krieges entschieden, denn nördlicher von Liao-yang gab und gibt es eigentlich noch jetzt keinen einzigen auch nur halbwegs befestigten Platz; die Fortifikationen um Mukden sind veraltet und mehr als bescheiden; die bei Harbin während des Sommers von

General Wassilewski aufgeführten „Forts" sollten die Stadt lediglich gegen allenfallsige Chunchusenüberfälle schützen, haben somit ebenfalls kaum einen ernsten Wert; zwischen Mukden und Harbin gibt es aber vorerst überhaupt keine Spur von Fortifikation.

So lagen die Dinge in den ersten Tagen des August. Die 12. japanische Division, der äußerste rechte Flügel Kurokis, hatte am 5. August Siaosyr verlassen, um sich geradenwegs auf Mukden zu begeben; einzelne Teile der Avantgarde dieser Division waren am 10. August bereits in unmittelbarer Nähe Mukdens gesehen worden. Wenige Tage vorher hatte Kuroki einen bedeutenden Sieg über das 2. russische Korps (damals Keller) bei Tschawuan, nordwestlich von Fynschuenling, erfochten, den Gegner, trotz tapferer Gegenwehr, zurückgeworfen, und sich sodann direkt nach Liao-yang gewandt. Sein linker Flügel überschritt siegreich am 31. Juli den Muotienlingpaß und war ebenfalls auf dem Marsche nach Liao-yang. Während Kuroki am letztgenannten Gebirgspasse kämpfte, hatte die Dakuschanarmee (Nodzu) nach hartem Kampfe die Russen bei Simutschen geschlagen, sich mit dem rechten Flügel der Armee Oku vereinigt — die ihrerseits am 2. August Haitscheng verlassen hatte — und war im Begriff, sich dem Zentrum der Kuropatkinschen Hauptstellungen zu nähern. Im äußersten Westen endlich hatten fast zu gleicher Zeit mindestens zwei japanische Divisionen die außerordentlich wichtige Linie Inkou—Niutschwang besetzt und hatten wohl zweifellos die Absicht, sich teilweise ebenfalls nach Liao-yang zu begeben, zum größeren Teil aber über Ssin-min-tin auf Mukden

zu marschieren, um sich dort im Rücken Kuropatkins mit Kuroki zu vereinigen. Man wird zugeben müssen, daß die japanischen Heerführer bis dahin mit der peinlichsten Genauigkeit eines Schachspielmeisters operiert hatten, und man wird sich daher nicht wundern dürfen, daß die meisten Kriegsberichterstatter — auch ich gehörte zu diesen — damals der Ansicht waren, General Kuropatkin werde Liao-yang ohne oder nach schwachem Kampfe aufgeben müssen.

Seitdem ist fast ein Monat vergangen, und während dieser langen vier Wochen hatten die Japaner so gut wie gar nichts unternommen, um ihre Siege bei Tchawuan, Simutschen und Haitscheng auszubeuten. Tatenlos lagen ihre Divisionen Wochen und Wochen hindurch am Fuße des mühsam erkämpften Fyn-schuen-ling-Gebirges, am Eingang des Liao-ho-Tales und sahen ruhig zu, wie Kuropatkin von Tag zu Tag vom Norden her Verstärkungen erhielt. Ende Juli waren noch nicht einmal das 10. und 17. Armeekorps in ihrer vollen Stärke zu Kuropatkin gestoßen, und erst im Laufe des August begann der Zuzug des 1. russischen, sowie 5. und 6. sibirischen Korps. Was konnte die Japaner eine so schier unglaublich lange Zeit hindurch davon abhalten, ihren bis dahin siegreichen Marsch fortzusetzen? Was konnte sie zwingen, ihre begonnene Umgehung der russischen Hauptstellungen zu unterbrechen und ruhig zuzusehen, wie Kuropatkin drei neue Korps erhielt, wie seine ermatteten und entmutigten Soldaten sich ausruhten und geistig stärkten, wie Liao-yang immer mehr befestigt wurde?

Man steht hier schlechterdings vor einem Rätsel. Die japanischen Verluste während der ganzen bis-

herigen Kriegsführung waren — selbst wenn man den phantastischen russischen Berichten glauben wollte — keineswegs so starke, als daß die japanischen Divisionen ohne frischen Zuzug nicht hätten weitergehen und kämpfen können. Die Überwindung der Gebirgspässe mochte den japanischen Soldaten wohl ermüdet haben, aber andererseits durfte die fast ununterbrochene Reihe von Siegen diesen Soldaten berauscht, demnach trotz physischer Müdigkeit eher noch kampflustiger gemacht haben. Auch seine Ausstattung ließ trotz eines halbjährigen Marsches nichts zu wünschen übrig: mit grimmigem Neid betrachteten noch Ende Juli die ermatteten, hungernden, an Kleidung und Fußzeug abgerissenen russischen Feldtruppen die gefangenen japanischen Soldaten, die in ihrer Sauberkeit und Nettigkeit wie frischlackierte Nürnberger Zinnsoldaten aussahen. Oder sollten sich die Japaner verschossen haben, wie man hier und da zu hören bekam? Erstens einmal war das an sich unmöglich, denn die Organisation ihres Trains und somit der Munitionszufuhr ist und blieb geradezu bewundernswert; zweitens aber, selbst wenn ein Mangel an Munition sich eingestellt haben sollte, brauchte es doch wohl kaum einen ganzen Monat, um diesem Mangel abzuhelfen. Das wochenlange Zögern der Japaner bleibt daher, wie gesagt, ein völliges Rätsel, dessen Lösung wir vielleicht erst nach Beendigung des Krieges erhalten werden.

Wie dem auch sein mochte, die Armee Kuropatkins, die noch in den ersten Augusttagen die befestigten Stellungen um Liao-yang gegen den Anprall der Japaner nicht allzu lange Zeit hätte halten können, durfte, inzwischen ausgeruht und

durch den Zuzug frischer Truppen wesentlich verstärkt, es wagen, dem Feinde am Ende desselben Monats eine Hauptschlacht zu liefern. Ich habe schon gestern erwähnt, daß wir es hier nicht mit einer Schlacht, sondern mit einer Reihe von Kämpfen zu tun haben, die bereits vor einigen Tagen begonnen haben und wohl noch mehrere Tage fortdauern werden. Schon heute, wo es zu eigentlichen Entscheidungskämpfen noch nicht gekommen ist, lassen sich die japanischen Dispositionen in ihren Hauptumrissen bereits deutlich erkennen. Die japanische Taktik bestand seit jeher aus forcierten Flankenangriffen und Umgehungen; wir sahen dies bei Wafangou, wir sahen dies bei Daschidzjao, wir werden dies zweifellos auch bei Liao-yang sehen: Das Zentrum leitet den Kampf ein, sucht den feindlichen Angriff hauptsächlich auf sich zu leiten, während seine beiderseitigen weit stärkeren Flügel die gegnerischen Flanken zu umgehen beginnen — eine einfache, meistens erfolgreiche Taktik, die sich in der japanischen Heerführung zu einer Art Tradition ausgebildet zu haben scheint.

Der Beginn der Kämpfe um Liao-yang läßt sich auf den 24. August zurückführen. Die bis dahin Wochen hindurch tatenlose japanische Dakuschanarmee (Nodzu) beginnt ihren Marsch auf das Zentrum der Kuropatkinschen Stellungen und besetzt am Abend des 24. August die Höhen etwa neun Werst südwestlich von Landanschan im Süden von Liao-yang. Die Nacht über (?) unterhält sie einen schwachen artilleristischen Kampf mit den russischen Vorpostenbatterien und setzt am nächsten Morgen ihren Marsch auf Landanschan fort. Gegen 5 Uhr nachmittags erscheinen unmittelbar vor Landanschan be-

reits zwei japanische Divisionen mit zehn Batterien. Das ihnen gegenüberstehende russische Korps Iwanow nimmt den Kampf auf, wagt einen dreimaligen Bajonettangriff, wird aber schließlich zurückgeworfen mit einem Verlust von mehreren hundert Mann. Gegen Abend besetzen die Japaner Landanschan. Inzwischen hatte Oku den größten Teil seiner Armee — angeblich fünf Divisionen — den Marsch auf Anschandschan antreten lassen. Die russische Avantgarde weicht langsam zurück und konzentriert sich auf die befestigten Stellungen um Anschandschan. In der Morgendämmerung des 27. August entspinnt sich ein artilleristischer Kampf, und die Russen können dem Feuer nicht lange standhalten: nachdem sie etwa 150 Mann an Toten und Verwundeten eingebüßt, ziehen sie sich von dieser Position zurück. Die Südfront des äußersten Befestigungsgürtels um Liao-yang von Anschandschan bis Landanschan gerät somit in japanische Hände; der direkte Weg auf das Zentrum Kuropatkins steht der Armee Nodzus und dem rechten Flügel Okus offen. Sowohl dieser wie jene nützen die verhältnismäßig leicht errungenen Vorteile denn auch sofort aus: in forcierten Märschen, von den weichenden Russen nur wenig behelligt, setzen die japanischen Truppen ihren Marsch auf Liao-yang fort. Oku erscheint am 29. August vor Sidantai, etwa 9 Werst südwestlich von Liao-yang; Nodzu tags darauf am linken Ufer des Taidzy-ho-Flusses, kaum 6 Werst östlich von Liao-yang entfernt. Der linke Flügel Okus, dessen Stärke vorerst nicht bekannt ist, hatte inzwischen am 26. August Janzapu, den westlichsten Punkt der südlichen russischen Befestigungslinie, besetzt und begab sich dann sofort,

in fast paralleler Richtung mit seinem vorgehenden Zentrum und rechten Flügel, nordostwärts. Am 29. August abends, kaum 12 Stunden vor dem Erscheinen Nodzus am Taidzy-ho-Ufer östlich von Liao-yang, erreicht Okus linker Flügel das Ufer desselben Flusses im Westen von Liao-yang. Mit anderen Worten: nachdem es den Japanern gelungen war, sich des Dreiecks des russischen west-süd-östlichen Befestigungsgürtels Janzapu—Anschandschan—Landanschan mit einem Gesamtverlust, der russischerseits auf etwa 2000 Mann geschätzt wird, zu bemächtigen, hatten sie bis zum 30. August um die Mittagsstunde um Liao-yang einen Konzernierungshalbkreis gezogen, der in keinem Punkte von den innersten Liao-yanger Positionen weiter als etwa 6—8 Werst entfernt war — eine durchaus respektable Leistung innerhalb 3—5 Tage.

Was tat aber inzwischen Kuroki? Wir wissen bereits, daß er schon vor Monatsfrist die Absicht gefaßt hatte, wenigstens mit einem Teile seiner Armee Kuropatkins linke Flanke zu umgehen, um die Russen sodann bei Jantai oder gar Mukden vom Norden oder Nordosten abzuschneiden. Er hatte am 2. August Tschawuan, nordwestlich von Fynschuen-ling gelegen, besetzt und war dort vorerst stehen geblieben. Sein rechter Flügel befand sich damals in Siao-syr, nämlich die 12. Division, und eine schwache Avantgarde dieser Division war auf dem Landwege Siao-syr—Mukden vorgeschoben. Bei Tschawuan verbleiben nun Kurokis Hauptkräfte ganze 24 Tage; zweifelsohne sollten sie hier so lange verweilen, bis es Nodzu und Oku möglich wurde, ihrerseits sich vom Süden und Westen her den südlichst vorgeschobenen Liao-yanger Befestigungen

zu nähern. Am 24. bzw. 26. August war dies geschehen, und so setzt sich denn auch Kurokis mittlere Division dann sofort in Bewegung. Am 27. August, just zur Zeit, als Oku sich Anschan-dschans bemächtigt hatte, stürmte Kuroki die russische Stellung bei Anping. Es entbrennt ein heißer Kampf. Ohne einen Schuß abzugeben, werfen sich die Japaner mit aufgepflanztem Bajonett auf die Russen — etwas außerordentlich Seltenes bei dem bajonettfeindlichen Japaner. Nach bewährtem Muster suchen sie die linke Flanke der Russen zu umgehen, aber der tapferen zweiten Brigade der 35. russischen Infanteriedivision (17. Korps Moskau) gelingt es ihrerseits, den äußersten rechten Flügel der anstürmenden Japaner zu umgehen, und plötzlich erschallen im Rücken der Japaner die Gewehrsalven des 139. russischen Regiments. Aber nichts vermag den Japaner aufzuhalten, dessen Mut und Todesverachtung selbst meine russischen Gewährsmänner — Offiziere, die bei Anping gekämpft — in ihrem telegraphischen Bericht mir als „fanatisch" bezeichnen. Immer wieder und wieder werfen sich die Kurokischen Bataillone auf den Gegner, und gegen 6 Uhr abends vermögen sich die Russen nicht mehr zu halten: sie ziehen nordwärts ab, Anping wird von Kuroki besetzt, und somit gelangt auch der östlichste Punkt des äußersten Befestigungsgürtels um Liao-yang in die Hände der Japaner. Die eigentlichen „Vorbereitungen" sind nunmehr getroffen — die Hauptschlacht kann beginnen.

---

20. August (2. September) 1904.

Bis 10 Uhr abends hatte am 30. August n. St. der heiße Kampf gedauert, beiden Seiten empfindliche Verluste zugefügt, aber keine wesentlichen Ergebnisse geliefert. Allerdings war es sowohl dem linken Flügel der Armee Oku als den Nodzuschen Divisionen gelungen, im Westen und Osten von Liao-yang an mehreren Stellen das linke Ufer des Taidzy-ho-Flusses zu erreichen, aber alle von diesen beiden Seiten unternommenen Angriffe auf die inneren Befestigungen des Kuropatkinschen Lagers wurden von den Russen abgeschlagen, wobei die Japaner ganz bedeutende Verluste — man spricht von 10000 Mann an Toten und Verwundeten — erlitten. Während links und rechts von Liao-yang der Kampf wütete, versuchten das Zentrum und der rechte Flügel der Armee Oku von Sidantai aus einen forcierten Marsch auf Wenschunschan, eine Hügelreihe südwestlich von Liao-yang, die die diesseitigen russischen inneren Befestigungen beherrscht. Die auf dem Haupthügel postierte russische Artillerie entwickelte ein geradezu mörderisches Feuer, und Oku blieb schließlich nichts anderes übrig, als diese Hügelreihe auf seinem Vormarsch links von sich zu lassen.

Ein hochbemerkenswertes Ergebnis hatte dieser heiße Tag allerdings geliefert. Gegen Mittag war

Kuroki von Anping aus an das linke Taidzy-ho-ufer östlich von Liao-yang gelangt und hatte sofort begonnen, von den Russen nur wenig belästigt, seine Truppe auf das rechte Ufer hinüberzuleiten. Eine Division mit der entsprechenden Artillerie und Reiterei passierte den angeschwollenen Fluß in geradezu bewundernswerter Ordnung durch eine Furt; inzwischen wurde eine Pontonbrücke geschlagen, und schon gegen Abend war ein großer Teil der Armee Kuroki auf dem rechten Ufer der Taidzy-ho. Nur mit dem größten Widerwillen spiele ich hier den Propheten; aber ich kann nicht umhin, etwas Wasser in den russenfreundlichen Begeisterungswein meiner Herren Kollegen zu tun: meiner festen Ansicht nach hat der Übergang Kurokis über die Taidzy-ho das Schicksal Liao-yangs entschieden; morgen, übermorgen wird Kuropatkins Hauptstellung in Händen der Japaner sein. Heute klingt diese Ansicht noch ketzerisch. Selbst die „Reutersche Agentur", deren Russenfreundlichkeit doch wohl kaum übermäßig ist, veröffentlicht heute früh ein Telegramm aus Niutschwang, demzufolge „die Russen bei Liao-yang imstande seien, die Japaner von beiden Seiten zurückzuwerfen". Ich wage ganz entgegengesetzter Ansicht zu sein. Kuropatkins Fehler besteht bis jetzt darin, daß er seine Hauptkräfte und seine Hauptbefestigungen im Zentrum, d. h. im Süden von Liao-yang, konzentriert hat. Es ist höchst sonderbar, ja geradezu unbegreiflich, daß ein so kluger Stratege und Taktiker wie General Kuropatkin so ganz und gar nicht einsehen will, daß das Vorgehen Nodzus und des Okuschen rechten Flügels trotz der imponierenden Stärke dieser Angriffs-

truppen eine Art Demonstration darstellt, daß nicht diese Divisionen, sondern die Bataillone Kuroki's das Schicksal Liao-yangs besiegeln werden. Doch bleiben wir bei der leidenschaftslosen Beschreibung der Märsche und Kämpfe, aus der sich ohne weiteres die Folgerichtigkeit meiner obigen Ansicht ergeben wird, mit der ich unter allen auf russischer Seite verweilenden Kriegsberichterstattern vorerst allein dastehe.

Kuroki befand sich also am 30. August bei Nachtanbruch mit seiner ganzen Armee auf dem rechten Taidzy-ho-Ufer; am frühen Morgen des 31. trat er seinen Marsch nordwestwärts an, legte in dieser Richtung etwa drei Werst zurück und wandte sich sodann fast geradeaus nach Westen. Seine Absicht war sonnenklar: er wollte Liao-yang vom Norden umgehen, Kuropatkin von dessen einziger Base abschneiden, während Nodzu — dessen einzelne Teile ebenfalls den Übergang über die Taidzy-ho bewerkstelligt hatten — Kuropatkin vom Osten, die zwei Kolonnen Okus Liao-yang vom Südwesten oder Westen angriffen. Und nun geschieht eine weitere Unbegreiflichkeit in diesem an Unbegreiflichkeiten so überaus reichen Feldzuge: Kuropatkin verbeißt sich ordentlich in seine Liao-yanger Befestigungen, wirft fast seine ganze Armee Nodzu und Oku entgegen und läßt seinen eigentlichen und hauptsächlichsten Gegner, Kuroki, so gut wie unbehelligt. Während ich diese Zeilen schreibe, sind nahezu 36 Stunden vergangen, seit Kuroki die Taidzy-ho passiert hat — und noch immer verweilt Kuropatkin in Liao-yang, noch immer zögert er, an der Spitze von zwei oder drei Korps sich Kuroki entgegenzuwerfen, der sich gegenwärtig kaum 17 Werst von der Eisen-

bahnlinie befindet, die die russische Armee mit Mukden, mit Harbin, mit Europa verbindet! Anstatt dessen entsendet er am 31. August wenige Bataillone nordostwärts, die tags darauf etwa 20 Werst im Nordosten von Liao-yang auf die Armee Kuroki stoßen. Der rechte japanische Flügel wirft sich auf die heranziehenden Russen, die eine Hügelreihe östlich von der Eisenbahnlinie besetzt halten. Die ersten zwei Attacken gelingen nicht; nachdem Kuroki jedoch den Stürmenden weitere Verstärkungen zugesandt, gehen sie abermals zum Angriff über und werfen im heißen Kampfe die Russen auf Liao-yang zurück.

Ich wiederhole: Kuropatkins Lage bei und in Liao-yang ist schon heute unhaltbar geworden. Man vergegenwärtige sich nur die japanischen Stellungen, wie sie sich uns darstellen, während ich diese Zeilen niederschreibe. Am 17. (30.) August umfassen diese Stellungen ein Dreieck mit recht weiten Schenkeln, deren Durchbruch an fast beliebiger Stellung dem General Kuropatkin nicht allzu schwer hätte fallen können. Der Norden ist noch völlig frei; Okus, Nodzus oder Kurokis Übergang über die Taidzy-ho kann verhindert werden. Bis dahin ist Kuropatkin schon deshalb der Stärkere, weil er sich nicht nur auf trefflich von langer Hand vorbereiteten Befestigungen befindet, sondern auch eine kompakte Front besitzt, während die Japaner um Liao-yang herum eine Frontlänge von nahezu 35 Werst aufweisen. Zwei Tage darauf welch verändertes Bild! Die Japaner halten bereits drei Seiten eines engen Vierecks besetzt, ihre Frontlänge ist nunmehr allmählich auf über die Hälfte der vorgestrigen zusammengepreßt, die Taidzy-ho, Kuro-

patkins natürlichste und beste Festung, ist überschritten. Kuroki steht jetzt kaum 9 Werst von der nach Mukden laufenden Bahnlinie entfernt und hat überdies von diesem Punkte aus einen starken Teil seiner Armee nach dem Nordwesten entsandt, nach den Kohlengruben von Yantai. Streng genommen, kann jetzt Kuropatkin die ihn umgehende Armee Kurokis nicht mehr angreifen, sondern sich bestenfalls durch Kurokis Divisionen nur noch durchschlagen, um den rettenden Norden zu gewinnen.

---

22. August (4. September) 1904.

Heute früh haben die Japaner Liao-yang besetzt. General Kuropatkin ist mit seiner Armee nach dem Norden abgezogen, um südlich von der Station Jantai den vordringenden Japanern den Weg nach Mukden zu verlegen.

Es bedurfte wahrlich keiner sonderlichen Prophetengabe, um diese für die Russen überaus schmerzliche Tatsache vorauszusagen. Streng genommen, war Liao-yang -- ich habe darauf bereits hingewiesen — schon vorgestern nicht mehr zu halten. Nachdem Kuropatkin am 30. und 31. August es versäumt hatte, Kurokis Übergang über den Taidzy-ho zu hintertreiben, und diese zwei kostbaren Tage darauf verwandt hatte, um die verhältnismäßig schwachen, eigentlich mehr demonstrativen Angriffe Okus und Nodzus auf die Liao-yanger Befestigungen mit seiner ganzen Armee zurückgeschlagen, sah sich die Armee Kuroki in der Lage, in, ich möchte fast sagen: gemächlichster Weise die Umgebung Liao-yangs vom Nordosten aus vorzunehmen. Erst am 1. September entschließt sich endlich Kuropatkin, seine Hauptaufmerksamkeit Kuroki zuzuwenden: er beginnt seinen linken (östlichen) Flügel zu verstärken und vereinigt auf dieser Seite bis zum Abend drei ganze Armeekorps. Tags darauf, am 2. September, telegraphiert Kuropatkin dem Zaren, er habe soeben

„den Marsch gegen Kuroki angetreten“. Der Wortlaut dieser Drahtmeldung scheint mir nicht ganz zutreffend gewesen zu sein: es war dies kein Vorgehen, sondern der Beginn eines Abzuges. Denn Kuroki befand sich am 2. September bereits im Nordnordosten von Liao-yang, in nächster Nähe der Yantaier Kohlengruben, wenige Werst von der Eisenbahnstation Yantai entfernt. Wollte Kuropatkin auch nur einen einzigen weiteren Tag Liao-yang halten, so geriet er in Gefahr, völlig von Mukden abgeschnitten zu werden: Liao-yang wäre dann tatsächlich zu einem „Sedan“ geworden; am 2. September hieß es demnach für den russischen Oberbefehlshaber, die Räumung von Liao-yang zu beginnen. Und so setzt sich Kuropatkin an der Spitze des 1. (Stackelberg), 3. (Sassulitsch) und 5. (Dembowski) sibirischen Korps in Bewegung, um dem vorstürmenden Kuroki südlich von Yantai entgegenzutreten, während die übrigen Korps einstweilen noch in Liao-yang zurückbleiben, um die im Westen, Süden und Osten operierenden Armeen Oku und Nodzu aufzuhalten, bis Kuropatkin die Lage im Norden entschieden hat. Daß die Aufgabe von Liao-yang schon an jenem Tage beschlossene Sache war, erhellt unter anderem daraus, daß die Russen bereits am 2. September begonnen hatten, ihre in Liao-yang befindlichen Vorräte zu vernichten, damit diese nicht in die Hände des Gegners gerieten. In der Nacht zum 2. August hatte Kurokis linker Flügel — sein Zentrum und rechter Flügel waren bereits auf dem Wege nach dem Norden, nach den Yantai-Gruben — sich längs des rechten Taidzy-ho-Ufers nach dem Westen in Bewegung gesetzt und am frühen Morgen die Russen, die die Höhen von

Synkwantun besetz hatten, nach dem Westen zurückgeworfen. Zu gleicher Zeit versuchte die in Liao-yang zurückgebliebene russische Armee die Sachlage im Westen aufzuklären. Die zu diesem Behufe vorgeschobenen zwei Regimenter stießen auf zwei japanische Divisionen Okus; zwei weitere japanische Divisionen sollten sich in Okus Arrieregarde befinden. Nach heißem Kampfe zogen sich die russischen Bataillone auf Liao-yang zurück.

Am 2. September war somit die Lage wie folgt: Nodzu und Oku hatten rechts und links von Liao-yang die Taidzy-ho überschritten und zeigten die deutlichste Tendenz, sich unmittelbar im Norden von Liao-yang, etwa dort, wo die Eisenbahn und der Landweg nach Mukden zusammenstoßen, zu vereinigen, während Kuroki von Synkwantun nach Yantai und von Bensichu nach Mukden marschierte, um den Russen, denen es etwa gelingen sollte, sich durch die dann vereinigten Armeen Oku und Nodzu durchzuschlagen, bei Yantai den Weg nach dem Norden zu verlegen. Angesichts dessen war — ich wiederhole — schon am 2. September Liao-yang nicht mehr zu halten. Am 3. September morgens beginnt denn auch der eigentliche — wenn vorerst auch noch nicht offizielle — Abzug der Russen von Liao-yang: während Kuropatkin selbst, wie wir oben gesehen, schon seit 24 Stunden mit drei Korps auf dem Wege nach Yantai sich befindet, überschreiten an diesem Tage die in Liao-yang zurückgebliebenen Truppen die Taidzy-ho, um längs der Eisenbahn zu den vorausgegangenen Kuropatkinschen Korps zu stoßen. Aber dieser Abzug sollte ihnen nicht leicht gemacht werden: Oku vom Westen und Nodzu vom Osten fallen ihnen in die Flanken, der

ganze 3. September und die Nacht zum 4. bilden einen einzigen Kampf, und nur mit sehr großen Verlusten — sie sind noch nicht festgestellt, sollen sich aber auf mehrere Tausende belaufen — gelingt es endlich der Liao-yanger Garnison, sich einen Weg nach Norden zu ebnen. Heute früh ziehen die Divisionen Oku und Nodzu in Liao-yang ein.

---

27. August (9. September) 1904.

Ärzte pflegen von einem „klinischen Bilde“ zu sprechen, wenn sie einen Kranken vor sich haben, dessen Leiden sämtliche von der Wissenschaft festgestellten Merkmale einer bestimmten Krankheit aufweisen, wenn Symptome, Verlauf und Ausgang der Erkrankung nicht im geringsten von dem von Theorie und Praxis Festgesetzten abweichen. Für den späteren Kriegshistoriker wird das fünftägige blutige Ringen um Liao-yang wohl ebenfalls ein „klinisches Bild“ darstellen — ein lehrreiches, abgeschlossenes „klinisches Bild“ der zeitgenössischen Kriegskunst.

Bevor ich daran gehe, diesen Kämpfen einige Schlußworte zu widmen, halte ich es für angebracht, zwei Fragen flüchtig zu berühren, mit denen man sich hier jetzt angelegentlichst beschäftigt. Die erste Frage lautet: War die Aufgabe von Liao-yang von vornherein beschlossene Sache? Die zweite: Ist die Schlacht bei Liao-yang als eine Hauptschlacht zu bezeichnen? Daß man russischerseits die erste Frage mit einem Ja, die zweite mit einem Nein beantwortet, darf nicht wundernehmen. Denn der Ausruf: „Ich bin geschlagen worden!“ klingt weit schlimmer und entmutigender, als die Nachricht: „Ich habe mich absichtlich schlagen lassen.“ Und die Russen lassen sich, wenn man ihren amtlichen

Berichten glauben sollte, seit den Tagen von Wafangou, ja seit denen von Turentschen, „absichtlich schlagen". — — — Die wirklichen Meldungen Kuropatkins bekommt ja ohnehin kein Mensch zu lesen; was uns die russischen Telegraphenagenturen unter dieser Marke kredenzen, ist ein Phantasiewein des Petersburger Generalstabs, ein Beschwichtigungstränkchen, das im ersten Augenblick vielleicht mundet, von dem man aber schließlich Bauchgrimmen bekommt. Daß die paar ausländischen Kriegsberichterstatter, die noch immer im Hauptquartier Kuropatkins aushalten, ihren Zeitungen ähnliches Süßholz liefern, wundert mich ebensowenig: die russische Feldzensur ist ein trefflicher Weinpanscher, der aus der Grüneberger Schattenseite einen Johannisberger Kabinett macht. Und im übrigen ist es nicht jedermanns Sache, auf seinen Gastgeber zu schimpfen, vornehmlich, wenn dieser Gastgeber den offenherzigen Gast allaugenblicklich zum Tempel hinauswerfen kann.

Diesen Umständen ist es einzig und allein zuzuschreiben, daß ich seit der Schlacht bei Wafangou mich in meinen Betrachtungen und Voraussagungen im strikten Gegensatze nicht nur zu der russischen Jubelpresse — denn das verstand sich ohne weiteres, — sondern auch zu den optimistischen Auslassungen meiner westeuropäischen Kollegen befand, die der Liao-yanger Zensor zu argen „Sünden wider den heiligen Geist" zwingt. Damit soll übrigens keineswegs gesagt sein, daß westlich von Harbin die Zensurfreiheit wohnt. Unsichtbare, aber fleißige Hände sortieren auch hier Berichterstatterbriefe und lassen hier und da besonders unbequeme Berichte „verloren gehen"; aber immerhin passiert in der Regel

ein freies Wort die hiesige Gendarmerieschranke, und so durfte ich mir bisher erlauben, Ansichten nach Deutschland zu übermitteln, die ausnahmslos später durch die Ereignisse ihre volle Bestätigung fanden. Soweit ich mich erinnere, habe ich den Fall von Liao-yang und Kuropatkins Rückzug nach dem Norden schon vor Monatsfrist an dieser Stelle vorausgesagt, obwohl ich recht gut wußte, daß Kuropatkin seine Hauptstellung am Taidzy-Fluß nicht aufgeben wollte, daß er im Gegenteil fest entschlossen war, bei Liao-yang eine Hauptschlacht zu liefern und — — zu siegen.

Räumen wir also vor allem mit der Fabel auf, als ob es sich auch bei Liao-yang lediglich um ein „Aufhalten“ der Japaner gehandelt, als ob General Kuropatkin von vornherein die Absicht gehabt hätte, Liao-yang ohne Hauptschlacht aufzugeben. Man befestigt nicht einen Hauptplatz ein halbes Jahr hindurch, man opfert nicht zu diesem Behuf Millionen von Rubeln, man konzentriert nicht hinter diesen Festungswällen seine ganze Armee, man kämpft nicht fünf Tage hindurch und verliert nicht an Toten und Verwundeten, gering berechnet, 25000 Mann, um dann mit überschlauer Miene zu erklären, das alles sei lediglich ein Scheinmanöver gewesen, um den Gegner zu schwächen, um ihn nach dem Norden zu locken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Kuropatkin noch am 19. August (1. September) die Hoffnung nicht verloren hatte, die Japaner bei Liao-yang zu schlagen; erst als es am Abend dieses Tages bekannt wurde, daß Kuroki sich an den Yantaigruben befinde und jeden Augenblick bei der Bahnstation Yantai die in Liao-yang befindliche russische Armee vom Norden abschneiden

könne, erst dann mußte sich Kuropatkin wohl oder übel entschließen, mit seiner ganzen Streitmacht eilig Liao-yang zu verlassen. Vierundzwanzig Stunden später wäre Liao-yang vielleicht wirklich zu einem regelrechten Sedan geworden.

Ich will zugeben, daß der russische Soldat bei Liao-yang schlechterdings alles getan hat, was er als braver Krieger nur tun konnte. Schon die ersten zwei Schlachttage — der 17. (30.) und 18. (31.) August — haben dem russischen Soldaten unverwelkbare Ruhmesblätter gebracht. Am Abend des 17. (30.) beginnen Oku und Nodzu gleichzeitig den Sturm auf Liao-yang vom Südwesten, Westen und Südosten her, nachdem ihre Artillerie den ganzen Tag über einen wahren Wolkenbruch von Geschossen über die russischen Stellungen hatte niedergehen lassen. Einzelnen Bataillonen Okus gelingt es, bis zu den russischen Trancheen vorzudringen, aber schließlich werden die Japaner unter gewaltigen Verlusten zurückgeworfen. Tags darauf, am 18. (31.) August, ergreifen die Russen selbst die Initiative. Trotz des mörderischen Bombardements der Japaner werfen sich die Russen auf den Gegner und zwingen ihn gegen Mittag, sich an einzelnen Stellen zurückzuziehen. Wer weiß, ob es Kuropatkin zu dieser Zeit nicht gelungen wäre, den Sieg schließlich an seine Fahnen zu heften — da verbreitet sich das Gerücht, General Kuroki sei in der vorigen Nacht über den Taidzy-ho gegangen und befinde sich nunmehr mit fünf Divisionen auf dem Marsch nach Yantai, im Rücken der Russen! Diese Nachricht mußte nicht nur den russischen Befehlshaber sofort seinen Schlachtplan ändern lassen, sondern auch den russischen Soldaten erzittern machen.

Der arme russische Soldat mag an Bildung und Intelligenz viel zu wünschen übrig lassen; aber er hat bei Wafangou, Daschidzjao und Simutschen den ganzen Schrecken der japanischen Umgehungstaktik leider nur zu gut kennen gelernt. Mit der Initiative, mit dem Vorgehen war es nunmehr vorbei. Während Kuropatkin sich bereits mit dem Gedanken trägt, Liao-vang zu verlassen, zieht sich seine geängstigte Armee hinter die inneren Wälle zurück. Mittags beginnt Oku wieder vorzugehen. Zweimal läßt er seine Bataillone Sturm laufen, aber beide Male empfängt ihn ein mörderisches Feuer der russischen Artillerie, während das 1. sibirische Korps Gegenattacken ausführt — und Oku muß sich abermals zurückziehen. Ehre, wem Ehre gebührt: die Russen haben sich da mit Löwenmut gewehrt, denn ein Löwenmut gehört dazu, Gegenattacken auf einen tollkühnen Feind auszuführen, während man sieht, wie der Oberstkommandierende ein Regiment nach dem andern schleunigst nach dem Norden abziehen läßt. Es ist etwas Entsetzliches um den Kampf um einen verlorenen Posten. Und Liao-yang war bereits an diesem Tage verloren — das wußte selbst der letzte russische Soldat.

Erst spät in der Nacht verstummt der Kampf, und am folgenden Tage ruhen sich Stürmende und Bestürmte aus. Sie sind beide auf den Tod erschöpft. Der 20. August (2. September) bricht an. Kuropatkin ist bereits an der Spitze von drei Armeekorps auf dem Wege nach dem Norden, um sich bei Yantai Kuroki entgegenzuwerfen, der ihm den Todesstoß zu versetzen droht. Die in Liao-vang zurückgebliebenen Truppen bilden nur noch mehr die Arrièregarde — diese traurige, ewige russische

Arrièregarde! — — Während Kuropatkin am 20. August (2. September) zehn Kilometer südöstlich von Yantai auf Kuroki stößt, stürmt Oku zum vierten Male Liao-yang. Seine gesamte Artillerie beschießt das Zentrum der russischen Befestigungen; unter diesem Feuer werfen sich zwei japanische Divisionen auf die Hauptstellungen der Russen, während zwei weitere Liao-yang vom Westen und Osten zu umgehen suchen. Vergebens. Bis spät in die Nacht wehren sich heldenmütig die Russen, obwohl sie recht gut wissen, daß ihr Oberbefehlshaber nicht mehr unter ihnen weilt, daß die letzte Stunde für Liao-yang geschlagen hat, daß am folgenden Tag wohl auch sie nach dem Norden abziehen werden.

Dieser Tag bricht an. Um neun Uhr morgens beginnen die japanischen Geschütze abermals ihre Höllenmusik, und um zehn Uhr erfolgt der Hauptsturm. Wie Wellenbrecher stehen noch immer die Forts von Liao-yang und hinter ihnen die russischen Bataillone. Gegen Mittag gelingt es endlich der 5. japanischen Division, sich der Vorstadt von Liao-yang zu bemächtigen, nachdem drei Attacken von den Russen erfolgreich abgeschlagen worden sind. Bis zum Abend brüllen unaufhörlich die Geschütze, knattern die Gewehre, und selbst während der Nacht hört diese entsetzliche Symphonie nicht ganz auf, aber noch immer liegen die Russen in ihren innersten Trancheen. In der Stadt selbst lodern helle Flammen: es brennen da die Vorräte, die Kuropatkin auf seinem Rückzug nicht mehr hat mitnehmen können, und ein Militärzug nach dem andern verläßt die Liao-yanger Eisenbahnstation, nach Norden zu Kuropatkin eilend. Die aufgehende Sonne des 22. August (4. September)

sieht die letzten russischen Bataillone Liao-yang verlassen, die Stadtbrücken über den Taidzy-ho vernichten. Um 9 Uhr morgens betreten die ersten Japaner Liao-yang, wo sie nichts als brennende Häuser und Tausende von noch nicht beerdigten Leichen vorfinden. Liao-yang ist zwar gefallen, aber nicht erobert worden.

Und ich wiederhole: es mußte fallen, es mußte schließlich aufgegeben werden, obwohl es vielleicht noch am 17. (30.) August hätte gerettet werden können. Meines Erachtens hat General Kuropatkin am 17. (30.) August seinen größten strategischen Fehler während des ganzen bisherigen Feldzuges begangen — wir werden sehen, warum.

---

29. August (11. September) 1904.

Die ersten Versuche Kurokis, den Taidzy-ho zu überschreiten, sind auf den 28. August zurückzuführen. An jenem Tage waren Kurokis Vorposten an das linke Flußufer gelangt, fanden aber den Taidzy-ho mächtig angeschwollen und die Brücken durch die Russen abgebrochen. Tags darauf beginnen die Japaner Pontonbrücken zu schlagen, von den Russen nur wenig belästigt. Am 30. August erfolgt dann der Flußübergang. Kuroki hatte seine Armee in zwei Kolonnen geteilt, die rechte überschreitet den Taidzy-ho bei Bensichu am 30., die linke bei Sykwantun tags darauf. Ich habe schon in einem meiner früheren Berichte darauf hingewiesen, daß die Russen versucht hatten, am letztgenannten Punkt sich dem linken Flügel Kurokis entgegenzuwerfen; Kuropatkin hatte aber zu diesem Behufe eine nur sehr geringe Streitmacht entsandt — etwa $1^1/_2$ Brigaden —, und so mußte ihm der Erfolg von vornherein versagt bleiben. Und so befand sich am 1. September die gesamte Armee Kuroki am rechten Ufer des Taidzy-ho, die bei Sykwantun zurückgeworfenen russischen Truppenteile aber auf dem Rückwege nach Liao-yang.

Die Absichten Kurokis waren nunmehr — wenn überhaupt je ein Zweifel daran obwalten konnte — sonnenklar: der japanische General befand sich zweifellos auf dem Wege nach den Kohlengruben von Yantai, die durch eine etwa 7 km lange

Zweigbahn mit der Station Yantai der mandschurischen Hauptbahn verbunden sind. Gelang es Kuroki, sich dieser Zweigbahn zu bemächtigen, während Kuropatkin sich noch bei Liao-yang befand, so war die gesamte russische Armee tatsächlich vom Norden abgeschnitten. Es erscheint daher begreiflich, daß Kuropatkin in der Nacht zum 2. September seinen Rückzug von Liao-yang begann, allerdings mit der Nebenabsicht, wenn es möglich sein sollte, Kuroki zu schlagen. Kuropatkin hatte meines Erachtens einen Fehler schon früher begangen: Kuroki wäre es nie und nimmermehr gelungen, den reißenden Taidzy-ho zu überschreiten, wenn Kuropatkin schon vor dem 30. August am rechten Flußufer — etwa zwischen Sykwantun und Bensichu eine größere Streitmacht mit der nötigen Artillerie vereinigt hätte, die er recht wohl von Liao-yang hätte fortziehen können. Der Taidzy-ho wäre dann für Kuroki vielleicht zu einer „Tugela" geworden; ja noch mehr: Kuropatkin wäre es dann wahrscheinlich gelungen, einen Keil zwischen Kuroki und Nodzu zu schieben.

Der zweite Fehler Kuropatkins geschah am 2. September. Sein Rückzugsplan an diesem Tage bestand darin, seinen rechten Flügel auf Sykwantun, den linken auf die Yantaier Gruben vorzuschieben, während das Zentrum auf Heiyantai vorging. Unbegreiflicherweise — ich kann dies nicht anders bezeichnen — rechnete Kuropatkin gar nicht mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, daß Kuroki, nachdem er bei Sykwantun den dort ihm entgegengesandten mehr als bescheidenen russischen Truppenteil zurückgewiesen, selbst die Initiative ergreifen, nämlich sich in Eilmärschen mit seiner Hauptmacht

direkt auf Yantai begeben könnte. Erst in der Nacht zum 2. September, kaum eine Stunde vor dem Beginn seines Aufmarsches, erfährt der russische Oberbefehlshaber, daß Kuroki sich tatsächlich bereits bei Heiyantai befinde, einer kurzen Hügelkette, die die Linie Sykwantun-Yantai beherrscht. In zwölfter Stunde ändert Kuropatkin dementsprechend seinen Plan — und begeht einen dritten Fehler. Am richtigsten wäre es, wie die Dinge damals lagen, wohl gewesen, sich mit der ganzen auf dem Rückzuge befindlichen Armee (rund 4 Korps, denn die übrigen befanden sich ja damals noch in Liao-yang) direkt auf Heiyantai zu werfen, um Kurokis Zentrum zu durchbrechen. Anstatt dessen entsendet Kuropatkin einen Teil seiner ohnehin nicht übermäßig starken Truppenmacht auf Sykwantun, einen weiteren Teil — die Division Orlow — auf die Yantaigruben, läßt aber die Hauptstellung Kurokis an den Heiyantaihügeln vorerst unbehelligt. Es geschieht, was eben geschehen mußte: die längs des rechten Taidzy-ho-Ufers nordöstlich entsandten Bataillone stoßen auf den am weitetsten vorgeschobenen rechten Flügel Kurokis bei Sykwantun. Der der Zahl nach weitaus schwächere Feind hält die prächtige Hügelstellung bei Sykwantun besetzt, und die Russen müssen während der Nacht viermal Sturm laufen, ehe sich die Japaner unter verhältnismäßig ganz minimalen Verlusten von dort nach dem Norden zurückziehen. Die Russen sind somit allerdings im Besitze von Sykwantun, haben aber dadurch so gut wie gar nichts gewonnen, denn ihr Weg liegt ja nach dem Norden, nach Mukden. Noch weit schlimmer ergeht es der Division Orlow (54. Division des 5. sibi-

rischen Armeekorps), die, wie wir soeben gesehen haben, von Kuropatkin direkt auf die Yantaigruben gegen den äußersten rechten Flügel Kurokis entsandt war. Südlich der Gruben stößt Orlow auf den Feind, dessen Aufmarsch er aufzuhalten versucht, indem er seine zwei Batterien auf einem Hügel entwickelt. Vielleicht wäre ihm dies auch gelungen, aber da geschieht etwas schlechterdings Unbegreifliches. General Orlow erfährt, daß die gegen Sykwantun operierenden russischen Bataillone vom Feinde arg bedrängt werden, und so verläßt ein Teil seiner Division die vorzüglichen Hügelstellungen und begibt sich durch kupiertes Terrain nach — — — Sykwantun! Die bei Heiyantai befindlichen Japaner, d. h. Kurokis Hauptmacht, haben mit den Verwegenen nur leichtes Spiel: in wenigen Minuten befinden sich die Russen auf der Flucht zurück nach ihrer soeben erst verlassenen Position, reißen aber dann die auf den Hügeln noch zurückgebliebenen Bataillone mit, General Orlow wird schwer verwundet, einer der Brigadeführer getötet, und die gesamte Division Orlow wäre zweifellos vernichtet worden, wenn ihr nicht das inzwischen herbeigeeilte erste sibirische Korps (Stackelberg) zu Hilfe gekommen wäre.

Am 3. September war somit im allgemeinen die Lage wie folgt: Kuropatkins rechter Flügel hatte unter großen Opfern Sykwantun zurückerobert, um es sofort wieder zu räumen, da es ja nicht in den russischen Plänen lag, diesen Punkt zu halten. Die außerordentlich wichtige Stellung westlich von Heiyantai war, dank dem schier unerhörten Vorgehen Orlows, verloren und der Weg nach den Yantaigruben für Kuroki frei. Allerdings

hätte das inzwischen herbeigeeilte Zentrum Kuropatkins versuchen können, den Fehler Orlows gutzumachen, d. h. den Feind bei Heiyantai abermals anzugreifen, aber die Kuropatkinschen Bataillone hatten in den letzten Tagen bei Liao-yang so schwer gekämpft und so gewaltige Verluste erlitten, daß der russische Höchstkommandierende es nicht wagen zu dürfen glaubte, den auf den Höhen ringsumher postierten Feind anzugreifen. Und so zieht Kuropatkin seine ermüdeten Korps zusammen, erreicht am 4. September die Eisenbahnstation Yantai und befindet sich tags darauf auf dem Wege nach Mukden. Am gleichen Tage hatte auch die letzte Kompagnie der zurückgebliebenen russischen Truppen Liao-yang verlassen und eilte ebenfalls nach dem Norden, ihre Vorräte hinter sich verbrennend, die Brücken hinter sich vernichtend. Die in der Kriegsgeschichte fast beispiellos dastehende sechstägige Schlacht bei Liao-yang hat nunmehr ihr Ende erreicht.

Ich hielt es für meine Pflicht, auf einige strategische und taktische Fehler der russischen Heeresleitung hinzuweisen; die Fehler der japanischen Generale — vor allem Kurokis — halte ich jedoch noch für weit größer. Es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß bis zum 4. September für die russische Armee die größte Gefahr bestand, umgangen, abgeschnitten, ja vielleicht direkt vernichtet zu werden. Blieb Oku vor Liao-yang, um die Russen dort zu beschäftigen, während Nodzu und Kuroki mit vereinten Kräften sich direkt westwärts — etwa halbwegs zwischen Liao-yang und Yantai — warfen, so wäre es mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit um die Liao-yang-Armee geschehen.

weiter. Hätten die Divisionen Kuroki nicht volle drei Tage gebraucht, um die kurze Strecke Sy-kwantun, bzw. Bensichu—Heiyantai zurückzulegen, so wären sie viel früher bei den Yantaigruben angelangt und somit in der Lage gewesen, die Eisenbahn vor Kuropatkin zu erreichen, das heißt, diesem dennoch den Weg nach dem Norden zu verlegen. Man vergesse nicht, daß die in Liao-yang zurückgebliebenen Truppenteile erst in der Nacht zum 4. September über den Taidzy-ho gegangen sind und die ihnen vorangeeilten Korps erst am 5. September erreicht haben. Bis zu diesem Tage hatte Kuropatkin somit nur vier Korps zu seiner Verfügung am Yantai, und Kuroki befand sich in bedeutender Übermacht. Und dennoch gelingt es dem russischen Oberbefehlshaber, seine gesamte Liao-yang-Armee, ohne auch nur das geringste an Vorräten und Kriegsmaterial dem Feinde zu überlassen, nach Mukden zu führen! Gewiß, unter starken Verlusten, aber diejenigen der Japaner dürften schließlich nicht viel geringer gewesen sein. Den Jubel, der zweifellos Kuropatkin russischerseits gezollt werden wird, möchte ich von vornherein auf das richtige Maß zurückführen. Nicht dem strategischen Genie des russischen Oberstkommandierenden, sondern den strategischen Fehlern Oyamas ist es wohl zuzuschreiben, wenn es Kuropatkin schließlich gelungen ist, mit heiler Haut nach Mukden zu entkommen. Die Initiative lag und blieb bis zum letzten Augenblick in den Händen der Japaner; Kuropatkin war es lediglich vorbehalten, die möglichst beste Miene zum bösen Spiel zu machen. Und das Spiel hätte für ihn noch weit böser werden können.

---

31. August (13. September) 1904.

Dem Kriegsberichterstatter, der auf russischer Seite den Gang der Ereignisse verfolgt, fällt es wirklich nicht leicht, auf die täglich neu auftauchende Frage „Was nun?" eine Antwort zu geben. Kuropatkins Verhalten war vom Anbeginn des Krieges ein passives — ob vom Wollen oder Müssen diktiert, bleibe hier unerörtert —; die Initiative liegt bis zum heutigen Tage in Händen der Japaner, und so läßt es sich beim besten Willen nicht voraussagen, was der russische Höchstkommandierende jeweils vornehmen wird: Kuropatkin muß eben das tun, wozu ihn Oyama zwingt — und über Oyamas Pläne sind wir hier natürlicherweise nur sehr wenig unterrichtet.

Eins muß ich hier immer und immer wieder betonen. Der blutige Kampf bei Liao-yang war seitens der Russen ein gewollter Kampf, eine Hauptschlacht, in der Kuropatkin endgültig den Feind zu vernichten gehofft hatte, und wenn es den Japanern auch nicht gelungen ist, mit einem Schlag dem russisch-japanischen Krieg ein Ende zu bereiten, so läßt es sich andrerseits nicht verkennen, daß Kuropatkin eine regelrechte Niederlage erlitten hat. Mag Port Arthur sich einstweilen noch halten — seine Uebergabe ist ja schließlich doch nur noch eine Frage der Zeit — mögen die Japaner, während

ich diese Zeilen schreibe, noch nicht vor Mukden sein — gleichviel, die gesamte südliche Mandschurei vom Yalu bis zum Liao-ho und vom Nordufer des Gelben Meeres bis zur Südgrenze der Girin-Provinz ist nunmehr von den Japanern besetzt.

Im Grunde genommen, haben die Japaner gar keine Veranlassung, ihre kriegerischen Operationen weit über Mukden auszudehnen. Mukden ist politisch und, wenn man will, auch tatsächlich der Mittelpunkt der mandschurischen Lande. Der dort residierende „Dzjan-dzjun" (Generalgouverneur) gilt — oder, richtiger gesagt, galt bis zur russischen Okkupation — als der eigentliche Herrscher der Mandschurei. Wohl befinden sich Dzjan-dzjune auch noch in Girin und Zizikar; aber ihr Einfluß war zu keiner Zeit auch nur annähernd so bedeutend, wie derjenige des Dzjan-dzjun von Mukden. Ueberdies ist Mukden eine Stadt von vielleicht 300 000 Einwohnern, eine jahrhundertealte Residenz, in der sich die heiligen Kaisergräber befinden. Auch ihrer geographischen Lage nach ist diese Hauptstadt von außerordentlicher Bedeutung. Sie liegt am Flusse Hun-ho, der südwestlich von Liao-yang in den Taidzy-ho fließt und somit einen Wasserweg nach dem Liao-ho, d. h. nach Inkou und dem Meere bildet. Ferner verbindet eine etwa 70 km lange Mandarinenstraße Mukden mit Ssin-min-tin, dieser politisch und wirtschaftlich überaus wichtigen Eingangspforte zur Mongolei und der Kopfstation der Eisenbahn nach Peking. Endlich steht südwestlich von Mukden eine 50 000 Mann starke chinesische Truppenmacht — wohl die best ausgebildeten chinesischen Soldaten — unter General Ma's Kommando und von Yuan-schi-kai

unterhalten, diesen alten und geschworenen Hassern Rußlands, die lieber heute als morgen sich den Japanern gegen Kuropatkin anschlössen.

Unwillkürlich muß ich lachen, wenn ich in den russischen Tagesblättern zu lesen bekomme, die eingeborene Bevölkerung der Mandschurei erwarte mit Schrecken die heranstürmenden Japaner und fühle sich geborgen unter russischer Herrschaft. Auch mit dieser Fabel sollte ein für allemal gebrochen werden. Der Russe war und bleibt bis zum heutigen Tage der bestgehaßte Mann in der Mandschurei. Mit dem russischen Handelsmann mag sich der mandschurische Chinese recht gut abfinden; aber der Kaufmann macht bestenfalls eins vom Hundert aller Russen aus, die der Mandschure während der letzten Jahre bei sich zu Hause kennen und — hassen gelernt hat. Neunundneunzig vom Hundert bildeten und bilden noch heute russische Beamte und russisches Militär, und diese Herren waren und sind in der Regel nicht dazu angetan, überquellende Liebe bei den Eingeborenen hervorzurufen. Die 8000 friedlichen Chinesen, die der russische Gouverneur von Blagowjeschtschensk in den Fluß getrieben und ertränkt hat, sind noch unvergessen; vom entsetzlichen Hausen des Rennenkampfschen Kosakengesindels im Jahre 1900 spricht noch heute der Mandschure mit Zähneknirschen, und was vollends der dort regierende russische Beamte und Kriegsmann dem Eingeborenen an grober, unmenschlicher Behandlung, an Verachtung, an Verhöhnung der heiligsten Güter des gelben Mannes zuteil werden läßt, spottet schlechterdings jeder Beschreibung. Aber damit nicht genug, beging man russischerseits den größten Fehler, indem man den Dzjan-dzjun von Mukden ganz

unnötigerweise und ohne jedwede Veranlassung aufs gröbste verletzte: ich erinnere mich noch recht wohl der Rede, die Kuropatkin auf seiner Reise nach Liao-yang in Mukden dem zur Begrüßung herangeeilten Dzjan-dzjun „versetzte“. General Kuropatkin ist sonst ein durchaus taktvoller Mann, und die harten, drohenden Worte, die er damals dem mandschurischen General-Gouverneur anstatt einer Begrüßung ins Gesicht schleuderte, lassen sich nur damit erklären, daß in den ersten Flitterwochen des Feldzuges die Russen an die späteren Schlappen von Turentschen, Wafangou, Daschidzjao, Hai-tscheng, Simutschen und Liao-yang noch nicht dachten; man war ja auf einem lustigen und interessanten Spaziergang nach Tokio begriffen.

Aber die alte chinesische Exzellenz von Mukden hat sich die sonderbare „Begrüßungsrede“ recht gut gemerkt und ihren Freund und Gesinnungsgenossen Yuan-schi-kai wohl sofort davon in Kenntnis gesetzt. Jedwede Beziehungen zwischen dem Dzjan-dzjun und dem russischen Doppel-Hauptquartier in Mukden und Liao-yang blieben seitdem abgebrochen, und der Mukdener Dzjan-dzjun war es, der einen ganzen Monat vor der Schlacht bei Liao-yang seine Provinzbevölkerung mittels geheimer Proklamationen in freudebewegten Ausdrücken von dem bevorstehenden Einzug der Japaner in die ehrwürdige Hauptstadt der Mandschurei in Kenntnis gesetzt hatte. Die schlaue Exzellenz hat sich damals, wie gesagt, nur um wenige Wochen geirrt. Die Russen haben allerdings aus naheliegenden Gründen sowohl Kuropatkins Rede als die Proklamationen des Dzjan-dzjun der Oeffentlichkeit vorenthalten wollen; aber glücklicherweise befand sich damals bereits

eine Anzahl ausländischer Kriegsberichterstatter — darunter auch ich — in der Mandschurei, die sich Kuropatkins Worte sorgfältig notierten; und was die Proklamationen anlangt, so bin ich selber im Besitz einer derartigen amtlichen Kundgebung des Dzjan-dzjun.

Ich wiederhole. In Anbetracht aller dieser Umstände haben die Japaner gar keinen Grund, ihr Vorgehen über Mukden hinaus auszudehnen. Die japanischen Truppen erstrecken sich seit der Einnahme von Liao-yang fächerartig nach dem Norden. In Liao-yang selbst scheint ein nur geringer Teil der japanischen Streitmacht sich aufzuhalten; das Gros der nunmehr vereinigten drei Armeen Kuroki, Nodzu und Oku befindet sich nördlich von Yantai, zwischen dem Hunhofluß und dem Landwege, der von Bensichu nach Mukden führt. Bemerkenswert ist die glaubwürdige Nachricht, daß auch längs des Liao-ho, auf dem Wege nach Ssin-min-tin, sich japanische Truppen befinden, wahrscheinlich der ursprüngliche äußerste linke Flügel der Okuschen Divisionen, der schon vor mehreren Wochen die Linie Inkau—Niutschwang besetzt hielt und sich inzwischen nach dem Norden begeben hat. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß diese Truppen Ssin-min-tin besetzen und sich später von dort aus, je nachdem der weitere Kriegsplan Oyamas sich inzwischen ausgestalten sollte, entweder nach Mukden oder aber nach Tieling begeben dürften. Daß Ssin-min-tin überhaupt in der nächsten Zeit eine nicht unwesentliche Rolle spielen wird, halte ich für zweifellos. Die Bedeutung dieses Punktes habe ich bereits oben betont, und diese meine Ansicht wird nicht nur durch die An-

wesenheit japanischer Truppen am Liao-ho in der Richtung auf Ssin-min-tin bekräftigt, sondern auch noch durch die Tatsache, daß Kuropatkin ebenfalls sowohl von Tieling als von Mukden aus einzelne Truppenteile auf Ssin-min-tin vorgeschoben hat.

Die Hauptkräfte der russischen und japanischen Armeen befinden sich jedoch, wie gesagt, an beiden Seiten der Eisenbahn, die von Yantai nach Mukden führt; der Fluß Scha-ho mag ungefähr die Grenzlinie zwischen den beiden gegnerischen Armeen abgeben. Am klügsten würden die Japaner nun verfahren, wenn sie sich in Liao-yang festsetzten und es dann Kuropatkin überließen, die Initiative zu ergreifen. Der Winter ist im Anzuge, alltäglich ist der erste Schnee im südmandschurischen Gebirgslande zu erwarten. Der russische Soldat ist ein Sohn der Steppe, des Flachlandes; der Japaner dagegen ein Bergbewohner — und von Liao-yang bis zur Liao-tung-Halbinsel, vom Hunhofluß bis zur Yalu ziehen sich zerklüftete Gebirgsketten. Monate hindurch konnten wir sehen, wie die Russen nicht einmal imstande waren, die Gebirgspässe zu verteidigen; daß sie die fast ununterbrochenen Höhenstellungen nunmehr erfolgreich angreifen könnten, erscheint für mich so gut wie ausgeschlossen. Man komme mir hier nicht mit dem in Rußland so beliebten Balkanübergang Gurkos im Jahre 1877. Erstens einmal ist der Türke kein Japaner, zweitens hatte der General Gurko eigentlich nur mit natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn der Schipkapaß war so gut wie unbefestigt, und die Türken glänzten in der Regel durch ihre Abwesenheit, während die russischen Soldaten zu Tausenden erfroren. Drittens aber hatte man im Winter 1877

nur mit einem Schipka zu tun, während die südliche und vor allem die südöstliche Mandschurei, sozusagen, ein einziges, 200 km langes und zum Ueberfluß außerordentlich stark befestigtes Schipka darstellt. Ich kann beim besten Willen nicht einsehen, wie die Russen den gebirgsgewohnten, fanatisch tapferen Gegner aus derartigen vereisten Höhenfestungen herausschlagen könnten. Man müßte daher, wollte Kuropatkin nicht einen strategischen und taktischen Selbstmord begehen, bis zum nächsten Frühjahr warten. Bis dahin liegen aber noch sechs Monate; während dieser langen Zeit der Untätigkeit und Milliardenausgaben würden wahrscheinlich nicht nur beide Gegner, sondern vielleicht auch die — — Großmächte kriegsmüde werden.

Es gibt übrigens noch einen zweiten Grund, warum Kuropatkin, ließen ihn die Japaner vorerst in Ruhe, seinerseits bis zum Winteranfang nicht zum Angriff übergehen könnte: nämlich die Zahlstärke der russischen Armee. Ich habe bereits in einem meiner früheren Berichte an der Hand der mir zugänglich gewordenen russischen Mobilisierungspläne die genaue Stärke der russischen Mandschureiarmee angegeben. Ich habe damals ausgerechnet, daß etwa gegen Anfang Oktober Kuropatkin zu seiner Verfügung rund 266 000 Bajonette, 30 000 Säbel und 880 Geschütze haben dürfte. Diese Ziffern bedeuten aber nur die Sollstärke; ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen, kann man annehmen, daß die russische Feldarmee bisher an Toten, Verwundeten, Kranken u. dgl. (Liao-yang einbegriffen) rund 75 000 Mann eingebüßt hat.*)

*) Aus unanfechtbarer Quelle erfahre ich, daß der Kranken-

Die Iststärke würde sich somit Anfang Oktober auf etwa 220 000 Mann belaufen; darunter vielleicht 20 000 Säbel, die einen nur bedingten Gefechtswert besitzen. Der russische Artillerieverlust war in den bisherigen Kämpfen ein ungewöhnlich hoher; man greift eher zu hoch als zu niedrig, wenn man annimmt, daß Kuropatkins Artilleriepark in den ersten Oktobertagen höchstens 600 Geschütze zählen wird. Die Japaner dagegen zählen schon heute 15 Divisionen mit den dazugehörigen Reservebrigaden; nach der Uebergabe von Port Arthur — und diese dürfte noch vor Jahresende doch zweifellos erfolgen — werden mindestens zwei weitere Divisionen frei werden und sich dann der Feldarmee anschließen (eine dritte Division wird wohl Port Arthur besetzen); die japanische Armee wird somit dann rund 350 000 Mann zählen, denn die Verluste werden durch die fünf Divisionen ausgeglichen, die binnen der nächsten drei Wochen auf dem Kriegsschauplatz neu eintreffen. Ist es nun wahrscheinlich, daß Kuropatkin mit bestenfalls 220 000 Mann und 600 Geschützen versuchen könnte, eine feindliche Armee von 350 000 Mann und etwa 1100 Geschützen in einem seinen Steppensoldaten ungewohnten Gebirgsterrain anzugreifen? Ich halte es nicht nur für unwahrscheinlich, sondern für direkt ausgeschlossen, mag die bekannte überpatriotische Petersburger Hofpartei noch so sehr schlachtenlustig sein, den russischen Oberbefehlshaber

---

stand allein zum 20. August alten Stils sich auf rund 23000 Mann belaufen hatte; Liao-yang und Yantai haben an Toten und Verwundeten, billig gerechnet, 26000 Mann gekostet. Und nun die Schlachten am Yalu, bei Motienling, Fynschenling, Anping, Wafangou, Daschidzjao, Haitscheng, Simutschen u. a. m.?

noch so sehr mit „Vorwärts!“-Befehlen bestürmen lassen. General Kuropatkin hat sich in den traurigen Tagen von Wafangou genügend davon überzeugt, was das heißt, sich von den Salons der „Sergijewskaja Uliza“ und der Patriotismusfabrik des „Ertelew-Pereulok“ zu widersinnigen taktischen Schritten verleiten zu lassen; ich glaube, ihm dürfte die Lust vergangen sein, diesen hinter dem Ofen sitzenden Petersburger Drängern noch einmal Folge zu leisten.

Leider — ich sage ausdrücklich „leider“, denn dadurch werden allenfallsige Friedensaussichten in die weite Ferne gerückt — scheint auch die Leitung der japanischen Feldarmee von Tokio aus zu weiterem Vorgehen gedrängt zu werden und diesem Drängen Folge leisten zu wollen. Man hat Grund zur Annahme, daß Oyama den Befehl erhalten hat, nicht nur Mukden zu erzwingen — das ist ja, wie wir oben gesehen haben, für die Japaner durchaus notwendig und wäre gewissermaßen die logische Folgerung der stattgehabten Einnahme von Liao-yang — sondern bis nach Tielin und noch nördlicher vorzudringen. Ein derartiger Schritt könnte aber für Oyama zu böserletzt verhängnisvoll werden und alle bisherigen Kriegserfolge der japanischen Waffen mit einem Schlage zunichte machen.

---

6. (19.) September 1904.

Es gibt noch Zeichen und Wunder. Der Herausgeber der „Nowoje Wremja", Herr Ssuworin, hat den Mantel eines Überpatrioten an den Nagel gehängt und verlangt öffentlich eine rücksichtslose Kritik der russischen Kriegführung; sein Hauptmitarbeiter, Herr Menschikow, ist seinem eigentlichen Handwerk, der Deutschenhetze, untreu geworden und dekretiert, der japanische Volksschullehrer habe die Schlachten bei Wafangou und Daschidzjao gewonnen; während der Kriegsberichterstatter desselben Blattes, Herr Rostowzew, aus Mukden unter Stempel und Siegel des grimmen Feldzensors erklärt, es sei endlich an der Zeit, die schlimme Lage der russischen Armee vor dem Volke nicht mehr zu verbergen. Zeichen und Wunder ohne Ende!

Wenn dies am grünen Holze geschieht, will sagen, wenn die bisherigen Hurrarufer jetzt plötzlich „Hilfe! Polizei!" schreien, wird hoffentlich auch der patriotischste aller russischen Patrioten es einem ausländischen Berichterstatter nicht verübeln, wenn dieser auch seinerseits ein hartes, aber offenes Wort spricht. Ich will heute die hohe Strategie und die kunstvolle Taktik auf einen Augenblick beiseite lassen, um einen Blick hinter die Kulissen der russischen Feldarmee zu werfen, um hier flüchtig

die eine oder andere kitzlige Frage anzuschneiden, die ich vielleicht nicht berührt hätte, wenn Herr Ssuworin samt Stab mir darin mit seinem Beispiele nicht vorangegangen wäre. Aber das erlösende Wort ist in Petersburg nun einmal gesprochen, die Tonart angegeben worden — singen wir also das Jammerlied mit, vielleicht mit einigen zierlichen „eigenen Kadenzen“, wie die Kapellmeister der alten Zeit stolz zu sagen pflegten.

Unter dem Dutzend Büchlein, die ich diesmal auf meinen Weg nach Ostasien mitgenommen habe, befindet sich eine vergilbte russische Broschüre, die genau vor einem halben Jahrhundert in Moskau erschienen ist. Nur wenige russische Bücherfreunde wissen von ihrer Existenz und erinnern sich noch ihres Titels: „Die Kehrseite des Krimkrieges“; ein Anonymus „Palimpsestus“ steht auf der Titelseite als Verfasser verzeichnet. Damals — man schrieb 1854 — wüteten die Kämpfe vor Sebastopol, die jedermann und jeden Augenblick den argen Tiefstand des nikolaitischen Rußlands vor Augen führten. Damals — wie jetzt — war man mit einem übermütigen Hurra in den Krieg gezogen, damals — wie jetzt — hatte der russische Soldat (der „graue Märtyrer“, wie ihn General Dragomirow so prächtig bezeichnet) Wunder an Tapferkeit und Ausdauer gezeigt, und damals — wie jetzt — war der Krieg dennoch zu einer Kette von harten Niederlagen für Rußland geworden. Ich lese jetzt hie und da in den vergilbten Blättern des „Palimpsestus“, und es dünkt mich schier, als ob das Büchlein im Jahre 1904 geschrieben worden wäre: so deutlich erzählt es mir, warum die Russen ein Turentschen, ein Wafangou, ein Liao-yang er-

fahren haben. — — — Rohes, entmenschtes Kosakentum; ein ungebildeter, schon zu Hause halbverhungerter Soldat; unerhörte Mißbräuche in den Verpflegungsämtern; steifer Bureaukratismus selbst auf dem Schlachtfelde unter dem Donner der Geschütze; überzählige Hofbeamte, die man aus Petersburg nach dem Kriegsschauplatz auf „warme" und ungefährliche Plätzchen gesandt; eine in unzählige Lager zerfallene, sich gegenseitig im geheimen befehdende Generalität; ein Oberstkommandierender, der weder der Oberste, noch der einzig Kommandierende ist; eine politische Geheimpolizei, die den Offizier in seinem Feldzelt auf Herz und Nieren prüft; eine Geheimnistuerei, die das russische Volk nichts, aber auch nichts erfahren läßt. So war es, wie „Palimpsestus" uns erzählt, im Jahre 1854; so, erschreckend genau so ist es, wie wir es selber sehen, heutzutage, ein halbes Jahrhundert später. Man hat seitdem nichts gelernt, man hat seitdem alles vergessen, was nach dem Falle von Sebastopol solch warme Patrioten und große Denker wie Pirogow, Miljukow und Gradowski geschrieben. Kurz nach dem für Rußland so schmachvollen Pariser Frieden schien es allerdings, als ob die Lehren des Krimkrieges nicht spurlos vorübergegangen wären — aber da entstanden die Katkows, Aristows, Komarows in hellen Haufen und die Orgien der Selbstbeweihräucherung begannen wieder. In der Galerie der prächtigen Dostejewskischen Typen befindet sich unter anderen ein Offiziersbursche, der die gesamte Menschheit in zwei Gruppen teilt: zu der einen zählt er seinen Leutnant und sich selber; zur zweiten das „übrige Lumpengesindel". Die Katkows und

Komarows von damals, und ebenso die Ssuworins und Gringmuts von heute bekannten und bekennen sich zur selben Offiziersburschen-Philosophie: auf der einen Seite der „rechtgläubige", unduldsame, ungebildete, unkultivierte Russe — auf der anderen das „übrige Lumpengesindel" des Weltalls, von dem man selbstverständlich nichts zu lernen hat. In dieser Philosophie waren die Niederlagen in der Krim, die skandalösen Vorgänge des Jahres 1877 zu suchen; darin finden wir auch die einzige Erklärung für die unaufhörlichen Schlappen des gegenwärtigen Krieges: das „übrige Lumpengesindel" erwies und erweist sich eben als ungleich höher kultiviert, besser vorbereitet, besser verpflegt.

Wer mir die Ehre erwiesen hat, meine bisherigen Aufzeichnungen genau zu verfolgen, wird häufig genug gemerkt haben, daß ich mich weit mehr der Kritik als der Berichterstattung befleißige. Ich tue dies nicht ohne Absicht. Die Telegraphenzensur schließt uns hier die Lippen, und ich hielte es für herausgeworfenes Geld — ja, noch für weit mehr: für eine bewußte Irreführung der öffentlichen Meinung — wenn ich lediglich das in die Welt setzen würde, was der russische Feldzensor (und nicht ich, der ruhig beobachtende Ausländer) als eine „Tatsache" bezeichnet. Bleibt also der Postweg übrig, der jede tatsächliche Neuigkeit veralten läßt, bevor diese Neuigkeit an ihren westeuropäischen Druckort gelangt. Die Kritik veraltet aber nicht, und vielleicht verführen meine übrigen Herren Kollegen in Ostasien weit richtiger, wenn auch sie sich mehr der objektiven Kritik zuwandten, anstatt sich zum Sprachrohr des russischen Telegraphenzensors herzugeben. Doch das nur nebenbei.

Und zu kritisieren gibt es — leider! — in Hülle und Fülle. Wie unsäglich arg muß es um die inneren Zustände im russischen Feldheer stehen, wenn selbst die „Nowoje Wremja“ und die „Moskowskija Wjedomosti“ jetzt Jammerlieder anstimmen! Ich habe schon oft genug in meinen Berichten ein unwilliges Wort gesprochen, den einen oder den anderen Umstand angedeutet, der die bisherigen Niederlagen zu erklären vermag; aber solange ich auf dem Schauplatze selbst mich befinde, solange ich nicht sicher bin, ob meine Berichte nicht durch die Amtsstube der hiesigen Gendarmerie in den Briefsack des Postzuges gelangen, muß ich mich lediglich mit Andeutungen, mit halbgesprochenen Worten begnügen. Erst nach meiner Rückkehr werden meine sorgsam geführten Tagebücher offen sprechen dürfen.

Sie werden dann vor allem erzählen, daß Kuropatkin bisher acht größere und große Schlachten nicht etwa deshalb einzig und allein verloren hat, weil er „gewollte Rückzugs“- und „Verlockungspolitik“ getrieben hat. Ich werde dann etwas ganz anderes zu erzählen haben. Wir werden hören, daß man im Stabe des „Namjestnik“ zu Mukden noch fünf Tage vor Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Tokio und Petersburg steif und fest behauptete, die „Japoschki“ („Japanerlein“) würden sich hüten, einen Kriegszug gegen den russischen Riesen zu unternehmen —; wer denkt nicht dabei an den Dostojewskischen Offiziersburschen! Als Admiral Alexejew diese stolze Ansicht aussprach, befanden sich in der Mandschurei an russischen Truppen rund 35000 Mann und, mit Ausnahme der Festung Port Arthur, so gut

wie kein einziges modernes Geschütz. Dann erfolgte die erste Mobilisierung in Sibirien, und sofort stellte es sich heraus, daß auf der 9000 km langen Strecke zwischen Tscheljabinsk und Chabarowsk so gut wie gar keine Geschütze, keine Munition, keine Futtervorräte, kein Train vorhanden waren. Die Herren Intendanten hatten sich Jahre hindurch die nötigen Millionensummen „bewilligen" lassen, die Anschaffungen aber merkwürdigerweise „vergessen". Nun ging alles Hals über Kopf und in der Schlacht bei Turentschen mußten die Gebirgsbatterien schweigen, weil man ihnen die 6-Zollgeschosse der Feldartillerie mitgegeben hatte, mußten die Verwundeten bis zu 200 km sich zu Fuß fortschleppen, weil keine Tragbahren, keine Verwundetenwagen vorhanden waren. Inzwischen war Kuropatkin in Liao-yang angelangt und mußte sofort einen häßlichen Kampf hinter den Kulissen anfangen. Schon daß man ihn dem „Namjestnik" Alexejew untergeordnet hatte, war ein unbegreiflicher Fehler; aber weit schlimmer war es, daß sofort die Petersburger „Salons" ihre Tätigkeit begannen, die Kuropatkins Initiative gänzlich lahmlegen mußte. Der alte Haudegen Linewitsch, der geliebte, ja vergötterte „Papascha" (Papachen) des Feldzuges 1900, wird auf einen verlorenen Posten nach Wladiwostok geschickt. Dafür kommt der „Hofgeneral" Stackelberg in Liao-yang aus Petersburg an, in Begleitung zweier Kammerdiener, der Frau Generalin, einer Gesellschafterin, zweier Kammerjungfern, eines französischen Koches, zweier Equipagen für Viererzüge, einer Milchkuh (Tatsache!) und 127 Gepäckstücken. Das ist die Suite eines modernen

russischen Schlachtengenerals, der — selbstverständlich! — dem darob arg verstimmten Kuropatkin „Briefe von wem es sich gehört“ aus Petersburg präsentiert. Der suitenreiche Herr General beweist denn auch bald bei Wafangou, daß Milchkühe auf dem Schlachtfelde einen nur geringen taktischen Wert darstellen. Eine bezeichnende Kleinigkeit, für deren Wahrheit ich ausdrücklich einstehe: vier Stunden hindurch konnten Wafangou keine Verstärkungen aus dem Norden per Bahn passieren, weil auf dem einzigen Gleise der Separatzug der Frau Generalin stand, den niemand fortzuschaffen wagte.

Der arme „graue Märtyrer“, der russische Soldat, hatte allerdings keine Milchkühe zu seiner Verfügung. Man hatte ihm einfach die 50 Pfund schwere Ausrüstung eines russischen Infanteristen aufgepackt, und er hatte nunmehr zu sehen, wie er damit weiter kam. Der vorsintflutliche russische Soldatenstiefel mit der bekannten Pappsohle, die er schon 1854 und 1877 zur Freude aller jüdischen Lieferanten und russischen Intendanten aufgewiesen, hielt auch diesmal etwa zweimal 24 Stunden aus, dann ging er den Weg aller Pappe. Barfuß oder in chinesischen Filzpantoffeln erklettert der arme Teufel die steilen mandschurischen Berge bei einem fünfzehngradigen Frost, und seine Laune wird auch dadurch nicht besser, daß der ihm von den Bekleidungsämtern mitgegebene „neue“ Schafspelz so kurz, so eng, so löcherig und so haarlos ist, daß er ihn gar nicht anzuziehen vermag oder mag. Damit nicht genug, muß der wirkliche „graue Märtyrer“ zusammen mit den Artilleristen Geschütze schleppen, die man in zwölfter Stunde

fertiggestellt hatte, und die der russische Artillerist bezeichnenderweise „Eisenstämme" nennt. Diese Geschütze feuern höchstens auf drei Werst; ihr neues Schnellfeuersystem ist selbst noch nicht allen Artillerieoffizieren geläufig. Die Bedienungsmannschaft besteht zum Teil aus Reservisten der Infanterie und Kavallerie, die jetzt vielleicht zum ersten Male solch einen „Eisenstamm" zu sehen bekommen haben. Diese Artillerie wird dadurch nicht besser, daß man ihr Geschosse eines falschen Kalibers beigibt oder daß man ihr auf dem Schlachtfelde Granaten ohne Zündröhren zustellt. — Dafür wird — denn so verlangt es der heilige russische Bureaukratius — jede Flintenkugel, jedes Schrapnell in einem „Eingang" und „Ausgang" in einem Dutzend von Büchern eingetragen, und als während des Höllenfeuers bei Daschidzjao ein herangesprengter Adjutant dringend um frische Artilleriemunition ersuchte, wollte der Offizier, der die Munitionslager im Hintertreffen verwaltete, ihm keine ausfolgen, da der Adjutant ihm keinen regelrechten — — schriftlichen und gestempelten Befehl vorzeigen konnte! Das russische „Tschinowniktum" breitet sich wie ein Meltau über die gesamte Heeresverwaltung in der Mandschurei. Das Regiment hungert, weil die Brigadeverwaltung erst Lieferungsscheine unter Stempel und Unterschrift ausstellen muß; die Brigade hungert, weil die Division schweigt; die Division — weil aus dem Korps kein „Papier" vorliegt. Der arme Bataillons- oder Regimentskommandeur, der nicht mehr zusehen kann, wie seine Soldaten vor Hunger vergehen, schimpft und wettert vor dem allmächtigen Intendanten — vergebens: der Allgewaltige,

der über Zehntausende von Pud an Verpflegungs-vorräten verfügt, rührt sich nicht, und tags darauf stehen diese Vorräte in Flammen, denn man bläst zum eiligen Rückzug. Und mit welcher hellen Freude solch ein Intendant an seine Vorräte Feuer legen läßt! Ich weiß nicht, wie es kommt, aber diese Herren verstehen es, aus jedem wirklich vorhandenen Pfund mindestens zwei Pfund auf dem Rückzuge ver-brennen zu lassen. Das ist eine höchst merkwür-dige Rechenkunst, in der die russischen Intendanten schon 1853—55 und 1877—78 groß waren, und die wir jetzt wieder beobachten.

Auch über den russischen Feldsanitätsdienst werden nach meiner Rückkehr meine Tagebücher viel Interessantes und wenig Erbauliches zu ver-künden haben. Sie werden uns erzählen, daß das russische Rote Kreuz ganz Sibirien und die ganze Mandschurei mit einem Netze von Unter-, Mittel- und Ober-„Bevollmächtigten" bedeckt hat, deren Legitimation einzig und allein darin besteht, daß sie sich die Mühe genommen haben, als Grafen- oder Senatorenkinder geboren zu werden, daß sie ein passables Salonfranzösisch und ein miserables Russisch sprechen und daß sie höchst einflußreiche Väter, Mütter, Gemahlinnen oder Tanten in Petersburg ihr eigen nennen. Alltäglich jammert die russische Presse darüber, daß das Volk dem Roten Kreuz so wenig Verständnis und so viel Mißtrauen entgegenbringe. Diejenigen, die derartige Klagelaute ausstoßen, sind entweder Ig-noranten oder Pharisäer. Eine Institution, die ausschließlich aus Volksgroschen unterhalten wird, darf keine Versorgungsanstalt für arbeitslose Kammerjunker und überzählige Salongeheimräte

abgeben, darf ihren einzelnen „Bevollmächtigten" keine Gehälter bis 100 000 Mk. jährlich zahlen, darf nicht in jedem Nest zwischen Omsk und Mukden einen „Zivilgeneral" des Roten Kreuzes sitzen haben, der Tausende von Rubeln an Gehalt, Reisespesen, Übersiedelungskosten, Wohnungsgeldern, Repräsentationszuschüssen usw. verschlingt, eine goldgestickte Phantasieuniform trägt, sich in alles und jedes der Ortsverwaltung einmischt, befiehlt, telegraphiert, schreibt und unterschreibt, und dann, nachdem er Monate hindurch „gewirkt", d. h. die Operette besucht, Whist gespielt, mit der sich langweilenden Frau Gouverneur über Trouville und Nizza geplaudert, jeden Schutzmann angeschnauzt, den Bahnstationsvorstand zur Verzweiflung gebracht und jedem Stadtbewohner zum Überdruß geworden, stolz nach Petersburg berichtet, er habe bis heute unter unsäglichen Mühen, mit Aufopferung seiner Nachtruhe und seit Wochen aus Mangel an Zeit hungernd sechs Verwundete „evakuiert", will sagen, aus dem Speisesaal der Eisenbahnstation zugesehen, wie ein Halbdutzend verwundeter oder kranker Soldaten auf ihrem Rücktransport nach dem europäischen Rußland seinen „Amtssitz" passiert hat. Das Sündenregister des Roten Kreuzes ist wahrlich noch weit, weit länger als der Satz, den ich soeben niedergeschrieben.

Man zeihe mich ja nicht einer argen Übertreibung. Der prächtige russische Mutterwitz weiß recht gut, warum er diese Ablagerungsstätte für verschuldete Adelsherrchen und altersschwache Geheimräte „mit einer Tante in Petersburg" seit jeher den „roten Trog" nennt, aus dem sich alle sattessen, mit Ausnahme derjenigen, für die diese

wahrhaft heilige Institution tatsächlich bestimmt ist. Der Adelsbrief allein macht noch nicht den Edlen, und ich wünschte, das blaue Blut des russischen Roten Kreuzes ließe sich einmal von jenen wirklichen Aristokraten erzählen, die 1870/71 unter des unvergeßlichen Pleß' Leitung auf den Schlachtfeldern Samariterdienste geleistet. Und es waren genug Adelsnamen darunter, denen das russische Rote Kreuz in ihren kostspieligen „Bevollmächtigten" kaum einen an Echtheit und Alter gegenüberzustellen vermöchte. Um alles in der Welt möchte ich hier nicht einen Stein auf die eigentlichen Arbeiter des russischen Roten Kreuzes werfen, auf die Ärzte und Studenten, barmherzigen Schwestern und Geistlichen, die unter Schrapnell- und Gewehrkugelregen ehrlich und christlich ihres Amtes walten. Auch diese Braven gehören zu den „Märtyrern" — nur die Organisation, die Leitung krankt auch hier. Vor Wochenfrist hat die Hauptleitung der Öffentlichkeit mitgeteilt, sie besitze nur noch, sage und schreibe, 8000 Rubel von den acht Millionen, die das russische Volk seit Beginn des Krieges an milden Gaben ihr zugetragen hat. Die Hauptleitung kann von Glück sagen, daß der arme Teufel von einem russischen Soldaten ihr nicht in seiner ungeschminkten Tonart die verdiente Quittung für diese verausgabten Millionen ausstellt.

Mit sehr wenig Vergnügen schreibe ich meine heutigen Zeilen nieder. Ein altes russisches Sprichwort hält es für unrecht, „einen Liegenden zu schlagen" — und der Russe „liegt" jetzt arg auf den blutigen Feldern der südlichen Mandschurei ... Aber der ehrlich sein wollende Berichterstatter muß

in diesem Falle nach den Regeln des Moskowiter „Domostroi", dieses alten russischen Familienkodex, verfahren: er muß „schlagen, weil er liebt". Er muß die Dinge nach ihrem richtigen Namen nennen, so unangenehm ihm diese Anklägerrolle auch sein mag. Ich möchte hier nicht Eigenlob singen — und dennoch glaube ich, daß ich gar manches zu sehen und zu hören bekomme, was dem sonstigen ausländischen Kriegsberichterstatter völlig entgeht: dieser ist eben mit den russischen Kulturauswüchsen, dem russischen Volksleben, dem russischen Volksgeist, der russischen Volkssprache nicht so innig vertraut, wie es der Schreiber dieser Zeilen schon seit Jahrzehnten ist. Daher vielleicht mein Pessimismus vom Beginn des Krieges an — und meine Kassandrarufe haben sich ja bisher ausnahmslos bestätigt —; daher sehe ich auch nach wie vor tiefschwarz in die Zukunft. Rußland krankt an einem argen Leiden, das die Medizin ein „konstitutionelles" nennt, just wie es daran schon während des Krieges 1853—1855 gelitten, und ich fürchte, daß der Ausfall des gegenwärtigen Krieges sich daher nicht wesentlich von demjenigen des Krimfeldzuges unterscheiden wird.

8. (21.) September 1904.

Eine Diakonissin des Roten Kreuzes, die einen heute früh hier eingelaufenen Verwundetentransport begleitete, überbrachte mir einige Zeilen eines mir befreundeten russischen Oberstleutnants, der in der Schlacht bei Yantai verwundet worden ist und sich gegenwärtig im Tieliner Feldlazarett befindet. Der eilig abgefaßte Brief dieses Offiziers brachte mir allerdings nichts wesentlich Neues; aber er ist unter den unmittelbaren Eindrücken des Schlachtgetöses geschrieben und darf somit insofern ein gewisses Interesse beanspruchen, als er die Stimmung widerspiegelt, die gegenwärtig im Offizierkorps der russischen Feldarmee obwaltet. Ich lasse einiges rein Persönliche und Unwesentliche fort und gebe nunmehr den übrigen Inhalt dieses Schreibens in wörtlicher Uebersetzung wieder.

„. . . General Stackelberg hat sich wieder einmal ausgezeichnet. Weiß der liebe Himmel, wie es dieser Unglücksbaron zuwege bringt, immer und immer wieder die besten Pläne Kuropatkins zuschanden zu bringen! Am Abend des 18. (31.) August hatte man im Hauptquartier erfahren, daß Kurokis Hauptarmee sich nunmehr am rechten Ufer des Taidzy-ho befinde, und es war für jedermann sonnenklar, daß wir ihm sofort größere Truppenteile entgegenwerfen müssen, um

den Japanern den Weg auf Yantai zu verlegen. Wäre uns dies gelungen, so hätten wir uns dann, nachdem wir Kuroki geschlagen, eilig auf Oku und Nodzu werfen können, um auch diese zu sprengen. Von der Niederlage Kurokis hing also das Schicksal Liao-yangs ab, und wir alle waren neugierig, wer das Kommando unsres jetzt so wichtig gewordenen linken Flügels erhalten wird. Gegen Mitternacht höre ich, daß für den Angriff auf Kuroki das 1. und 4. sibirische Armeekorps bestimmt sind — und das Herz fiel mir in die Stiefel. Also die Korps Stackelberg und Zarubajew, und da konnte kein Zweifel darüber bestehen, wer von diesen beiden Generalen das Oberkommando über die zwei Korps erhalten wird, denn der arme Zarubajew ist ja nur ein kluger und tapferer Haudegen, den man in Petersburg gar nicht kennt, der dort keine einzige Parkettbekanntschaft aufweist, während der Herr Baron — — — na, Sie wissen ja, wie zuvorkommend unser Kuropatkin gegen den ‚Helden‘ von Wafangou sein muß! Richtig, General Stackelberg zieht denn auch an der Spitze der beiden Korps gegen Kuroki aus, und wir, die wir in Liao-yang zurückblieben, ließen die Köpfe hängen, denn wir alle ahnten, was wir nun von unserem linken Flügel zu erwarten hatten. Gegen 11 Uhr morgens sprengt vom Osten her ein Adjutant heran; sein blasses Gesicht kündet Unglück. Nach wenigen Minuten wissen wir denn auch alles: Stackelberg habe ‚dem Druck Kurokis nicht standhalten‘ können, der Herr General selbst ‚fühle sich recht unwohl‘ und sei — ohne Kuropatkins Befehle erst abzuwarten! — nach dem Nordwesten abgezogen. Was unser Oberbefehlshaber sich bei

dieser ‚Relation‘ gedacht haben mag, weiß ich nicht; Herr Stackelberg kann aber von Glück sagen, daß er in diesem Augenblick nicht die höflichen Redensarten der älteren und jüngeren Offiziere hören konnte. — — — Nun hieß es, im letzten Augenblick unsern ganzen Verteidigungsplan umwerfen, unsere Front umformen, vor allem aber Liao-yang verlassen. Das übrige wissen Sie: wäre es Kuropatkins Kunst nicht doch noch gelungen, uns in Eilmärschen nach dem Scha-ho-Fluß zu bringen, so hätte uns der Herr Baron mit der eleganten Stirnlocke eine hübsche Mausefalle bereitet. Und nun liegen wir zwischen Scha-ho und Mukden, und sind um 35 000 Mann an Toten und Verwundeten ärmer geworden. Jetzt fehlt nur noch, daß Stackelberg das Georgskreuz und ein Dankesschreiben des Zaren erhalte! Es würde mich und uns alle gar nicht wundern, wenn dies demnächst wirklich geschähe . . .“

Ich muß hier abbrechen, denn der erbitterte Oberstleutnant — übrigens ein alter Haudegen, der seit 1900 mit Fug und Recht das ersehnte weiße Kreuzlein und den Wladimir mit Schwertern trägt — ergeht sich in weiteren Klagen, die an Unzweideutigkeit wirklich nichts zu wünschen übrig lassen. Wie gesagt, die traurigen Zeilen des verwundeten Offiziers erzählen uns nichts Neues, aber die Tonart ist für die gegenwärtige Stimmung innerhalb des russischen Offizierkorps bezeichnend genug. Es ist höchst bedauerlich, daß man in Petersburg — denn Kuropatkin selbst ist ja völlig ohnmächtig — gar nicht daran denkt, durch einen erbarmungslosen „Generalsschub“ den nahezu verzagenden russischen Feldoffizier in etwas bessere,

zuversichtlichere Laune zu versetzen. Dieser Offizier traut nun einmal nicht den „Generalen vom Newski Prospekt"; er hatte General Stackelberg noch vor Wafangou recht niedrig eingeschätzt, und er baut ebensowenig auf General Meyendorf, der sich jetzt an der Spitze des 1. (Petersburger) Armeekorps in der Gegend von Mukden befindet. In bezug auf Baron Stackelberg hat sich dieses Mißtrauen inzwischen mehr als berechtigt erwiesen; wer weiß, ob man auch Baron Meyendorf nicht richtig einschätzt, einen fast 70jährigen General, der das Hofparkett weit besser als das Manöver-, geschweige denn Schlachtfeld kennt. Man glaube ja nicht, daß die deutsche Herkunft dieser beiden Generale dabei etwa eine gewisse Rolle spielt. Ich brauche nur die Namen Stössel, Rennenkampf, Gerngroß, Levestamm, Fock, Herschelmann u. a. m. zu nennen, um zu zeigen, daß auch ein Heerführer deutscher Abstammung ungemein populär unter den russischen Offizieren und Soldaten werden kann — — wenn er es wirklich verdient.

Die Diakonissin, die mir die oben wiedergegebenen Zeilen des verwundeten Oberstleutnants überbrachte, klagte, nebenbei bemerkt, über den Mangel an Aerzten, der noch immer auf dem Kriegsschauplatz herrscht. Nach den blutigen Tagen von Liao-yang sei es kaum möglich gewesen, die am schwersten Verwundeten halbwegs regelrecht zu verbinden; alle übrigen mußten zusehen, wie sie sich selber helfen konnten. Sie durften noch von Glück sagen, wenn es ihnen gelang, sich bis zum ersten besten Sanitäts-Eisenbahnzug fortzuschleppen und darin, blutend und stöhnend, ein Plätzchen zu finden. Am schlimmsten erging es, wie die Dame

mir erzählte, den einzelnen Truppenteilen, die im haushohen „Gaoljan“ (eine Bambusart, die in der ganzen Mandschurei wächst) standen. Die im Gaoljan Verwundeten konnten beim Rückzug aus Mangel an Sanitätspersonal nur zum Teil geborgen werden, und es steht zu befürchten, daß Tausende von verwundeten russischen Soldaten in diesem Dickicht zurückgeblieben sind, um dort nach vielleicht tagelangen Qualen elendiglich zugrunde zu gehen. Ueber die auf den Schlachtfeldern wirkenden barmherzigen Schwestern ist die Diakonissin, von der ich hier spreche — und ebenso die zahlreichen verwundeten Offiziere und Soldaten, die ich bisher gesprochen — des höchsten Lobes voll; mit dem größten Unwillen spricht dagegen jedermann von den „Sanitaren“ (Sanitätssoldaten), die an Roheit, Trunksucht und Raubgelüsten schlechterdings selbst in den Zuchthäusern ihresgleichen suchen. Der russische „Sanitar“ ist nämlich kein Soldat, sondern ein „Freier“, den man buchstäblich von der Straße aufgelesen, in eine Uniform gesteckt und den Sanitätszügen beigegeben hat. Schon auf ihrem Wege nach der Mandschurei bilden sie den Schrecken jeder Stadt, die sie passieren — man kann sich nun lebhaft vorstellen, wie sie mit den Körpern und — Wertgegenständen der Verwundeten und Toten umgehen. Glücklicherweise befinden sich unter diesen Edlen auch einige — leider nur einige — russische Studenten, die ihre Hochschulen für eine Zeitlang verlassen haben, um auf den Schlachtfeldern in uneigennütziger und herzerfreuender Weise als einfache „Sanitare“ Samariterdienste zu üben. Ehre diesen Braven! Aber sie machen kaum eins vom Hundert der

Sanitätssoldaten aus, deren „Hilfe" gar mancher Krieger eine ehrliche Japanerkugel vorziehen dürfte. Ein weiteres Symptom des eingefressenen Allgemeinleidens, unter dem die ganze russische Kriegführung krankt.

---

12. (25.) September 1904.

Vor neun Tagen hat der Zar an General Kuropatkin ein Telegramm gerichtet, worin er dem Oberbefehlshaber mitteilte, er, der Zar, habe aus Kuropatkins Meldungen ersehen, daß es „unmöglich gewesen sei, sich auf dieser Position (d. h. Liao-yang) weiter zu halten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, völlig vom Norden abgeschnitten zu werden". Den erfolgten Rückzug Kuropatkins bezeichnete der Zar als eine „an Schwierigkeiten bemerkenswerte Tatsache" — weiter nichts.

Wer die in Rußland übliche Amts- und Hofsprache zu deuten vermag, konnte schon aus diesem lauwarmen Telegramm ersehen, daß man im Winterpalais mit dem Befehlshaber der mandschurischen Armee unzufrieden ist, daß die Ergebnisse der Kämpfe bei Liao-yang dort höchlichst verstimmt haben. Die Quittung ist denn auch heute früh erfolgt: Kuropatkin soll zwar das Amt eines oberen Befehlshabers behalten, aber seine Truppen in zwei selbständige „Armeen" teilen. Die Leitung der einen dieser beiden Armeen übernimmt auf Befehl des Zaren der bisherige Chef des Wilnaer Militärbezirks, General von Griepenberg. Als offizieller alleroberster Befehlshaber bleibt — da im Ukas des Zaren nichts Gegenteiliges vermerkt ist — nach wie vor Admiral Alexejew, dieser fast zur Mythe gewordene „Namjestnik", der wie ein ewiger Jude von Amtssitz zu Amtssitz wandert und für den, nachdem er von Mukden nach Wladi-

woſtok und von Wladiwoſtok nach Harbin gepilgert, Spötter nunmehr eine Amtswohnung in — Warſchau ſuchen.

Wir werden von nun ab ſomit zwei mit gleichen Rechten ausgeſtattete Armeen haben, von denen jede gewiſſermaßen auf eigene Fauſt operieren darf — zur größten Freude der Japaner, die recht gut wiſſen, daß im heiligen Reußenlande einander nebengeordnete oberſte Verwaltungen ſich ſeit jeher mit Vorliebe einem höchſt pikanten häuslichen Kriegsſpiel widmen, das in den Petersburger Miniſterien unter der Bezeichnung „ein Füßchen ſtellen“ oder „ein Schweinchen unterſchieben“ bekannt iſt. Denn daß Alexejew wirklich als oberſter Obere dieſes „Spiel der Kräfte“ überwachen und ausgleichen könnte, wird Herr Alexejew ſelber nicht glauben: nachdem der arme „Namjeſtnik“ ſeine Hauptarbeit, die Verjagung der ausländiſchen Kriegsberichterſtatter, glücklich zu Ende gebracht, hat er jetzt alle Hände voll zu tun, um jede zwei bis drei Wochen einen neuen Amtsſitz zu finden und auf Koſten der Regierung ſtandesgemäß auszumöblieren. Seitdem er „auf Allerhöchſten Befehl“ Port Arthur etwas ſehr eilig, wenige Minuten, bevor die böſen Japaner es von der übrigen Welt abgeſchnitten, verlaſſen, wird ihm die Luſt vergangen ſein, als Oberbefehlshaber „die Japoſchki in das Meer zu werfen“, wovon einige Roſigſeher hier noch immer ſchwärmen.

Wer wird nun jetzt darüber wachen, daß die beiden Armeeführer ſich wirklich nicht gegenſeitig „Schweinchen unterſchieben“ und andrerſeits ſich ſtets und ohne weiteres dem General Kuropatkin unterordnen? Doch nicht etwa die Petersburger

uneinige Dreieinigkeit Kriegsrat — Generalstab — Kriegsministerium? Das gäbe eine oberste Instanz ab, gegen die der selige Wiener Oberhofkriegsrat als ein Muster strammer Einheitlichkeit gepriesen werden müßte. Oder sollten am Ende diejenigen immer lauter werdenden Stimmen recht behalten, die von einer bevorstehenden Ostasienfahrt des Zaren sprechen? Rußland ist allerdings das Land der Unwahrscheinlichkeiten, ein Land, wo bekanntlich zweimal zwei (der kluge Turgenjew kannte ja seine Pappenheimer) nicht vier, nicht einmal fünf, sondern eine — Stearinkerze ergeben. Aber diese Fahrt des Zaren würde sich selbst in die gewiß weiten Rahmen des Turgenjewschen Einmaleins nicht hineinzwängen lassen. Wer wird also die Gouvernante für Kuropatkin und Griepenberg abgeben? U. A. w. g.

Nicht minder „sensationell" wirkt die Ernennung des Generals Griepenberg selbst. Noch kann ich hier nicht wissen, welche Amtsstuben und Salons, welche Höflinge männlichen und weiblichen Geschlechts in Petersburg diese mehr als überraschende Ernennung zustande gebracht haben. Die gesegnete Stadt Wilna scheint übrigens jetzt eine Art Treibhaus für neue Männer geworden zu sein: der dortige Generalgouverneur Fürst Swjatopolk-Mirski ist vor Wochenfrist zum Liquidator der von Plehweschen Masse ernannt worden, und wenige Tage darauf wird dem dortigen Militärkreischef Griepenberg der bekannte „Spaziergang nach Tokio" verordnet. Das „jüdische Jerusalem" ist über Nacht ohne Zivil- und Militärhaupt geblieben, hat aber dafür ein recht geschmackloses, aber äußerst patriotisches Katharinendenkmal erhalten. Das erste wird,

nebenbei bemerkt, die dortigen Israeliten ungleich mehr wie das zweite gefreut haben.

Herr Griepenberg ist ein nicht mehr ganz frisches, aber dafür ziemlich weißes Blatt Papier, das bisher noch keine ernste Schlacht mit häßlichem Blut befleckt hat — das ist alles, was sich von ihm einstweilen sagen läßt. Ob diese erfreuliche Tatsache für seine Ernennung maßgebend war, weiß ich nicht; jedenfalls ist er ein General, der aus naheliegenden Gründen noch niemals eine Niederlage erlitten hat — die Siege soll er sich jetzt in der Mandschurei holen. Er bringt also in sein neues Amt ein vorzügliches Leumundszeugnis mit, ein viel besseres, als diejenigen Generale, die die dumme öffentliche Meinung am liebsten als Befehlshaber der „zweiten Armee" gesehen haben würde. Er ist nicht so vorwitzig wie General Linewitsch, der die Unvorsichtigkeit begangen, im Jahre 1900 sich als trefflicher Taktiker und bester Kenner der asiatischen Kriegsführung zu erweisen, und diese schlechten Eigenschaften jetzt in seinem Wladiwostoker Asyl büßen muß; er ist nicht so unklug wie General Sobolew, der sich den Namen des geistreichsten russischen Strategen errungen hat und zur Strafe dafür sich mit dem Kommando des 6. Armeekorps begnügen muß; er ist nicht so unpatriotisch wie General Ssuchomlinow, der ruhigen Auges und ohne jedwede Empörung zusieht, wie — natürlich russenfeindliche! — ausländische hohe Militärs ihn einen „russischen Moltke" schimpfen. Dem heiligen Seraphim von Ssarow sei es gedankt, General Griepenberg hat sich solcher Vergehen nie schuldig gemacht: von ihm hat bisher weder das Inland noch das Ausland je etwas gesprochen, und viel-

leicht huldigt man in Petersburg dem bekannten französischen Satze, jene Feldherren seien die besten, von denen man am wenigsten spricht — selbst in der Kriegsgeschichte nicht.

Der neue Feldherr ohne Namen ist einstweilen auch ein Feldherr ohne Armee. Diese soll für ihn erst geschaffen werden: der Ukas, der ihn zum Befehlshaber ernennt, stellt auch eine „wesentliche Verstärkung der bewaffneten Kräfte im fernen Osten“ in Aussicht. Man geht wohl nicht fehl, wenn man darunter eine ausgedehnte Mobilisierung der europäisch-russischen Armee versteht. Allem Anschein nach huldigt man an der Newa nicht mehr der ehemaligen so stolzen Ansicht Alexejews, man werde „einige sibirische Divisionen“ mobil machen müssen, um den „frechen, räuberischen Affen“ — so nannte man nämlich hier im Kreise der Gutgesinnten die Japaner im Honigmond des Feldzuges — den Garaus zu machen. Aber Herr Griepenberg wird sich recht sehr gedulden müssen: zwischen den Sammelorten und den Schlachtfeldern liegen zehntausend Kilometer und die schier ausgefahrene, eingleisige sibirische Bahn. Allerdings ist seit heute früh — wenigstens auf dem Papier — die neuhergestellte Baikaleisenbahn dem „allgemeinen Verkehr übergeben“ und somit ein ununterbrochener Schienenweg zwischen Europa und der Mandschurei gelegt worden. Aber wer weiß, ob der arme russische Soldat nicht just auf dieser von russischen Ingenieuren und jüdischen „Podrjatschiks“ (Kontrahenten, Kronslieferanten) in Windeseile zusammengekleisterten Baikaleisenbahn in erster Linie zu beweisen haben wird, daß er tapfer und ohne Murren zu — — sterben versteht!

---

14. (27.) September 1904.

In meinen bisherigen Aufzeichnungen hatte ich schon häufiger Gelegenheit, mich darüber auszulassen, wie auf dem engern und weitern Kriegsschauplatz unter dem hohen Zeichen des Roten Kreuzes gearbeitet und gefehlt wird. Ich sah mich des öfteren genötigt, über diese Tätigkeit ein hartes Wort zu sprechen, auf die Gefahr hin, als ein Schwarzseher gescholten zu werden, denn meines Erachtens ziemt es sich just für den Kriegsberichterstatter, die reinste und rücksichtsloseste Wahrheit zu sprechen; zartfühlende Süßholzraspler mögen dem Kriegsgetümmel fernbleiben.

Russen und Japaner rüsten und stärken sich für die nunmehr wohl unausbleibliche Schlacht um Mukden, aber für den Mann der Druckerschwärze heißt es bis dahin: „Ruhe auf der ganzen Linie". Ich möchte diese Ruhe vor dem Sturm benutzen, um mit wenigen Worten das Arbeitsgebiet derjenigen zu streifen, die in den Krieg ziehen, nicht um Wunden zu schlagen, sondern um Wunden zu heilen. Dem Sanitätsdienst auf dem Felde seien meine heutigen flüchtigen Zeilen gewidmet.

Das Schicksal, das über Rußland waltet, gefällt sich in sonderbaren Widersprüchen. Durch seine Regierungsform zu einem Lande der ausgesprochensten Zentralisation geschaffen, zeigt uns das Zarenreich

seit jeher eine Verwaltungsmaschine, deren zahllose Räder und Rädchen — vom Ministerium bis zur Dorfpolizei — nicht nur jedweder Einheitlichkeit entbehren, sondern sich auch gegenseitig entgegenarbeiten. Die kriegerische Bureaukratie kämpft in Rußland nicht nur gegen den schutzlosen Bürger, sondern auch untereinander. Die „Departementschlachten" bilden das lustigste und zugleich auch das traurigste Kapitel der russischen Verwaltungsgeschichte, und wer die Zarenlande etwas genauer kennt, wird sich nicht im geringsten wundern, wenn er hört, daß selbst das Erbarmungswerk auf den Schlachtfeldern mit dieser echt russischen Erbsünde belastet ist.

Dem Buchstaben nach — der in Rußland mehr denn irgendwo tötet — gibt es hier allerdings eine stramme Einheitlichkeit des Feldsanitätsdienstes. Zwischen der Newa und der Hun-ho sehen wir eine tausendsprossige Beamtenleiter, auf deren oberster Stufe der „Haupt-Kriegs-Medizinal-Inspektor" sitzt, der hinwiederum auf ein Heer von oberen, mittleren und unteren Beamten hinabsieht, Zehntausende von „Nummern" unterzeichnet und überhaupt eine schier nicht mehr zu überwältigende Kanzleiarbeit zu verrichten hat. Aber wie überall, wo russisch gesprochen und rechtgläubig-dreifingrig bekreuzt wird, liegt auch hier zwischen dem Schein und dem Sein ein Abgrund. Zahllose Einheiten, aber keine Einheitlichkeit. Vor allem finden wir hier zwei engumgrenzte feindliche Lager: das rein militärische, im Staatsvoranschlag jeweils verzeichnete Feldsanitätskorps, und das rein „zivile", ausschließlich von freiwilligen Beiträgen gespeiste Rote Kreuz. Das erste Lager hat einen, ich möchte

sagen, demokratischen Anstrich, der sich in allem äußert: von den Gehältern angefangen, bis zum Strohsack hinunter, auf dem der kranke oder verwundete Soldat zu liegen hat. Ausgesprochen aristokratisch ist dagegen das Rote Kreuz mit dem fürstlichen Einkommen seiner Bevollmächtigten, dem guten Französisch seiner barmherzigen „Volontärinnen“ und — auch das sei ehrlich vermerkt — der fast zu reichen Ausstattung seiner Lazarette. Das militärische Sanitätskorps arbeitet schlicht und recht: die aus der Reserve einberufenen Aerzte erfüllen ehrlich, wenn auch ohne sonderliche Begeisterung — diese ist ja im russischen Feldheer überhaupt schon längst erloschen — ihre Pflicht; die aus den einzelnen Regimentern abkommandierten Sanitätssoldaten trinken, schimpfen und raufen nicht mehr wie jeder andere russische Durchschnittssoldat, und wenn die Verbandspunkte, Feldlazarette und Hospitäler an Sauberkeit, Ausstattung, Instrumentarium, Drogen und Beköstigung recht vieles zu wünschen übrig lassen, so erklärt sich dies aus den mehr als bescheidenen Geldsummen, die der Staatsvoranschlag seit jeher für den Kriegssanitätsdienst vorsieht. Ich möchte sogar annehmen, daß fast jeder dafür ausgeworfene Groschen — da die Herren Intendanten glücklicherweise auf diesem Gebiete nichts dreinzureden haben — wirklich im Interesse des Dienstes angewandt wird, wie unglaublich das in Rußland auch klingen mag. Das Ganze wird in strammer militärischer Weise einheitlich verwaltet und bildet einen einzigen, wenn auch etwas ärmlichen und schwächlichen Körper.

Wesentlich anders präsentiert sich uns die verwickelte und nicht für jedermann übersehbare, ihrem

innersten Wesen nach private Organisation, die als „Russische Gesellschaft des Roten Kreuzes" gemeiniglich bekannt ist. Dieses Institut ist in Rußland merkwürdigerweise — oder, wenn man will, auch begreiflicherweise — nie sonderlich populär gewesen. Es würde uns zu weit führen, wollte ich hier die Gründe hierfür angeben; angedeutet habe ich diese Gründe in meinen bisherigen Berichten häufig genug; wenden wir uns also den Tatsachen selber zu. Man darf sich diese Tätigkeit des russischen Roten Kreuzes in der Mandschurei keineswegs als etwas Einheitliches und Abgerundetes denken; unter diesem Zeichen arbeitet vielmehr eine Reihe von selbständigen „Organisationen" — so lauten die amtlichen Bezeichnungen —, die einen nur sehr lockeren Zusammenhang zeigen, deren Geldmittel von verschiedenerlei Ursprung und für deren Tätigkeit auch verschiedenerlei Gesichtspunkte maßgebend sind. Da sehen wir zunächst die Arbeit des eigentlichen Roten Kreuzes, d. h. der „Gesellschaft", von der ich oben gesprochen und die ausschließlich aus freiwilligen Volksgroschen unterhalten wird. Hier ist vor allem der Grund des Mißtrauens zu suchen, mit dem der Russe alles und jedes betrachtet, was unter dem Zeichen des Roten Kreuzes geschieht. Die „Gesellschaft" hat bisher, d. h. während der ersten sieben Monate des Krieges, rund 11 Millionen Rubel*) verausgabt, gegen $16^1/_2$ Millionen, die während des ganzen Feldzuges 1877—78 verausgabt worden sind. Sie unterhält auf dem Kriegsschauplatz etwa 20 000

---

*) Die in meinem heutigen Aufsatz angegebenen Zahlen beruhen auf amtlichen Ziffern, die mir zugänglich gemacht worden sind.

Betten, die sich auf 166 Verbandspunkte, Feldlazarette u. ä. m. verteilen; beschäftigt sind dabei 455 Aerzte, 96 Studierende der Medizin, 168 Apotheker und Heilgehilfen, 1962 barmherzige Schwestern und 2240 „Sanitare", d. h. Sanitätssoldaten. An sich somit eine durchaus ersprießliche Tätigkeit, die jedoch ein ganz anderes Aussehen erhält, wenn wir sie uns etwas genauer betrachten. Da sehen wir zunächst, daß die „Gesellschaft" auf dem Kriegsschauplatz nicht weniger als 91 (!) „Bevollmächtigte" unterhält, deren Geldbezüge einen großen Teil der Gesamtausgaben verschlingen. Beanspruchen doch die vier „Hauptbevollmächtigten" allein — Kammerherr Alexandrowsky, Fürst Wassiltschikow, General Trepow und Senator von Kaufmann — an Gehalt, Reisespesen, Repräsentation u. dgl. die Kleinigkeit von rund 250 000 Rubeln, wozu noch weitere 100 000 Rubel auf die ihnen beigegebenen Assistenten, Adjutanten und Kanzleibeamten kommen. Die übrigen 87 „Bevollmächtigten" kommen samt Stab auf etwa 900 000 Rubel zu stehen; auf die Zentrale in Petersburg entfallen rund 250 000 Rubel — kurzum, die „Vollmacht" verschlingt vorweg $1^1/_2$ Millionen, d. h. ein Siebentel der Gesamtausgaben! Noch etwas anderes fällt auf. Die mir vorliegenden Abrechnungen ergeben, daß bisher die Unterhaltungskosten der Einrichtungen der Gesellschaft auf dem Kriegsschauplatz insgesamt 2 397 750 Rubel beansprucht haben.*) Da nun, wie wir oben gesehn, die „Gesellschaft" bisher rund 11 Millionen

---

*) Herrn Alexandrowsky wurden 1 001 250, Herrn Wassiltschikow 885 000, Herrn Trepow 291 500 und Herrn von Kaufmann 220 000 Rubel überwiesen.

verausgabt und dafür 20 000 Betten nach Ostasien entsandt hat, so ergibt sich, daß nach Abrechnung der Unterhaltungskosten die ursprüngliche Einrichtung eines „Bettes"*) die ungeheure Summe von etwa 430 Rubeln verschlungen hat! Um die ganze Tragweite dieser Summe verständlich zu machen, will ich bemerken, daß bei einzelnen von privaten Personen und Gesellschaften errichteten Feldlazaretten das „Bett" durchschnittlich auf 250—300 Rubel zu stehen gekommen ist.

Neben der eigentlichen „Gesellschaft vom Roten Kreuz" arbeitet unter dessen Zeichen eine Reihe von Lazaretten u. dgl., die auf Privatkosten nach der Mandschurei entsandt worden sind. Die meisten russischen Großfürstinnen, sowie die beiden Kaiserinnen unterhalten solche Einrichtungen auf eigene Kosten, ebenso die Stadtverwaltungen von Petersburg und Moskau, der russische „Gesamtadel", der kur- und livländische Adel unb die „Semstwo"-Organisation einiger Gouvernements. Die Vorgeschichte dieser letztgenannten Organisation entbehrt übrigens nicht eines höchst interessanten innerpolitischen Beigeschmacks. Bekanntlich bilden die „Semstwos" wählbare Vertretungen der einzelnen Gouvernements und Kreise, eine Art Provinzial-Landtage, die der jetzigen Regierung schon längst ein Dorn im Auge sind, und die namentlich der jüngst ermordete Minister des Innern, Herr von Plehwe, für jede Freiheitsregung im Zarenreiche verantwortlich machen wollte. Als nun der russisch-japanische Krieg aus-

*) Der Ausdruck „Bett" ist so zu verstehen, daß, wenn beispielsweise die völlige Einrichtung und Ausrüstung eines Feldlazaretts mit 100 Betten auf 20000 Rubel zu stehen kommt, jedes „Bett" 200 Rubel kostet.

brach, da versammelte sich in Moskau eine Anzahl von Delegierten verschiedener Gouvernements-„Semstwos", um über eine Sanitätsorganisation des russischen Gesamt-„Semstwo" zu beraten. Nach dem bestehenden russischen Staatsrecht war dieser Kongreß allerdings ungesetzlich, denn den „Semstwos" der einzelnen Gouvernements ist ausdrücklich verboten, miteinander amtlich zu verkehren und Gesamtmaßnahmen zu ergreifen. Der Moskauer Kongreß setzte sich über dieses Verbot hinweg, und die darauf ursprünglich vertretenen 11 Gouvernements beschlossen, auf gemeinsame Kosten Lazarette nach dem Kriegsschauplatz zu entsenden. Als Herr von Plehwe davon Kenntnis erhielt, war er außer sich: er setzte seine bekannten „Maßregelungen" — d. h. Verbannungen — in Bewegung, konnte zwar den in Moskau gefaßten Beschluß nicht umstoßen (denn es hätte in ganz Rußland einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, wollte die Regierung verbieten, die von den elf Gouvernements ausgeworfene Million zur Heilung von erkrankten und verwundeten Soldaten anzuwenden), erklärte jedoch gleichzeitig, daß kein weiteres „Semstwo" das Recht habe, sich dieser Organisation anzuschließen. Und so blieb diese eine Rumpfeinrichtung, die allerdings auf den Schlachtfeldern großartig arbeitet.

Auf wie hoch die Sanitätsabordnungen der beiden Zarinnen und der Großfürstinnen zu stehen gekommen sind, entzieht sich natürlicherweise unserer Kenntnis. Dagegen wissen wir, daß für die Lazarette usw. der Stadt Petersburg bisher 400 000, der Stadt Moskau 1 039 780, des Gesamtadels 583 000 und der Semstwo-Organisation 1 086 000 Rubel eingegangen sind. Daß die Residenz und

der gesamte russische Adel verhältnismäßig so geringe Summen aufgebracht haben, ist ohne weiteres für jedermann erklärlich, der diese Quellen etwas genauer kennt, für die das Nehmen seit jeher seliger denn das Geben gewesen. — — Bei dieser Gelegenheit sei mit höchstem Lob der Sanitätsabordnung gedacht, die der Stallmeister des Kaisers, Herr Rodzjanko, auf eigne Kosten ausgestattet hat und auch in eigner Person leitet. Herr Rodzjanko — und ebenso der brave Dorpatenser Zöge v. Manteuffel, der der kur- und livländischen Sanitätsorganisation vorsteht — arbeitet mit Todesverachtung unter einem wahren Wolkenbruch von Geschossen auf den Schlachtfeldern selbst. Ehre diesen echt christlichen Männern, ihren Aerzten, Diakonissinnen und Sanitätsgehilfen! Wie viele von ihnen haben schon ihre Christenliebe mit ihrem Blute besiegelt! Sie halten wahrlich das hehre Zeichen des Heilandes hoch, unter dem sie wirken.

Ich wollte, ich könnte das gleiche von der „Gesellschaft" sagen, die die Fahne des Roten Kreuzes über sich wehen läßt. Die Ärzte der „Gesellschaft" sind über jedes Lob erhaben, aber damit ist auch alles Gute erschöpft, was sich über die Tätigkeit des eigentlichen Roten Kreuzes erzählen läßt. Wie die Herren „Bevollmächtigten" arbeiten, habe ich schon neulich angedeutet; die aristokratischen „Schwestern" haben mit ihren schwachen Nerven weit mehr als mit den schwachen Verwundeten zu tun, und die Sanitätssoldaten bilden vollends eine gefährliche Menschenklasse. Für die Privatorganisationen der einzelnen Personen, Städte und Körperschaften ist die barmherzige Tätigkeit auf dem Kriegsschauplatz wahre Herzenssache —

für die überwiegende Anzahl der Männlein und Weiblein der „Gesellschaft" dagegen eine vorzügliche Unterlage für Titel, Orden, Geldeinnahmen und — — Flirt. Ein gewiß hartes, aber, wie ich glaube, nicht ungerechtes Urteil. Und da die „Gesellschaft" in den urechtesten Traditionen des russischen Tschinowniktums groß geworden ist, läßt sie selbstverständlich nichts unversucht, um den Privatorganisationen bei passender Gelegenheit „ein Füßchen zu stellen". So ist es hier nun einmal üblich.

---

18. September (1. Oktober) 1904.

Schon längst hatte ich mir vorgenommen, ein gutes Wort für ein Völkchen einzulegen, das wirklich besser als sein Ruf ist. Ich meine die Chunchusen.

In der Bewertung dieser interessanten Menschenklasse seitens der Europäer im allgemeinen und der Russen im besonderen lassen sich einige Phasen feststellen. Zunächst hielt man den Chunchusen ohne weiteres für einen gelbgesichtigen Schinderhannes, der das edle Räuberhandwerk aus Liebe zur Kunst und fremdem Gut verfolgt. Etwas später wurde der Chunchus poetisiert: er solle eine Art Fra Diavolo sein, der zwar dem Grundsatze „Diebstahl ist Eigentum" huldigt, aber andrerseits dieses Eigentum nur deshalb dem Reichen abnimmt, um es — nach Abzug der Geschäftsspesen und Maklergebühr — dem Armen auszufolgen. Bot somit der Chunchus im ersten Stadium ein nur strafrechtliches Interesse, so haftete ihm im zweiten, wo er gewissermaßen als eine ausgleichende Gerechtigkeit auftrat, etwas, ich möchte sagen, sentimental-volkswirtschaftliches an. Aber auch diese Ansicht verschwand gar bald, und auf der jüngsten, gegenwärtigen Entwicklungsstufe sehen wir den Chunchusen angeblich als einen von den bösen Japanern gemieteten „Bravo", der in seinem

Hauptberuf russische Eisenbahnbrücken sprengt, als Nebengewerbe aber allerdings nach wie vor chinesische Dörfer ausraubt, demnach hauptsächlich nach festen Preisen das politisch-räuberische Handwerk betreibt.

Im fernen Osten muß jede Erscheinung nach einem eigenen Maßstab gemessen werden, und unsere Volksweisheit versagt dort gänzlich. Wenn in Europa über einen bestimmten Gegenstand verschiedene Ansichten laut werden, so heißt es gewöhnlich, die Wahrheit liege in der Mitte; in ostasiatischen Dingen dagegen muß in derlei Fällen stets angenommen werden, daß die Wahrheit völlig außerhalb liegt. In Europa mag Monsieur Durand das Graue weiß und Mister Johns dasselbe etwa schwarz nennen; wenn aber in Ostasien Monsieur Durand etwas als weiß, Mister Johns als schwarz und Gospodin Iwanow als grau bezeichnet, so dürfen Sie ruhig annehmen, daß dieses Etwas entweder völlig farblos oder auch gar nicht vorhanden ist. Eine höchst bemerkenswerte Optik dies, die noch ihres Helmholtz harrt.

Der arme Chunchus ist ein Opfer dieser echt ostasiatischen Optik, wobei ich dahingestellt sein lasse, ob in diesem Falle die arge Farbenblindheit eine natürliche oder eine gewollte ist. Und da der Anstand es verlangt, daß — wie es in den Ankündigungen des Londoner Tierschutzvereins heißt — „jeder Gentleman für diejenigen spreche, die selber der Sprache beraubt sind“, die Herren Chunchusen aber bisher sich weder zu einer eigenen Fachpresse, noch zu Richtigstellungen nach § 11 des deutschen Preßgesetzes haben aufschwingen können, so sei es mir wenigstens verstattet, eine Lanze für

sie zu brechen. Um übrigens die sittenstrenge „Nowoje Wremja", die jetzt überall Kauf und Verrat wittert, zu beruhigen, will ich von vornherein bemerken, daß die Chunchusenhäuptlinge mir dafür wirklich keinen Pfennig Honorar versprochen haben.

Meine erste Bekanntschaft mit meinen Schützlingen spielte sich unter etwas außergewöhnlichen Umständen ab: ich ward von den chinesischen Behörden zu Harbin eingeladen, um zuzusehen, wie ein Halbdutzend von Chunchusen genau um einen Kopf kürzer gemacht wurde. Da nun mit kopflosen Chunchusen sich über politische Gegenstände ebensowenig reden läßt wie etwa mit kopflosen russischen „Patrioten", so mußte ich es damals unterlassen, meine Neugierde zu stillen. Dazu bot sich die passende Gelegenheit etwas später, als ich, auf der Fasanenjagd bei Talidschao von einem Gewitter überrascht, in einer etwas verdächtig aussehenden, vereinzelt dastehenden Chinesenhütte Zuflucht nehmen mußte. Ich wurde dort von zwei quittengelben Gentlemen empfangen, von denen der eine einen bemerkenswerten Mangel an Fingern aufwies — was vor meinem geistigen Auge sofort die Folterstube eines chinesischen Gerichtshofes erstehen ließ —, während der andere just bei meinem Eintritt noch schnell einen vorsintflutlichen Schießprügel verstecken wollte, an dem ein Wallensteinscher Arkebusier seine helle Freude gehabt haben würde. Daß die beiden Herrschaften einen entsetzlichen Knoblauchduft ausströmten, und wenn auch nicht des süßen Weines, so doch des bittern „Chanschin" (eines schauerlichen Chinesenfusels) voll waren, machte die Situation nicht wesentlich

erquicklicher. Ich weiß nicht, waren es meine Doppelflinte und der „Mauser“ meines getreuen Waffenträgers, oder stand mir ein gütiges Schicksal zur Seite, das über gerechte und ungerechte Zeitungsmänner wacht — meine beiden verdächtigen Gastgeber bewirteten mich nicht nur aufs trefflichste mit den geheimnisvollen Erzeugnissen der chinesischen Küche, sondern machten auch weder aus ihrer Hütte noch aus ihrem Herzen eine Mördergrube; vornehmlich, als sie erfuhren, daß mir die Ehre versagt ist, Untertan des Zaren zu sein, und daß sie sich mit mir in ihrem kuriosen Tschifu-Englisch unterhalten durften. An jenem späten Nachmittag gewann ich den ersten Einblick in das eigentliche Wesen des Chunchusentums, und das Rollen eines mandschurischen Gewitters gab damals die passende Begleitung für das ab, was ich zu hören bekam. Diesen Einblick konnte ich seitdem wesentlich vertiefen — wie, das bleibe Redaktionsgeheimnis —, und ich halte seitdem den Chunchusen weder für einen Schinderhannes, noch für einen Opernbanditen, noch für einen japanischen Mietling.

Allerdings, nur den wirklichen, wasch- und urechten Chunchusen. Denn genau so wie vor neunzig und vierzig Jahren jeder Landstreicher mit unaussprechlichem Namen sich in den Mantel eines aufständischen Polacken hüllte, und genau so, wie seit einem Vierteljahrhundert jeder verbummelte russische Student sich für ein „Opfer des Zarismus“ ausgibt, figuriert neuerdings in der Mandschurei unter der Allgemeinbezeichnung „Chunchus“ alles, was zwischen Mein und Dein nur schwer unterscheidet und fremdes Blut für keinen eignen Saft

hält. Wie es sich aus meinen folgenden Zeilen ergeben wird, liegt es im ureigensten Interesse sowohl der Russen als der Chinesen, die jetzt gemeinsam den armen Mandschu zugrunde regieren, die Chunchusenbewegung in jeder Weise in Mißkredit zu bringen, und so darf man sich nicht wundern, wenn jedes Gelbgesicht, das auf mandschurischem Boden gegen Recht und Sitte verstößt, von Amts wegen ohne weiteres zum Chunchusen gestempelt wird. Daß ich nicht von diesen biederen Auch-Chunchusen heute erzählen will, versteht sich wohl ohne weiteres.

Schriebe ich hier eine Doktordissertation, so würde ich natürlicherweise, um den üblichen Gelehrtenanstrich herauszuklügeln, meine Zeilen über das Chunchusentum mit dem bekannten Satze „Schon zu Zeiten des Marko Polo usw. usw.“ beginnen. Da ich aber als Zeitungsschreiber meinen Gelehrtenberuf verfehlt habe, darf ich glücklicherweise diesen Ausflug in die geschichtlichen Urwälder mir und meinen geneigten Lesern ersparen. Sprechen wir also von den Chunchusen in der Gegenwart und begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß das eigentliche Chunchusentum als politische Bewegung kaum seit einem Jahrzehnt datiert. Ich wiederhole: als politische Bewegung, denn als eine solche ist sie zweifellos aufzufassen. Ja, noch mehr als das: wir haben es hier mit einer ausgesprochenen Volksbewegung zu tun, und man macht sich nur eines geringen Irrtums schuldig, wenn man behauptet, daß der Chunchus in der Mandschurei so ziemlich die gleiche Rolle spielt, wie es der Boxer vor vier Jahren im eigentlichen China getan hat und vielleicht gar bald wieder tun wird.

Sowohl der Chunchuse wie der Boxer huldigt dem Grundsatz „China für die Chinesen“ und ist infolgedessen der geschworene Feind jedes Fremdländischen. Während aber der Boxer die Wiederauferstehung des alten, abgeschlossenen Chinas mit Hilfe der jetzigen Dynastie erlangen zu können glaubt, lehnt sich der Chunchus auch gegen die letztere auf, die nach seiner Meinung die fremdländische Invasion verschuldet hat. Beide aufrührerischen Parteien sind streng volklich, aber der Chunchus ist, ich möchte sagen, mehr demokratisch und kulturfreundlich, und wenn er es bis jetzt noch nicht vermocht hat, sich lawinenartig — wie vor Jahren der Boxer — über das ganze Land zu verbreiten, so läßt sich dies nur dadurch erklären, daß ihm bisher die richtigen Führer und das nötige Kleingeld gefehlt haben. Von den beiden wühlenden Parteien ist die Chunchusenpartei auf alle Fälle die bei weitem sympathischere: der Boxer sollte, ohne daß er dies gewahr wurde, im Grunde genommen, nur die Kastanien aus dem Feuer für den Pekinger Thron und das völlig verlotterte chinesische Beamtentum holen — der Chunchus aber spricht sich offen gegen Thron und Bureaukratie des heutigen Chinas aus, obwohl die mandschurische Dynastie, die gegenwärtig in Peking residiert, Fleisch von seinem Fleische ist und der chinesische Beamte in der Mandschurei viel weniger drückt und raubt wie innerhalb der großen Mauer. Nun wird man es auch verstehen, warum Rußland und China Hand in Hand gegen den Chunchusen vorgehen: als Feind der Fremden ist dieser für Rußlands Pläne im fernen Osten gefährlich; als Feind des Thrones und der Beamten-

schaft ist er der Pekinger Regierung ein Dorn im Auge.

Auf die Gefahr hin, als Ketzer verschrien zu werden, muß ich ganz Europa den Vorwurf machen, daß es — bewußt oder unbewußt — die Chunchusenbewegung völlig verkennt, und daß es in seinem Interesse läge, sich diese Bewegung nutzbar zu machen. Mit dem Boxertum war nichts anzufangen. Auf Befehl und mit Hilfe des Pekinger Kaiserhauses und hohen Beamtentums, dieser Grundfesten chinesischer Abgeschlossenheit, Kulturfeindlichkeit und Volksbedrückung, suchte der Boxer alles zu zerstören, was diese drei Grundpfeiler zum Wanken hätte bringen können. Es war dies eine sehr künstliche Volksbewegung, und gelang sie, so hätte das arme, halbverhungerte, von jedem Beamten bis aufs Blut gepreßte chinesische Volk das Gelingen mit dem letzten Rest seiner Freiheit und Wohlfahrt bezahlen müssen. Ganz anders der Chunchus, der das Übel, an dem China krankt und jedweder moderne Kulturversuch scheitert, sofort an der Wurzel erfaßt hat: er erklärte sich offen gegen Thron und Mandarinentum, und wenn er auch begreiflicherweise den „Ausverkauf Chinas", die Zerstückelung durch europäische Mächte, bekämpft, so ist er doch andrerseits keineswegs ein Gegner der Kultur, durch die diese europäischen Mächte groß und stark geworden sind. Mit einem derartigen vernünftigen Gegner läßt sich aber recht wohl ein Pakt schließen, denn solange die Teilung des Chinesenreiches noch nicht zur Tatsache geworden — und darüber dürfte noch manches Jahrzehnt vergehen —, kann es dem handeltreibenden Europa nur von Nutzen sein, ein modernisiertes,

freiatmendes, größere Bedürfnisse empfindendes China zu sehen. Daß dieses Reich darin nicht zu weit geht und dadurch zu einer Gefahr für Europa wird — nun, dafür werden schon die Rasseneigentümlichkeiten und eine fünftausendjährige Geschichte automatisch sorgen.

Man täusche sich auch nicht über die vermeintliche Schwäche und Zerfahrenheit der Chunchusenbewegung: sie ist weit stärker und einheitlicher, als man es gemeiniglich annimmt. Der ausgebrochene russisch-japanische Krieg hat diese Bewegung nur eingedämmt oder, noch richtiger gesagt, die nationalistisch-politische Seite deutlicher zur Erscheinung gebracht und dagegen die wirtschaftlich-innerpolitische bis auf weiteres etwas abfärben lassen. Für den Chunchusen ist der Japaner ein ebensowenig willkommener Gast wie der Russe; da er aber für einen dieser beiden sich entscheiden mußte, so hat er sich schließlich etwas mehr dem ersteren genähert, der ihm mehr freiheitliebend zu sein scheint und ihm überdies die Rückgabe der Mandschurei in Aussicht stellt. Es steht für mich ganz außer Zweifel, daß nach Beendigung des Krieges die Chunchusenbewegung sich erst recht ausbreiten wird, namentlich wenn die ganze Mandschurei — was allerdings wenig wahrscheinlich ist — wieder an China ausgeantwortet werden sollte. Dann aber wehe Kwang-süs Majestät und den beknopften Mandarinen, diesen eigentlichen Feinden des Chunchusen!

Das Chunchusentum steckt vorerst noch in den Kinderschuhen, aber diese Bewegung und ihre jetzigen Führer werden eine große und — man sage, was man wolle — auch eine schöne Rolle in der

spätern Geschichte Chinas spielen. Europas kurzsichtige Politik wirft allerdings Boxer, Chunchusen und Straßenräuber in einen Topf, aber wenn die europäischen Diplomaten in Ostasien ihr „Material“ etwas weniger in den Salons, „Yamyns“ und auf der Pekinger Rennbahn und dafür etwas mehr in den Volkshütten schöpften, so würden sie finden, daß man mit den Chunchusenführern nicht nur zu rechnen hat, sondern sich mit ihnen auch befreunden kann. Nicht wahr, ein arges Ketzerwort? Aber wie oft ist schon der böse Ketzer von heute tags darauf zum anerkannten Weisen geworden; es kommt nur darauf an, ob man Augen hat, um zu sehen, und Ohren, um zu hören. Und unsere beeideten Diplomaten waren noch stets recht minderwertige Propheten, weit minderwertiger als mancher Zeilenschreiber, der seinen Beruf verfehlt.

Unter den Führern der Chunchusen tun sich namentlich die Mandschuren Tu-li-san, Tai-beng, Tand-di-san und Fa-lin-go hervor. Vom ersten, der die Gegend zwischen Inkou und Tawuang „beherrscht“, behauptet das Volk, er sei kaiserlicher Abkunft und „trage daher um den bloßen Leib eine gelbe Binde“. Die zwei Brüder Tai-beng und Tan-di-san wirken ebenfalls in der Niederung des Liao-ho-Flusses, und zwar nördlich von Tawuang; diese beiden Führer sind es, die den Japanern ihre Dienste angeboten, japanische Offiziere in ihre Reihen aufgenommen haben und gegenwärtig mit ihren Scharen (die, wie ich höre, insgesamt gegen 8000 Mann zählen sollen) im Rücken der Russen die Eisenbahn zu sprengen suchen, die russischen Armeevorräte zerstören u. dgl. m. Tan-di-san war

übrigens eine Zeitlang nicht abgeneigt, den Russen seine Dienste zur Verfügung zu stellen; allein in den Kanzleien des „Namjestnik“ hatte man bekanntlich weit Wichtigeres zu tun, als sich um Anerbieten vom „chunchusischen Räubergesindel“ viel zu bekümmern. Nun, die dummen Japaner scheinen anderer Ansicht gewesen zu sein. Ähnliches widerfuhr auch dem vierten Chunchusenhäuptling Fa-lin-go. Im Monat Mai entsandte er einen Vertrauensmann an das russische Hauptquartier, der den Russen Fa-lin-go's Dienste anbot unter der Bedingung, daß dessen Bruder, den die Russen im Gefängnis von Ssin-min-tin gefangen hielten, seine Freiheit wiedererlange. Nach langem Hin und Her scheiterte endlich die Mission dieses Vertrauensmannes, worauf Fa-lin-go sich sofort den Japanern anschloß, die die Flucht des in Ssin-min-tin Eingekerkerten denn auch pünktlich besorgten. Seitdem halten Fa-lin-go's Banden das vorerst noch russische Ssin-min-tiner Gebiet in einer Art Belagerungszustand und überfallen selbst russische Kosakenpatrouillen. — Der Herr Namjestnik hatte sich wieder einmal als ein „trefflicher Kenner Ostasiens“ erwiesen.

---

23. September (6. Oktober) 1904.

Der Tokioter Berichterstatter des Reuterschen Bureaus hat gestern früh den Telegraphendraht ganz überflüssigerweise in Nahrung gesetzt. In einem längeren Drahtbericht beschreibt er das Dreieck, in dem seiner Ansicht nach die Schlacht um Mukden—Tieling demnächst stattfinden dürfte. Wenn ich sage „überflüssigerweise", so meine ich damit keineswegs, daß ich mit seiner Ansicht etwa nicht einverstanden bin, ganz im Gegenteil: denn fast wörtlich genau dieselbe Beschreibung — selbst bis auf die Bezeichnung „Dreieck" — habe ich vor — — drei Wochen meinem Blatte übermittelt. Da der verehrte Reutersmann in Tokio meine betreffende Skizze noch nicht zu Gesicht bekommen haben kann, muß ich ihn von jedem Vorwurf des Nachempfindens freisprechen; aber, wie wir sehen, hätte er sich selbst seine Arbeit und dem Londoner Baron die kostspieligen Drahtgebühren ersparen können.

Nicht ohne Absicht erzähle ich hier von diesem wirklich sonderbaren Zusammentreffen und setze mich der Gefahr aus, eines recht billigen Eigenlobs geziehen zu werden: eigentümlich wie die Ursache des gegenwärtigen Krieges, eigentümlich wie der bisherige Kriegsverlauf, ist auch die Art und Weise, in der die Kriegsberichterstattung diesmal vor sich

geht. Ich habe schon mehr als einmal Veranlassung genommen, an dieser Stelle über die gänzliche Unzulänglichkeit des Nachrichtenapparates Klage zu führen und darauf hinzuweisen, wie sehr die öffentliche Meinung innerhalb und außerhalb Rußlands hinsichtlich der blutigen Vorgänge in Ostasien irregeführt wird. Während der jüngsten Zeit sind wieder einmal einige Tatsachen zu meiner Kenntnis gelangt, die ich nicht unerwähnt lassen kann, denn sie zeigen uns mit geradezu erschreckender Deutlichkeit die von mir schon so oft gerügten Mängel des Nachrichtendienstes vom Kriegsschauplatz.

Die russische Presse möchte ich diesmal in Schutz nehmen: sie zeigt seit einiger Zeit eine unverkennbare Wendung zum Bessern. Die Zeiten scheinen vorüber zu sein, wo die leitenden russischen Blätter wahre Hexentänze der Selbstverhimmelung aufführten. Sie sind seit Liao-yang recht kleinlaut geworden, und selbst die „Nowoje Wremja" fordert jetzt fast tagtäglich die Zivil- und Militärkreise Rußlands zur Einkehr auf. Die großen Tageszeitungen scheuen nicht mehr davor zurück, in offenen und harten Worten die argen Sünden in der Mandschurei aufzudecken: Herr Ssurowin wettert in seiner „Nowoje Wremja" gegen die Intendantur, die Eisenbahnverwaltung, den sinnlosen Feldbureaukratismus; Herr Nemirowitsch-Dantschenko, der „König" der russischen Kriegsberichterstatter, erzählt über die Kriegsvorgänge Dinge, von denen man sich nur wundern kann, daß die russische Feldzensur sie ohne Anstand durchläßt; mehrere andere Berichterstatter, wie die Herren Garin, Nand, Ladischenski u. a. m., lassen in ihren

Meldungen ebenfalls an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Kurzum, die führende russische Presse bessert sich zusehends, wird von Tag zu Tag mehr ernst, mehr wahrheitsliebend. Ich wollte, ich könnte von manchen nichtrussischen Blättern, d. h. deren Kriegsberichterstattern, das Gleiche behaupten. Freilich, wenn Zeitungen wie der „New York Herald" in mehr als zudringlicher Weise für die Russen in der Mandschurei die Reklametrommel rühren, so kann uns dies kalt lassen: man weiß nie, was Mr. Gordon-Benett veranlaßt, einen und denselben Gegenstand heute unter den heiligsten Schwüren als schwarz und morgen mit der gleichen Heftigkeit als weiß in seinem Blatte zu bezeichnen. Weit schlimmer ist es aber, wenn der Kriegsberichterstatter eines ernst sein wollenden deutschen Blattes — der Name tut nichts zur Sache — mit einer geradezu bewundernswerten Beharrlichkeit in seinen Meldungen und Aufsätzen russischer als der Russe erscheinen will und sich nicht einmal dadurch kurieren läßt, daß seine rosigsten Voraussagungen regelmäßig in das Gegenteil umschlagen. Jammerschade, daß der genannte Berichterstatter der russischen Sprache nicht mächtig ist: er würde sonst hören, daß man selbst in russischen Offizierkreisen über seine unentwegte Hurrastimmung nachgerade verblüfft ist. Ich wage der unmaßgeblichen Ansicht zu sein, daß es nicht Aufgabe einer deutschen Zeitung sein kann, ihre Russenliebe dadurch zu bekunden, daß man die Fehler des Freundes sorgsam vertuscht oder sie gar als treffliche Eigenschaften hinstellt. Das Ansehen der ernsten deutschen Presse in Rußland wird dadurch wahrlich nicht gehoben und dasjenige der deutschen

Kriegsberichterstatter sowie deren Fachkenntnisse noch viel weniger.

Ich sagte soeben, die russische Presse bekunde seit einiger Zeit eine erfreuliche Wendung zum Bessern. Das bezieht sich jedoch nur auf deren Kriegsberichterstatter, sowie auf die Stellungnahme seitens der Schriftleitungen selbst. Leider treiben in diesen Zeitungen viel zu viele „wilde" Mitarbeiter ihr Unwesen, deren gesellschaftliche Stellung die Redaktionen zwingt, ihnen ohne weiteres ihre Spalten zu öffnen. Das Köstlichste haben vor einigen Tagen zwei ehrsame Universitätsprofessoren geliefert, die soeben vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt sind: die Chirurgen Pawlow aus Petersburg und Golowin aus Moskau. Herr Pawlow erklärt nämlich in der „Nowoje Wremja" schwarz auf weiß wörtlich: „Ich bescheinige, daß in unserer Feldarmee die Ruhr weder geherrscht hat noch herrscht." Herr Golowin dagegen erzählt in der „Russischen Telegraphenagentur" von „Typhus und Dysenteriefällen" in der russischen Feldarmee. Wem sollen wir nun glauben? — Nicht minder köstlich sind die Ansichten des Generals Welitschko, die jetzt ebenfalls durch die genannte Telegraphenagentur verbreitet werden. General Welitschko soll ein ganz vorzüglicher Festungsbauer sein — die von ihm aufgeführten Liao-yanger Befestigungen haben bei Freund und Feind ungeteilten Beifall gefunden —; man kann aber ein trefflicher Kriegsingenieur und dabei doch ein herzlich schlechter Kriegskenner sein. Herr Welitschko ist nämlich der Ansicht, die Russen seien bei Liao-yang — — Sieger gewesen und daß (wörtlich!) „nur ein unglücklicher Zufall, die Umgehung seitens Kuroki, Kuropatkin verhindert habe,

die Früchte seines Sieges einzuheimsen". Stimmt auffallend! So wissen wir auch beispielsweise, daß die Franzosen bei Sedan den Sieg davongetragen, und daß ebenfalls „nur ein unglücklicher Zufall", nämlich die eiserne Umklammerung seitens der Deutschen, sie verhindert hat, die Früchte des Sieges einzuheimsen. Den ganzen bisherigen Verlauf des Krieges charakterisiert der brave Kriegsingenieur durch folgenden wörtlichen Ausspruch, der historisch zu werden verdient: „Die Russen ziehen sich überall zurück, schlagen aber überall den Japaner!" Mein berliner Herr Kollege mit der rosigen Brille, von dem ich oben gesprochen, wird Herrn Welitschko recht gram sein: dieser ist ihm noch „über".

Der traurige Krieg bietet uns überhaupt lustige Seiten in Hülle und Fülle. Zu den Spaßmachern gehört u. a. auch der Berichterstatter des „Reuterschen Bureaus", der den argen Fehler begeht, heute völlig zu vergessen, worüber er gestern telegraphiert hat und dadurch in überaus komische Widersprüche gerät. Am 17. (30.) September telegraphiert er aus Mukden, die drei Armeen Kuroki, Nodzu und Oku beständen aus 139 Bataillonen, 51 Eskadrons und 470 Geschützen; fünf Tage darauf beziffert er den Bestand auf 108 Bataillone, 49 Eskadrons und 614 Geschütze. Mit andren Worten: die Japaner hätten bei Liao-yang in fünf Tagen die Kleinigkeit von rund 30000 Mann eingebüßt, dafür aber einen — — Zuwachs von 144 Geschützen erhalten. Die Einzelheiten dieser Aufstellung sind noch origineller: so hatte Kuroki am 17. (30.) September angeblich 35 Bataillone und 108 Geschütze — fünf Tage darauf aber nur noch 16 Bataillone,

dafür aber 278 Geschütze; er verlor demnach etwa 18000 Mann und gewann 170 Geschütze. So schreibt „Reuter" Kriegsgeschichte.

Trockene Ziffern sprechen überhaupt gar manchmal eine beredete Sprache; man muß sie nur zu finden und zu deuten wissen, was allerdings nicht jedermanns Sache ist. Sehr interessante Zahlen sind mir gestern freundlichst zur Verfügung gestellt worden: es handelt sich um die Anzahl der Worte, die auf dem Wege von der Mandschurei nach Petersburg und zurück während der jüngsten sechs Monate die Telegraphenstation von Irkutsk passierten. Die Zahlen haben insofern einen nur bedingten Wert, als zwischen Port Arthur, Mukden und Harbin einerseits und der russischen Hauptstadt andrerseits auch direkte Leitungen vorhanden waren und noch sind, die auf der Irkutsker Station nicht umgeschaltet werden. Die Ziffern, die ich im Nachfolgenden gebe, dürften somit in Wirklichkeit weit höher gewesen sein, sind aber auch an sich bemerkenswert genug. Vom russischen Hauptquartier sind während dieses Halbjahres genau 432744 Worte an den Zaren und weit über eine halbe Million Worte an die Zentralbehörden — hauptsächlich wohl an den Petersburger Generalstab — über Irkutsk telegraphiert worden, d. h. rund 2400 bzw. 3150 Worte täglich. Nimmt man die obenerwähnten direkten Leitungen hinzu, so kann man ruhig behaupten, daß Kuropatkin im Durchschnitt wenigstens 3000 Worte täglich an den Zaren abgesandt hat; zählt man aber andererseits all die Worte zusammen, die während der jüngsten sechs Monate als „Alleruntertänigste Berichte" des russischen Oberbefehlshabers der Öffentlichkeit über-

geben worden sind, so ergibt sich ein Tagesdurchschnitt von höchstens dreißig Worten. Niemand kann billigerweise verlangen, daß sämtliche Berichte Kuropatkins an den Zaren ausnahmslos und ohne weiteres veröffentlicht werden; aber daß nur der hundertste Teil davon veröffentlicht worden ist, muß man als schlechterdings unerhört bezeichnen. Denn wie die Berichterstattung vom Kriegsschauplatz nun einmal liegt, waren die Meldungen Kuropatkins dazu angetan, wenigstens etwas Licht in die mandschurischen Wirrnisse zu bringen, und das russische Volk — ich spreche hier schon gar nicht vom Auslande —, das Zehntausende seiner Söhne und ungezählte Millionen an Geld opfert, hat wirklich das Recht, wenigstens einen Teil der Wahrheit zu erfahren. Das Beschönigen und Vertuschen hat sich noch immer schließlich bitter gerächt.

---

25. September (8. Oktober) 1904.

In Gegenwart des aus St. Petersburg herbeigeeilten rührigen Verkehrsministers, des Fürsten Chilkow, wurde soeben die Eisenbahnlinie längs des Süduferѕ des Baikalsees amtlich für eröffnet erklärt. Nach dem üblichen Gottesdienst wurde der übliche Sektbecher geschwungen, worauf der übliche Probezug abgelassen wurde, der bei einer entwickelten Geschwindigkeit von etwa zehn Kilometern die Stunde die üblichen Entgleisungen — diesmal vier Stück auf einer Strecke von rund 80 km — erlebte. Kurzum, alles verlief in der schönsten Ordnung.

Die unter so verheißungsvollen Umständen eröffnete Eisenbahnstrecke ist aufs engste mit den kriegerischen Vorgängen in der Mandschurei verknüpft. Wie bekannt, hatte die transsibirische Eisenbahnlinie bisher ein höchst unangenehmes Vacuum: den Baikalsee. Am Westufer dieses in seiner engsten Stelle immerhin noch etwa 50 km breiten Sees hörte bisher die Eisenbahn auf; Passagiere und Güter mußten von hier aus im Sommer auf Dampfern, im Winter auf Schlitten den See durchqueren, um dann am Ostufer wieder die bereitstehenden Eisenbahnzüge zu besteigen. Die Entsendung der russischen Truppen nach dem ostasiatischen Kriegsschauplatz erlitt durch dieses Umsteigen

— die Bataillone legten im vorigen Winter die Seestrecke bei Frösten bis zu 40° zu Fuß zurück — eine ganz bedeutende Verzögerung: im Durchschnitt verlor ein Armeekorps dadurch mindestes zehn bis vierzehn Tage. Und so lag es im Interesse einer schleunigen Truppenversendung, die schon vor Jahren begonnene Eisenbahn, die das Südufer des Baikalsees umkreisen und dadurch den Westen mit dem Osten verbinden sollte, schnellstens fertigzustellen. Es begann daher ein wahrer Wolkenbruch von Erlassen, dringenden Befehlen, Geldverheißungen und Ordensversprechungen. Wie es in Rußland die Überlieferung nun einmal verlangt, baut die Regierung ihre neuen Eisenbahnen nicht selber, sondern vergibt den Bau an einen sehr großen Juden, der seinerseits einzelne Strecken an einzelne kleinere Juden vergibt; diese parzellieren ihre Strecken wiederum und vergeben die einzelnen Parzellen an noch kleinere Juden. So geschah es auch bei und mit dem Bau der Baikalbahn, der durch diese originelle Verteilung — selbstverständlich! — sehr verbilligt wurde. Die ursprüngliche Aufstellung hatte die Baukosten auf etwa 120000 Mk. für jede Werst beziffert — gewiß eine anständige Summe, selbst wenn man das gebirgige Terrain in Betracht zieht. Etwas später hieß es, die Herstellung werde um einiges teurer zu stehen kommen: etwa 200000 Mk. für die Werst. Von da ab regnete es ordentlich an Teuerungszulagen: 250, 300, 350, 400000 Mk., und schließlich wurde mir im Februar d. J., als ich den Baikalsee auf dem Wege nach der Mandschurei durchquerte, von der Bauleitung der Eisenbahn erklärt, die Uferstraße werde genau 219777 Rubel für jede Werst bean-

spruchen — also rund 470000 Mk. pro km! Aber den Herren Ober-, Mittel- und Unterbaujuden scheint auch diese geradezu wahnsinnige Summe noch viel zu gering gewesen zu sein. Und da inzwischen von Petersburg und Mukden aus tagtäglich auf Beschleunigung des Baues gedrängt wurde, benutzte man diese treffliche Gelegenheit, um weitere Zulagen und Prämien herauszuschlagen: man geht nicht fehl, wenn man jetzt annimmt, daß jede Werst der Baikalbahn bis heute mindestens 600000 Mk. an Baukosten verschlungen hat. Westeuropäische Fachleute werden, wenn sie diese Ziffer erfahren, die Hände über dem Kopf zusammenschlagen; aber im Lande des Zaren ist nun einmal selbst das Unmöglichste möglich, und vollends im weiten Sibirien sind „Potemkinsche Dörfer" seit jeher äußerst beliebt gewesen.

Ein „Potemkinsches Dorf", ein aufgeputztes Nichts, ein Raubepos ist auch die ganze Baikalbahn, die jetzt angeblich „eröffnet" worden sein soll. Eine geradezu klassische „Eröffnung" einer neuen Eisenbahn! Der erste Probezug, aus drei bekränzten Wagen und einer Miniaturlokomotive bestehend, bewegt sich mit einer Schneckengeschwindigkeit und entgleist viermal hintereinander, und während der Verkehrsminister in seiner Rede die Bahn „dem Verkehr übergibt" und dienstbare Telegraphenagenturen diese Tatsache mit Windeseile durch die ganze Welt verbreiten, wird am selben Tage vom selben Minister mit einem Irkutsker Unternehmer ein Vertrag abgeschlossen, der die Überführung der Truppen über den Baikalsee auf — — Schlitten während des bevorstehenden

Winters zum Gegenstande hat! Ich weiß recht wohl, daß, indem ich hier diese schier unglaubliche Tatsache erzähle, ich fast zuviel Glaubwürdigkeit für mich beanspruche; und so sei hier ausdrücklich festgestellt, daß dieser wahrhaft tragikomische Vertrag mit einem Herrn Kusnez abgeschlossen worden und vom 22. September alten Stils datiert ist.

Ich habe es mir nicht nehmen lassen, die Baikalbahn kurz vor ihrer „Eröffnung" ihrer fast ganzen Länge nach zu besichtigen, und, ohne Fachmann zu sein, bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß diese Eisenbahnstrecke, wie sie heute daliegt, auf die Dauer schlechterdings unbefahrbar ist. Daß der größte Teil dieser Strecke noch weder Stationsgebäude, noch Weichen, noch Signale aufweist, sei nur nebenbei bemerkt. Die Trace — man verzeihe mir die fachlichen Fremdworte! — ist noch so gut wie gar nicht ballastiert; die Schienen sind von der bekannten spielzeugartig leichten Form, wie sie das Gleise der ganzen sibirischen Bahn aufweist; die Dämme sind kaum ausgeglichen und so wenig befestigt, daß schon jetzt ein großer Teil abgerutscht ist; die zahllosen Hügeleinschnitte sind vom Verkehrsminister selbst als „miserabel" bezeichnet worden; die Schwellen sollen schon beim Legen vielfach angefault gewesen sein, wovon ich mich an einzelnen Stellen selbst überzeugen konnte; die Sprengarbeiten sind so schlecht ausgeführt worden, daß gewaltige Felsenstücke über der Eisenbahnlinie hängen und jeden Augenblick niederzufallen, d. h. die gerade vorbeifahrenden Züge zu zerschmettern drohen; ein großer Teil der Strecke zieht sich dem Seeufer entlang, und schon

jetzt hat der unruhige, alljährlich mehrmals von leichten Erdbeben heimgesuchte Baikal die seichten Dämme mit dem darauf liegenden Gleise stellenweise in seine Wellen gerissen.

So stellt sich uns gegenwärtig die soeben „eröffnete" Baikalbahn dar, dieses „Wunder der Baukunst", wie sie von liebedienerischen Zeilenschreibern bezeichnet worden ist. Um 150 Millionen Mark hat man eine eingleisige Strecke von nicht ganz 250 km hergestellt, die tatsächlich von neuem gebaut werden muß, wenn sie Ostsibirien mit der Mandschurei wirklich verbinden soll. Ich höre denn auch, daß man von der Regierung bereits weitere 60 Millionen Mark erbitten will, um diese Strecke zu — reparieren, bevor noch der erste Eisenbahnzug glücklich über diese Strecke gelangt ist! Die Herren Baujuden und Ingenieure denken dabei wohl an die westsibirische Bahnstrecke, deren „Reparatur" wenige Monate nach der Fertigstellung ebenfalls auf die Kleinigkeit von 200 Millionen Mark (genau 194320000 Rubel) zu stehen gekommen ist, von der mandschurischen Bahn schon gar nicht zu sprechen: der Bau dieser Eisenbahn, die zum großen Teil durch Flachland läuft, beanspruchte rund 220000 Mk. für jede Werft, und die „Reparaturen" haben bis jetzt rund 200 Millionen Mark verschlungen. Man sieht, der Eisenbahnbau nährt noch immer seinen Mann in Rußland.

Daß unter derlei Umständen die Baikalbahn für die Versendung der russischen Truppen nach dem ostasiatischen Kriegsschauplatz vorerst nur wenig in Betracht kommt, versteht sich ohne weiteres. Nach wie vor wird der „graue Märtyrer", der russische Soldat, unter arktischen Fröſten

den Baikalsee zu Fuß passieren müssen; nach wie vor wird ein russisches Armeekorps tropfenweise, kaum 1000 Mann für den Tag, in die Kuropatkinsche Armee fließen können. „Potemkinsche Dörfer" präsentieren sich ja aus der Ferne außerordentlich hübsch und geben manchem leichtgläubigen Kriegsberichterstatter ja recht netten Stoff für die Umsetzung seiner Russenbegeisterung in Druckerschwärze. Aber derlei „Dörfer" sind leider nicht haltbar, und wenn man sie etwas näher und genauer besieht, findet man sofort, daß man es eben nur mit kundig aufgestellten Kulissen zu tun hat. Die bejubelte Baikalbahn ist vorerst ebenfalls nur Kulisse — weiter nichts.

---

27. September (10. Oktober) 1904.

Vor mehreren Wochen hatte ich an dieser Stelle mich dahin ausgesprochen, daß General Kuropatkin „etwa gegen Anfang Oktober russischen Stils seine gesamte Feldarmee vereinigt haben wird". Und heute, drei Tage vor diesem „Anfang Oktober russischen Stils", erklärt der russische Oberbefehlshaber in einem soeben bekannt gewordenen Armeebefehl, „die Stärke seiner Armee sei nunmehr hinreichend, um ihm ein Vorgehen zu ermöglichen". Die von mir damals berechnete Konzentration hat sich somit fast mathematisch genau in der von mir vorausgesagten Weise vollzogen.

Freilich, als ich damals von dem voraussichtlichen Zeitpunkt der russischen Armeekonzentration sprach, wollte ich damit keineswegs sagen, daß Kuropatkin just an diesem Tage auch sofort die Offensive ergreifen wird. Ja, ich gehe noch weiter: ich wage der unmaßgeblichen Ansicht zu sein, daß der russische Höchstkommandierende nicht nur nicht Ende Juli — wo ich meine angedeutete Aufstellung gab —, sondern nicht einmal einen Monat darauf den Zeitpunkt schon für gekommen erachtet hatte, um die Initiative zu ergreifen, d. h. seinerseits gegen Oyama vorzugehen. Die verlorene Schlacht bei Liao-yang — denn trotz allen Sophistereien und Wortklaubereien ist diese Schlacht

als eine arge russische Schlappe zu bezeichnen —, ferner die darauf gewissermaßen als eine Quittung erfolgte Ernennung Griepenbergs zum Befehlshaber der zweiten Armee, und höchst wahrscheinlich auch ein dahingehender direkter Befehl aus St. Petersburg dürften Kuropatkin gegen seinen Willen veranlaßt haben, seinen bisherigen Kriegsplan völlig aufzugeben und sich von einer weiteren Rückzugspolitik nunmehr loszusagen. Daß man an der Newa mit den bisherigen Kriegsresultaten außerordentlich unzufrieden ist, unterliegt gar keinem Zweifel. Denn erstens einmal hat man selbst in Rußland mit der öffentlichen Meinung zu rechnen, und das russische Volk, bei dem der mandschurische Feldzug vom Anbeginn an äußerst unpopulär war, hat die unaufhörlichen Rückzüge Kuropatkins nicht ganz zu Unrecht als ebenso unaufhörliche Niederlagen eingeschätzt, und das konnte, ja mußte auf die Dauer gefährlich werden; hörte man doch schon aus jedem Offiziers- und Soldatenmunde die stereotype grimmige Phrase: „Nass bjut i bjut!“ (Man schlägt und schlägt uns immer wieder!) was den Armeegeist nicht heben und am Ende auch zu innerpolitischen Unannehmlichkeiten führen konnte. Zweitens aber hatte General Kuropatkin von vornherein mit einer ihm und seinem Kriegsplan feindlichen Strömung zu kämpfen, deren Wortführer sowohl im Petersburger Generalstab als in gewissen Petersburger Hofkreisen zu suchen sind. Die lange Reihe der Kuropatkinschen Mißerfolge in der Mandschurei hat seine Petersburger Widersacher natürlicherweise bedeutend gekräftigt und ihren Stimmen ein noch größeres Gewicht verliehen. Ihrem Einfluß war

es in erster Reihe zuzuschreiben, daß schon Anfang Mai aus Petersburg der strikte Befehl nach Liao-yang ergangen war, Port Arthur zu entsetzen; nur höchst widerwillig leistete damals Kuropatkin diesem Befehl Folge — und General Stackelberg erlitt denn auch die böse Niederlage bei Wafangou. Derselbe unverantwortliche Einfluß wird wohl nunmehr dem russischen Oberbefehlshaber, abermals gegen dessen Willen, vorgeschrieben haben, die Offensive zu ergreifen und „die Brüder in Port Arthur zu befreien“ — mit welchem Erfolg, wird uns die nächste Zukunft lehren.

Wir haben also mit der Tatsache zu rechnen, daß Kuropatkin von jetzt ab gewillt — oder gezwungen — ist, die Initiative zu ergreifen, daß mit anderen Worten die Russen sich amtlich für geschlagen erklären würden, sollten sie sich etwa vom Scha-ho nordwärts zurückziehen. Denn konnte bisher Kuropatkin sein jedesmaliges Zurückweichen als gewollt, vorgesehen und in seinem Kriegsplan liegend bezeichnen, so wird dies von jetzt ab, nun er selbst das Vorgehen anbefiehlt, nicht mehr gut angehen. Insofern bringt demnach sein jüngster Armeebefehl eine dankenswerte Klarheit: man wird von nun ab den leidigen Streit über das Wollen oder Müssen nach jeder abgebrochenen oder verlorenen Schlacht endlich ruhen lassen können. Eine andere Frage ist es aber, ob der russische Oberbefehlshaber nun wirklich in der Lage ist, die Offensive zu ergreifen. Werfen wir noch einmal einen knappen Überblick über die gegenwärtige Zahlstärke der beiden gegnerischen Armeen.

Die Sollstärke der russischen Feldarmee zum Oktoberanfang habe ich bereits vor mehreren

Wochen an dieser Stelle ausgerechnet, und seitdem ist nichts geschehen, was meine damalige Berechnung hätte nach der einen oder andern Seite hin beeinflussen können, denn die inzwischen in Odessa und Kischinew mobilisierten zwei Korps werden noch Monate brauchen, ehe sie den Boden der Mandschurei erreichen, beziehungsweise zur eigentlichen Feldarmee stoßen. Nach meiner damaligen Berechnung sollte Kuropatkin Anfang Oktober insgesamt 19 Infanterie-, 6 Kavalleriedivisionen und 110 Batterien den Japanern gegenüberstellen können, d. h. rund 266000 Bajonette und 30000 Säbel. Seit jener Berechnung ist die mehrtägige blutige Schlacht bei Liao-yang erfolgt, die den Russen an Toten, Verwundeten und Maroden, billig berechnet, 35000 Mann gekostet hat. Zieht man diese Zahl sowie den natürlichen Abgang während zweier Monate (Kranke u. dgl.) ab, so verfügt General Kuropatkin gegenwärtig über eine Gesamtmacht von nicht über 250000 Mann.

Der Truppenzahl nach sind ihm die Japaner nach wie vor gewißlich überlegen. Lassen wir die Port Arthur belagernden drei Divisionen beiseite, so hat Marschall Oyama zur Zeit nicht weniger als 29 Divisionen unter seinem Oberbefehl, und zwar die 12 Stammdivisionen*), ferner 11 Reserve-**) und 6 Territorialdivisionen***) — alles in

---

*) Garde, II., III., IV., V., VI., VII., VIII., X., XII., XIII. und XIV. Die Divisionen I., IX. und XI. befinden sich vor Port Arthur.

**) Aus den ursprünglichen Reservebrigaden haben sich nach und nach Reservedivisionen entwickelt, die ihrer Stärke nach derjenigen der Stammdivisionen allerdings nachstehen.

***) Davon drei Divisionen wahrscheinlich in der Armee

allem rund 360000 Mann und weit über 1000 Geschütze. Allerdings hat die japanische Feldarmee bei Liao-yang eine Einbuße erlitten, die nicht viel geringer als diejenige der Russen gewesen sein dürfte; aber während Kuropatkin die bei Liao-yang und Yantai in seine Bataillone eingerissenen argen Lücken bis heute nicht auszufüllen vermochte, dürfte dies den Japanern bereits gelungen sein: seit Monatsfrist sind bereits große Teile der in Japan verbliebenen restlichen sechs Territorialdivisionen auf dem Wege nach der Mandschurei, die wohl dazu bestimmt sind, die genannten Lücken in Oyamas Reihen auszufüllen, und bei den bequemen Verbindungslinien, die die Japaner in ihrem Rücken besitzen, wird dies zweifellos sehr rasch vor sich gegangen sein.

Mit seinen 250000 Mann und 800 Geschützen gedenkt nun General Kuropatkin sich auf Oyamas 360000 Mann und 1000 Geschütze zu werfen. Bei seinem Vorgehn wird es sich in erster Reihe darum handeln, Liao-yang, diesen Schlüssel zur südlichen Mandschurei, den Japanern wieder abzunehmen. Allerdings gibt es für Kuropatkin noch einen zweiten Ausweg: er kann Liao-yang vorerst im Besitze der Japaner lassen und sich von Mukden aus direkt nach dem Osten oder Südosten wenden, nämlich die Gebirgspässe von Daling überschreiten und, nachdem er etwa bei Siao-syr den Taidzy-ho passiert, Saimadzy zu erreichen und somit dem äußersten rechten Flügel der Japaner (Kuroki) in den Rücken zu fallen versuchen. Zweifellos hat ein derartiger Plan etwas Be-

---

Oku, zwei in der Armee Kuroki und eine in der Armee Nodzu.

strickendes an sich: der Weg Siao-syr—Saimadzy führt in einer südlichen Fortsetzung nach Fyn-chuan-tschen und somit nach Korea; einmal im Besitze dieser Linie, würde Kuropatkin in der Lage sein, den Japanern den wichtigsten Rückzugsweg abzuschneiden. Dieser Ansicht und Hoffnung scheint man denn auch im russischen Hauptquartier eine Zeitlang gewesen zu sein, aber schließlich den Plan aufgegeben zu haben. Und das mit Recht, denn schon ganz abgesehen davon, daß die Linie Mukden—Daling—Siao-syr—Saimadzy ein fast ununterbrochenes Gebirgsland darstellt, würde Oyama in dieser Gegend den vorgehenden Russen wohl kaum einen ernsten Widerstand entgegenstellen, sondern sich mit seinen Hauptkräften auf die von Kuropatkin entblößte Linie Mukden—Tieling werfen, und Kuropatkin geräte dadurch in eine wahre Mausefalle. Wenn wir daher vernehmen, daß größere Teile der russischen Kavallerie östlich von Bensichu am Norduser des Taidzy-ho gesehen worden sind, und daß gleichzeitig russischerseits versucht worden war, sich des Dalingpasses zu bemächtigen, so kann es sich in beiden Fällen lediglich um eine Demonstration gehandelt haben, um Oyamas Aufmerksamkeit von der eigentlichen Vorwärtsbewegung der Russen abzulenken. Diese wird aber nur südwärts vorgenommen werden können, mit der Rückeroberung von Liao-yang als vorläufiges Endziel.

Allerdings wird General Kuropatkin in diesem Falle seine ohnehin nicht allzustarke Truppenmacht zersplittern müssen; er wird den drei japanischen Armeen ebenso viele Kolonnen entgegenwerfen müssen. Den direkten Weg vom Scha-ho auf

Liao-yang über Yantai beherrscht gegenwärtig Nodzu mit etwa 90000 Mann und über 300 Geschützen; östlich von Nodzu, längs des Taidzy-ho, breitet sich strahlenförmig die Kurokische Armee aus in einer Stärke von nicht weniger als 150000 Mann und etwa 375 Geschützen. Diese beiden Armeen allein sind der Zahl nach fast ebenso stark wie die gesamte Truppenmacht Kuropatkins und haben noch die weiteren beiden Vorzüge, daß sie erstens einmal in diesem Falle die angegriffene Partei bilden würden und zweitens eine lange befestigte Linie besetzt halten. Nun liegt aber noch im Westen die Armee Okus in einer Stärke von 125000 Mann mit 360 Geschützen. Täuscht mich nicht alles, so wird gerade diese Westarmee beim Vorgehen Kuropatkins die wichtigste, ja vielleicht ausschlaggebende Rolle spielen, just wie sie bisher die Ostarmee Kurokis gespielt hat. Oku wird es nämlich in diesem Falle vorbehalten bleiben, kühne Umgehungen vorzunehmen, um schließlich im Rücken der Russen zu erscheinen, d. h. diese vom Norden abzuschneiden. Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß der linke Flügel der Okuschen Armee schon in der allernächsten Zeit vor Ssin-min-tin erscheinen wird, und was dieser Punkt sowohl für die Russen als für die Japaner bedeutet, habe ich an dieser Stelle schon des öfteren dargelegt. Kuropatkin wird daher nicht umhin können, eine starke Truppenmacht am rechten Ufer des Hun-ho zurückzulassen, wenn nicht gar gleichzeitig mit seinem Vorgehen gegen Kuroki und Nodzu sich auch Oku entgegenzuwerfen. Kurzum, er müßte einen Angriff wagen gegen eine halbkreisartige Front, die sich von Ssin-min-tin im Westen bis

Siao-syr im Osten ausdehnt und ihrer Länge nach eine Linie von etwa 200 km ausmacht. Wie Kuropatkin diese gewaltige Strecke mit seinen wenigen 250000 Mann beherrschen will, bleibt für mich vorerst unerfindlich.

Bisher konnte der russische Oberbefehlshaber die Minderzahl seiner Truppenmacht bis zu einem gewissen Grade dadurch ausgleichen, daß er einerseits stets der Angegriffene war und andererseits seine ganze Armee konzentriert halten konnte. Nun geht er selbst zum Angriff vor — und einer altbewährten taktischen Regel nach muß der Attackierende stets der zahlenmäßig weit Stärkere sein — und will überdies seine bis dahin vereinigte Armee auflösen, sie auf einer 200 km langen Front sich zersplittern lassen. Ich halte den General Kuropatkin für einen viel zu vorsichtigen Feldherrn, als daß ich annehmen könnte, er habe diesen Plan, der für seine ganze Armee, für den ganzen Feldzug verhängnisvoll werden kann, aus dem Urinnersten seiner eigenen Überzeugung geschöpft. Ich fürchte, daß der Petersburger Telegraphendraht hier wesentlich mitgewirkt hat.

---

30. September (13. Oktober) 1904.

Am zweiten Tage der Schlacht bei Liao-yang, unter dem sinnverwirrenden Donner der Okuschen Geschütze sind die Worte niedergeschrieben worden, die ich im nachfolgenden in getreuer Uebersetzung wiedergebe. Es ist dies ein „menschliches Dokument" im vollen Sinne dieses Begriffes: ein tapferer russischer Artillerieoffizier hat die Zeilen geschrieben unter der unmittelbarsten Einwirkung des grauenerregenden Augenblicks, und all das Traurige, Bittere und Niederdrückende, was dem Schreiber bei Abfassen seiner Klage vorgeschwebt, mochte damals vielen Hunderten von russischen Offizieren das Blut in Wallung gebracht haben. Seine Zeilen atmen die ehrlichste Wahrheit; sie verdienen es, daß sie der Vergessenheit nicht anheimfallen. Vielleicht lernt der Leser aus ihnen verstehen, warum der Sieg den Russen bisher ferngeblieben ist. Hier der Brief des braven Offiziers:

„— — — — — — Am späten Nachmittage wurde unsere Lage nachgerade unhaltbar: drei feindliche Batterien beschossen unsere Flanke und unsere Rückendeckung. Im wilden Galopp sprenge ich an die zweite Transbaikalische Batterie heran. Die Batterieoffiziere sitzen ganz gemütlich im Grase vor dem Theegeschirr.

‚Ein Gläschen Thee gefällig?'

‚Um Himmels willen, wie können Sie jetzt nur Thee trinken?!‘ Der Feind vernichtet uns ja! Zwei japanische Batterien stehen hier unten, kaum drei Werst von hier. Lassen Sie Feuer geben!‘

Alles blickt verdrießlich auf den Störenfried. Einer der theetrinkenden Offiziere reicht mir einen Zettel. Himmel, was lese ich da! Einen Stabsbefehl, sofort mit dem Feuern zu beginnen; die Lage der feindlichen Batterien ist auf dem Zettel genauest angegeben . . . Und dennoch trinkt alles seelenvergnügt seinen Thee!

‚Bevor wir unsere Stellung decouvrieren, trinken wir lieber noch ein paar Gläschen Thee. Es stirbt sich dann viel leichter,‘ meint ein Kamerad von der Tafelrunde, und alles lacht.

Ich fühlte mich hier wirklich überflüssig und trabte mit schwerem Herzen von dannen. Erst eine halbe Stunde später gab diese gemütliche Batterie ihren ersten Schuß ab. Und wie wurde geschossen! Die Richtung wurde von einem — Kanonier korrigiert, der auf dem Dache einer daneben befindlichen Chinesenhütte stand. In seiner Rechten hielt er einen Bambusstock mit einem daran befestigten Fetzen eines unsauberen Fußlappens — dieser Kanonier und dieser Signalfetzen gaben Ziel und Richtung der ganzen Batterie! Vor Scham und Aerger wollte ich schier vergehen, und ein noch bittereres Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich daran dachte, wie es unserer prächtigen 21. Transbaikalbatterie tags zuvor ergangen war.

Diese liebe Batterie und dieser prächtige Batteriechef Filimonow — ‚Großväterchen Filimonow‘, wie wir ihn alle nennen. Gestern, am 17. (30.) August, hatte diese Batterie den Süden der Eisen=

bahnlinie zu bestreichen; Oberst Filimonow, seit Wochen krank, hatte für diesen Tag das Lazarett verlassen, um persönlich seine Batterie ins Feuer zu führen. Da er zu schwach war, um zu stehen, geschweige denn, um das Pferd zu besteigen, so saß er da auf einem Stein zwischen den Geschützen; neben ihm standen Hauptmann Kislitski, einer unserer besten Artillerieoffiziere, und ich. Schon konnte man die aufmarschierenden Japaner mit unbewaffnetem Auge sehen. Filimonow gibt dem Kapitän Kislitski einen Wink.

‚Distanz 50! Feuer!'

Ein Knall — noch einer, und zwei Schrapnells verschwinden wirkungslos im Gaoljan (Bambusgras).

‚Distanz 49! Feuer!'

Abermals ein Doppelknall — und wieder keine Wirkung. Der Oberst schreit seinem Hauptmann ein paar Worte zu.

‚Distanz 44! Feuer!'

Zum dritten Male verpuffen zwei Geschosse im Gaoljan, die Japaner ziehen ruhig ihres Weges.

‚Distanz 40! Ganze Batterie Feuer!'

Sechsmal donnert es hintereinander, und nur ein Schrapnell platzt hoch oben -- die übrigen fünf verpuffen abermals. Mit blutrotem Gesicht wendet sich das ‚Großväterchen' an mich: ‚Diese verd . . Brennzünder werden mich noch wahnsinnig machen! Meine Batterie hat schon wieder einmal ganze Munitionskasten voll fehlerhafter Brennzünder zugeteilt erhalten! Der T . . . hole Generalstab und Munitionsverwaltung!'

Ich selbst war außer mir: hätten wir nur anständige Brennzünder — ich bin überzeugt, Nodzu hätte eine Regimentsnummer nach einer

halben Stunde aus der Liste seiner Armee streichen müssen. So aber mußte unsere brave Batterie gar bald sich selbst in Sicherheit bringen. Aber die Herren vom Generalstab wollen ja mit solchen ‚Kleinigkeiten', wie Brennzünder u. dgl. nicht rechnen: die ‚dumme Taktik' ist ja für sie überhaupt keine Wissenschaft, höchstens ein notwendiges Uebel, eine höchst unangenehme Störung in ihren ‚hochwissenschaftlichen' strategischen Berechnungen.

Wenn wenigstens diese Berechnungen halbwegs fehlerlos wären! Hier eine kleine Szene, deren Zeuge ich heute früh selber war und die buchstäblich wahr ist, wie ungeheuerlich sie auch klingen mag. Es soll ein wichtiger Befehl an das Korps Slutschewski überbracht werden. ‚Wer von den Herren kennt genau den Weg nach dem 10. Korps?" wendet sich General Kuropatkin an die ihn umringenden Generalstäbler. Verlegenes, minutenlanges Schweigen ringsumher. Endlich meldet sich ein Kapitän (Hauptmann), wird mit der Mission betraut, reitet ab und — — findet das Korps nicht! Mich persönlich hat dieses tragikomische Bildchen allerdings nicht überrascht: hatte doch gestern die gesamte Adjutantur unseres Oberbefehlshabers das Liao-yanger Fort Nr. 4 emsiglich gesucht und schließlich doch nicht gefunden; das unglückselige Fort war plötzlich wie in die Erde gesunken. — — — Da sage noch einer, daß unsere Generalstäbler nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe sind!

Ich sprach oben vom Hauptmann Kislitski, meinem braven Batteriekameraden. Gestern hatte er bei seiner Batterie bis zum letzten Augenblick ausgehalten — und das will wirklich etwas sagen.

Abends sah ich ihn in der Nähe der Eisenbahnstation. Grundgütiger Himmel, wie sah er aus! Wie ein Schwerkranker oder Betrunkener: der Blick getrübt, die Lippen bis aufs Blut zerbissen, die Hände zitternd, die Beine schlotternd — und dabei ist der Hauptmann ein riesenstarker Mann, ein anerkannt tapferer Offizier. Nicht jedermann hält eben unter dem Schrapnellregen der modernen Schlacht aus. Bei Wafangou habe ich selber diese entsetzliche Bleidusche zum ersten Male über mich ergehen lassen müssen und kann darüber ein Wörtchen mitreden. Der eine hält dies eine, der andre zwei, ein dritter vielleicht gar drei Stunden aus — je nach Nervenstärke und Selbstbeherrschung —; dann aber ist es auch um den Kräftigsten geschehen. Wer uns weismachen will, er habe sich an das moderne Artillerieschnellfeuer ‚gewöhnt' und bleibe dabei ‚ruhig', der ist ein arger Schwindler. Am bösen Abend des zweiten Wafangou-Tages saßen wir alle beisammen und bliesen Trübsal. Keiner wollte so recht über das schmerzliche Tagesereignis sprechen. Da sprang unser allgemeiner Liebling, der blutjunge und sonst so übermütige Unterleutnant W., plötzlich auf, blickte uns alle wütend an und rief aus:

‚Wenn mir noch jetzt irgend jemand etwas über die ‚Poesie des Krieges' vorschwefeln sollte, dem schlage ich den Schädel ein! — —'

Dieser Ausruf klang so kindlich und dabei so grundehrlich, daß wir alle in eine Lachsalve ausbrachen, in die schließlich unser armer, ernüchterter Batterieliebling selber mit einstimmte. Aber Gott allein weiß es, unser jugendlicher Kamerad hatte recht: die moderne Schlacht ist jeder, aber auch

jeder Poesie bar, und auch im Punkte der Begriffe ‚tapfer‘ und ‚feig‘ wird man nunmehr eine Umwertung der Werte vornehmen müssen. . . .“

* *
*

Ich konnte mir nicht versagen, das obige Stimmungsbildchen hier in seiner ganzen Schlichtheit und Unmittelbarkeit wiederzugeben. Die amtlichen Berichte Kuropatkins an den Zaren werden ja der Öffentlichkeit völlig vorenthalten, denn die „allerunterthänigsten Meldungen“ des Oberbefehlshabers, die dem Publikum von Zeit zu Zeit geboten werden, sind so umgemodelt und verwässert, daß ihnen auch nicht die geringste Bedeutung beizumessen ist. Um so charakteristischer sind solche Ergüsse eines Beteiligten, wie ich einen oben wiedergegeben: in ihnen spiegelt sich die Allgemeinstimmung innerhalb des Offizierkorps der russischen Feldarmee so recht wider. Der naiv-ärgerliche Ausruf des jugendlichen Leutnants, es gäbe keine Schlachtenpoesie mehr, trifft den Nagel auf den Kopf, und nicht minder hat mein Gewährsmann recht, wenn er meint, daß die althergebrachten Begriffe von Tapferkeit und Feigheit im modernen Kampfe nicht mehr zutreffend sind. Vor einigen Tagen plauderte ich mit einem armen Teufel von einem Tscherkessen, dem ein Granatspitter bei Liao-yang den rechten Arm abgerissen hat. Der kühne Sohn des kaukasischen Berge, der bei Ausbruch des Krieges sofort nach der Mandschurei geeilt war, um sich als Freiwilliger der russischen irregulären Reiterei anzuschließen, hat vor einem Vierteljahrhundert den russisch-türkischen Krieg mitgemacht; zwei Georgs-

kreuze schmücken seine Brust; sein verwittertes Gesicht trägt viele Spuren türkischer Yatagane — demnach gewiß ein tapferer Krieger. Und nun hören Sie, wie dieser kühne Streiter mir sein Leid in seinem kuriosen, unzusammenhängenden Russisch geklagt:

— „Ist diesmal kein ehrlicher Krieg, und Allah hat keine Freude. Bin ich hingegangen, um mit Schaschka (Säbel) zu kämpfen, um mit Wintowka (Gewehr) zu zielen; ist aber kein Feind, kein Ziel zu sehen. Kommen Kugel vom Himmel, töten armen Muselmann. Ist das ehrlicher Kampf?"

Der arme Teufel war also ebenfalls hingegangen, um die alte, schöne „Poesie des Krieges" in vollen Zügen zu kosten, und auch er ist empört darüber, daß er diese Poesie in den Schluchten der Mandschurei nicht mehr gefunden, daß dort ein unsichtbarer Feind einen unsichtbaren Gegner mit „Kugeln vom Himmel" — mit Schrapnells — so lange überschüttet, bis man auf beiden Seiten unter dem Höllengetöse, unter dem todbringenden Blei-Wolkenbruch entnervt und entmenscht wird, bis der Luftdruck allein die Bedienungsmannschaft zu Boden wirft, die giftigen gelben Gase des Schimosepulvers jedermann des Atems berauben. Ich fürchte, mein Briefschreiber aus Liao-yang hat recht: man wird von nun ab für die Begriffe Tapferkeit und Feigheit eine anderweitige Definition suchen müssen. Nicht der Mann, sondern die Maschine entscheidet heutzutage auf dem Schlachtfelde, und je mehr es derlei Maschinen gibt, je präziser diese Maschinen arbeiten, desto sicherer ist der Sieg. Wie es scheint, haben nun die Japaner nicht die Gewohnheit, auf dem Schlacht-

felde einen gemütlichen Theeklatsch abzuhalten und fehlerhafte Brennzünder zu benutzen.

Auch in den früheren Kriegen pflegte die Artillerie den Angriff, den Sturm vorzubereiten; aber damals, wo es noch kein Schnellfeuergeschütz, keinen Schrapnellregen, keine Schimose gab, versetzte das artilleristische Vorspiel die voranstürmenden Infanteriekolonnen in einen gelinden angenehmen Kampfesrausch, und unsere Väter erzählen uns noch, in welch gehobener Stimmung unter deutlich vernehmbarem Trommelschlag sie sich gegen die Düppeler Schanzen warfen. Da war noch wirkliche „Poesie" — die blutige, grauenerregende, aber dennoch herzerhebende alte Poesie des Schlachtfeldes! Ein einziges Mal sollte während des gräßlichen mandschurischen Krieges diese Poesie wieder aufflackern: am Yaluübergang war es, wo wir sahen, wie das brave russische 11. ostsibirische Schützenregiment dreimal hintereinander unter den Klängen seiner Regimentsmusik sich in Reih und Glied auf die Kurokischen Divisionen warf, um immer und immer wieder mit blutigen Köpfen heimgeschickt zu werden. Es sah damals so aus, als ob die Artillerie sich gleichsam noch scheute, ihre ganze moderne Vernichtungskraft zu zeigen, und es wurden damals auch noch nicht alle entsetzlichen Werkzeuge des modernen Nahkampfes zur Verwendung gebracht. Seit den Yalutagen ist auch das letzte Quentchen dieser „Poesie" erloschen. Das Geschütz wird zum Leitmotiv; Schnellfeuer und Schimose entnerven Feind und Freund; Stacheldrahtverhaue, Fugasse, Handgranaten, Wolfsgruben machen ein eigentliches Vorstürmen nicht leicht möglich. Am zweiten Tage der Schlacht bei Liao-

yang stürmte das 38. japanische Fußregiment von der 4. Division Oku ein südliches Fort des russischen befestigten Lagers. Etwa 1200 Schritt vor dem Fort gerät das Regiment auf eine versteckte russische Mine. Ein Zentner Dynamit explodiert unter den Stürmenden, aber der Knall verpufft wie lautlos im Höllengetöse von 600 gleichzeitig feuernden Geschützen; man sieht nur, wie im aufsteigenden graugelben Rauch zerfetzte japanische Gliedmaßen auseinanderspritzen. Aber es gibt kein Halt für das 38. Regiment. Abermals sind 200 Schritte zurückgelegt — da stoßen die bereits dezimierten Japaner auf enge Stacheldrahtverhaue. Axt und Messer arbeiten, und inzwischen rattern vom Fort her die russischen Maschinengewehre, entladet sich über die rastlos Schneidenden und Hauenden ein Schrapnellregen. Endlich ist auch diese Störung gehoben, aber inzwischen haben die Russen das Fort verlassen und sich den Japanern entgegengeworfen. Man kämpft mit Bajonett, Handgranaten, Faschinenmesser, Gewehrkolben, und, nachdem alle diese Waffen zersplittert, greift man zur Faust, zu den — Zähnen! Als am Spätabend eine Sanitätskolonne das Schlachtfeld absuchte, stieß sie vor diesem Fort auf ein Bild, das selbst dem Nervenstärksten das Blut in den Adern erstarren lassen mußte. Fest umklammert hielt da ein russischer Soldat einen japanischen Infanteristen — beide tot, die Gesichter vom Schimosepulver vergilbt. Der Russe hatte dem Japaner die Kehle durchbissen, während dieser im tödlichen Ringen dem Feinde die Daumen tief in die Augenhöhlen versenkt hatte!

Das ist so eine kleine Probe des modernen

Nahkampfes. Die Feldärzte erzählen mir, noch nie habe ein Krieg eine so erschreckend hohe Anzahl von irrsinnig Gewordenen gezeigt, wie jetzt in der Mandschurei, so daß man sich endlich genötigt gesehen habe, im Rücken der russischen Armee eine Reihe von Sonderlazaretten für Irrenkranke zu errichten. Wen kann dies wundern? Vielleicht hatte Oberst L. nicht ganz so unrecht, als er mir kurz nach der blutigen Schlacht bei Turentschen sagte, auf dem modernen Schlachtfelde sei zwischen Tapferkeit und Wahnsinn ein nur ganz kleiner Schritt.

---

2. (15.) Oktober 1904.

Nur ein wahrhaft frevelhafter Befehl aus Petersburg konnte den sonst so vorsichtigen General Kuropatkin veranlassen, am Schaho-Fluß dem stärkeren Gegner eine Schlacht zu bieten.

Allerdings ist heute eine Niederlage noch nicht erfolgt, denn die vor fünf Tagen begonnenen Kämpfe dauern noch fort und werden wahrscheinlich erst nach weiteren drei bis vier Tagen zu einem Endresultat führen. Täuscht mich nicht alles, so werden die Russen diesmal noch weit größere Verluste davontragen wie in den blutigen letzten Augusttagen an dem Taidzy-ho.

Zu meinem letztern Schluß bringt mich der Angriffsplan Kuropatkins, soweit er sich bis jetzt übersehen läßt. Es mag sonderbar klingen, aber ich bin der Ansicht, daß die russischen Stellungen bei Mukden selbst strategisch weit günstiger für eine Verteidigung liegen, nicht nur als es diejenigen bei Liao-yang gewesen, sondern auch als diejenigen am Schaho es sind. Allerdings hatte General Welitschko das Lager von Liao-yang mit einem Befestigungsgürtel umgeben, den wir bei Mukden so gut wie ganz vermissen. Aber dafür weist Mukden zwei Eigenschaften auf, die die Bedeutung der Liao-yanger Forts mehr als aufwiegen: Erstens einmal fließt der Hunho südlich von Mukden, während

der Taidzy-ho im Norden von Liao-yang vorbeifließt; bei einem Frontalangriff auf Mukden hätten demnach die Japaner zuerst den Übergang über den breiten Hunho bewerkstelligen müssen, was den Russen eine ganz vorzügliche Gelegenheit geboten haben würde, dem Feinde eine wahre „Tugela“ zu bereiten. Zweitens aber wäre, wie ich schon bereits früher an dieser Stelle ausgeführt habe, eine Umgehung Mukdens vom Nordosten her aus topographischen Gründen so gut wie ausgeschlossen: der Marsch vom Dalinpaß etwa auf Tielin würde Kuroki ganz andere — fast unüberwindliche — Schwierigkeiten bieten wie vor sechs Wochen das Vorgehen von Anpin auf Yantai. Den Japanern würde demnach nichts anderes übrig bleiben, als die Armee Oku die Stellungen bei Mukden vom Westen umgehen zu lassen, und die Russen würden dann wohl die beste Gelegenheit haben, etwa an der Mandarinenstraße, die von Mukden nach Ssin-min-tin führt, dem Feinde die längst ersehnte „Talschlacht“ zu liefern. Kurzum, ich sehe nicht ein, warum Kuropatkin, der sich beim geographisch ungünstiger gelegenen Liao-yang streng in Verteidigerstellung gehalten, nunmehr noch vor Mukden das Vorgehen befehlen durfte — ich meine, wenn die bekannten Petersburger Stimmen nicht plötzlich laut geworden wären. Denn Kuropatkins Hinweis darauf, daß die russischen Streitkräfte nunmehr „konzentriert“ und somit in der Lage seien, ihrerseits vorzugehen, ist eitel Humbug: die neun Armeekorps, die jetzt gegen die Japaner kämpfen, waren tatsächlich schon vor sechs Wochen „konzentriert“, der allergrößte Teil hinter den Forts von Liao-yang, die übrigen bei Mukden, also im

Bereiche Kuropatkins. Der Hinweis auf die erst jetzt erfolgte Vereinigung der gesamten russischen Feldarmee, den wir in dem bekannten Armeebefehl Kuropatkins zu lesen bekamen, ist wirklich nur als eine sehr lahme Entschuldigung aufzufassen für einen Entschluß, der dem armen russischen Oberbefehlshaber schwer und bitter genug gefallen sein mochte.

Aber auch mit dem russischen Angriffsplan selbst kann ich mich nicht ganz befreunden. Entschloß man sich nun einmal zu einem solchen, so war allerdings ein ausgedehnter Umgehungsversuch zweifellos geboten — aber keinesfalls in der von Kuropatkin gewählten Richtung. Kuroki wäre erfolgreich von seiner natürlichen südöstlichen Basis abgeschnitten worden, wenn eine bescheidene russische Truppenmacht — sagen wir ein Armeekorps, zum größten Teil aus Reiterei bestehend, von Mukden aus den Marsch auf Siaosyr—Saimadzy ausgeführt hätte und vielleicht gar endlich westlich von Fynchuantschen erschienen wäre. Mit dieser feindlichen Macht im Rücken wäre Kuroki schließlich nichts anderes übrig geblieben, als seine eigenen Truppen vom Schaho-Fluß abzuziehen und sich südöstlich zu wenden; die rechte japanische Flanke wäre dann entblößt worden. Anstatt nun diese rein *strategische* Umgehung auszuführen, entsendet General Kuropatkin ein Drittel seiner ganzen Armee — nahezu drei Armeekorps — nach Bensichu, d. h. läßt gegen Kuroki eine ausgesprochene *taktische* Umgehung ausführen, ungeachtet dessen, daß Kurokis Armee die numerisch stärkere ist. Und wenn, während ich diese Zeilen schreibe, die Operation bei Bensichu auch noch nicht beendet ist,

läßt sich dennoch mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der russische Umgehungsversuch völlig scheitern wird. Der unglückselige Stackelberg, der diese gefährliche und von vornhinein wenig aussichtsvolle Operation leitet, wird von Glück sagen können, wenn nicht ein großer Teil seiner Armee schließlich selber vom Gros der russischen Truppen durch Kuroki abgeschnitten wird.

Nachdem Kuropatkin auf diese Weise nahezu 80000 Mann nutzlos nach dem ungewissen Südosten entsandt, blieben ihm rund 170000 Mann für die Operationen gegen Oku und Nodzu übrig, die ihm zusammen etwa 220000 Mann gegenüberstellen konnten. Und nun begeht der russische Feldherr meines Erachtens einen zweiten Fehler. Er teilt seine Truppen in zwei gleiche Teile: drei Korps*) unter General Sobolew bilden längs der Eisenbahnlinie sein Zentrum; drei weitere Korps, seinen rechten Flügel, läßt er gegen Oku westlich von der Bahnlinie vorgehen. Er entschließt sich somit zu einem Frontalkampf gegen einen ihm zahlenmäßig weit überlegenen Gegner und beweist damit, daß er noch immer viel zu wenig von diesem klugen Gegner gelernt hat. Ich bin überzeugt, daß ein japanischer Feldherr an seiner Stelle ganz anders vorgegangen wäre: er hätte vielleicht $1^1/_2$ bis höchstens 2 Korps im Zentrum demonstrative Kämpfe ausführen lassen, während seine Hauptkräfte den verheißungsvollen Versuch gemacht hätten, den feindlichen linken Flügel (also in unse-

*) Ein russisches Korps zählt gegenwärtig nach den gewaltigen und noch nicht ausgefüllten Verlusten der letzten Zeit im Durchschnitt nicht über 28000 Mann, wie ich noch neulich bewiesen zu haben glaube.

rem Falle die Armee Oku) westlich zu umgehen, d. h. ihn von seiner Basis Niutschwang—Inkou abzuschneiden. Das wäre aber mit dem Augenblick geschehen, in dem die russischen Korps den Taidzy-ho an jener Stelle westlich von Liao-yang erreicht haben würden, wo die Mandarinenstraße durch das enge Tal zwischen dem Hunho und dem Taidzy-ho sich hinzieht. Gewiß ein kühner und nicht ganz gefahrloser Plan, aber war es denn weniger gefahrvoll, 170000 Russen gegen 250000 Japaner frontal vorgehen zu lassen?

Soweit für heute, wo der Kampf noch auf der ganzen Linie wütet. Allerdings hat jede Schlacht etwas Hazardmäßiges an sich und nicht immer gewinnt sie der Stärkere. Aber die allergrößte Wahrscheinlichkeit ist gegen Kuropatkin, der, wie gesagt, zwei verhängnisvolle Fehler begangen: er hätte südlich von Mukden überhaupt nicht zum Angriff übergehen dürfen, und er hätte, wenn er es schon einmal getan, seinen Angriffsplan auf alle Fälle etwas großzügiger anlegen müssen.

---

5. (18.) Oktober 1904.

Bevor wir daran gehen, uns in den kriegerischen Vorgängen zurechtzufinden, die sich nunmehr seit zehn Tagen ununterbrochen auf einer Front von 100 km in der Luftlinie abspielen, wollen wir zunächst die Stellungen bezeichnen, die die beiden Gegner bei Beginn dieser Kämpfe, d. h. am 26. September (9. Oktober), eingenommen hatten. Die Haupttruppen der beiderseitigen Armeen befanden sich noch wenige Tage vor diesem Beginn in einer Entfernung von fast 25 km voneinander. Die Japaner nahmen damals eine Linie ein, die sich von Kutschendzy im Westen über Yantai und den Tschaossailingpaß bis Banjupudzy im Osten hinzog, während die Kerntruppen Kuropatkins vornehmlich zwischen den Flüssen Schaho und Hunho lagen. Die beiderseitigen — übrigens recht dünnen — Avantgarden hatten allerdings schon während des ganzen September sich in enger Fühlung miteinander befunden, vornehmlich im Osten, wo die Kosakendivision Mischtschenko die Gaotulin- und Wanfulinpässe aufklärte und somit in nächster Nähe der rechten Flanke Kurokis gekommen war, die damals nördlich von Banjupudzy lagerte. Ähnlich verhielt es sich im Westen der Eisenbahnlinie, wo schon Mitte September russische Vorposten nördlich von Linschipu auf die Avantgarde des

rechten Flügels der Okuschen Armee gestoßen waren. In allen diesen Fällen hatte es sich jedoch lediglich um ganz geringe Truppenteile gehandelt; die eigentlichen Armeen Kuropatkins und Oyamas, nach den blutigen Tagen von Liao-yang todmüde und stark gelichtet, hatten, wie gesagt, eine Art neutrale Zone von fast 25 km zwischen sich gelassen.

Am 19. September (2. Oktober) erließ General Kuropatkin seinen bekannten Armeebefehl und am selben Tage begann denn auch die Vorwärtsbewegung der russischen Truppen. Das Zentrum und der rechte (westliche) Flügel behielten zunächst ihre seit Wochen innegehabten Stellungen; in Bewegung setzte sich einstweilen nur die zu einer Umgehung Kurokis bestimmte östliche Armee, deren Oberbefehl dem General Stackelberg zugewiesen war. Ganze zwei Armeekorps sollten den Marsch über Fanschen und Banjupudzy auf Bensichu antreten, während die Kosakendivision Rennenkampf den Befehl erhielt, in weitem Bogen über Inschaopudzy und den Dalinpaß nach Tsjantschan zu gelangen und von dort aus sich nach Saimadzy durchzuschlagen, wo sie die Kommunikationslinie Kurokis nach Fynchuantschen unterbrechen konnte. Ich will gleich bemerken, daß Kuropatkin hier meines Erachtens seinen ersten Fehler beging: indem er eine geringe Kosakendiviston im Rücken Kurokis operieren ließ, hätte er sich von vornhinein sagen sollen, daß damit eine wirksame Unterbindung der japanischen Nahrungs- und Rückzugslinie nicht bewerkstelligt werden konnte. Tatsächlich hat sich denn auch Kuroki durch den Marsch Rennenkampfs nur sehr wenig beirren lassen: die unterbrochene

Linie wurde ohne besondere Mühe gar bald wieder hergestellt, und gegenwärtig dürfte sich Rennenkampf selbst in einer wenig beneidenswerten Lage befinden. Anstatt Kuroki den Rückzug abzuschneiden, ist er jetzt selber von den russischen Haupttruppen abgeschnitten und wird sich mühselig zu diesen durch den östlichen japanischen Flügel durchkämpfen müssen.

Während Rennenkampf auf dem Wege nach dem Südosten den Dalinpaß passierte, setzten sich die beiden Armeekorps unter Stackelbergs Befehl auf Bensichu in Bewegung. Kuroki hatte inzwischen seinen rechten Flügel von Banjupudzy ebenfalls auf Bensichu zurückgezogen, und als am 26. September (9. Oktober) Stackelbergs Avantgarde Banjupudzy erreichte, fand sie diesen Punkt von den Japanern verlassen. Mir ist es einfach unerfindlich, wieso General Kuropatkin an Stackelberg ein Telegramm entsenden konnte, in dem er dem Helden von Wafangou zu der „Besetzung von Banjupudzy" gratulierte: es läßt sich sehr leicht ein Punkt „besetzen", in dem kein Feind weit und breit zu sehen ist.

Die Russen hatten erwartet, auf eine japanische Verteidigungslinie zwischen Banjupudzy und den Yantaigruben zu stoßen. Wäre dem so gewesen, so hätte Stackelberg, indem er weiter auf Bensichu marschierte, allerdings Kuroki umgehen und schließlich gar Liao-yang im Rücken der Japaner erreichen können. Nun aber Kuroki von Banjupudzy auf Bensichu zurückgegangen war, mußte Stackelbergs Plan scheitern, wenn es ihm nicht gelang, Kuroki bei Bensichu zu schlagen. Und so entspinnt sich am Norduſer des Taidzy-ho ein mehrtägiger

Kampf, der an Heftigkeit selbst die heißen Tage von Liao-yang in Schatten stellte. Am 26. September (9. Oktober) mittags beginnt die russische Artillerie Kurokis Stellung bei Bensichu zu beschießen und gegen abend werfen sich Stackelbergs fünf Brigaden auf die Japaner. Während der ganzen Nacht folgt Attacke auf Attacke und gegen 5 Uhr früh sind die japanischen Stellungen nördlich von Bensichu in Händen der Russen; Kurokis rechter Flügel ist hart bis ans Ufer des Taidzy-ho gedrängt, und hätte Stackelberg ohne zu rasten mit seiner ganzen Armee den Angriff wiederholt, so hätte er den Feind zweifellos über den Fluß werfen können. Anstatt dessen ruht der russische General auf seinen Lorbeeren — den ersten in diesem Kriege — aus, und so gelingt es Kuroki am 27. September (10. Oktober), die in der vorigen Nacht verlorene Stellung wiederzuerobern. Am 28. September (11. Oktober) werden sechs weitere russische Angriffe von Kuroki erfolgreich zurückgewiesen, und tags darauf gehen die Japaner selbst zum Angriff über. Die russischen Stellungen halbwegs zwischen Bensichu und Banjupudzy werden in Sturm genommen und Stackelbergs Regimenter kilometerweit verfolgt; zweiundzwanzig Geschütze fallen in die Hände der Japaner. Stackelbergs Hoffnung, Kuroki an dem Taidzy-ho zu schlagen und sich den Weg auf Liao-yang zu öffnen, ist gescheitert. Aber damit nicht genug, entsendet Kuroki seine ganze Kavallerie unter Befehl des Prinzen Kanin nach dem Nordwesten, um der Arrieregarde des abziehenden Feindes den Rückzug zu verlegen. Das koupierte bergige Terrain verhindert zwar eine erfolgreiche Umgehung seitens

der japanischen Reiterei; Stackelberg sieht sich aber dennoch gezwungen, seinen Rückzug nicht, wie anfangs beabsichtigt, auf Fanschen, sondern auf Huangschan anzutreten, wo, wie wir später sehen werden, die Divisionen Nodzus seiner bereits warten. Stackelbergs Ausflug hat den Russen rund 14000 Mann an Toten und Verwundeten, sowie über 20 Geschütze gekostet. Kuroki soll nicht über 3000 Mann eingebüßt haben.

Es war ein schlechterdings wahnsinniges Beginnen, den überaus starken rechten Flügel der japanischen Armee just bei Bensichu umgehen zu wollen, wo Kuroki sich seit Wochen befestigt hatte. Diese nun arg mißlungene Operation hat wieder einmal bewiesen, daß die japanische Heeresleitung in strategischer Hinsicht der russischen weit überlegen ist. Eine Umgehung Kurokis hätte sich mit weit geringeren Opfern und mit weit größerem Erfolg etwa bei Mitsy östlich von Bensichu, bewerkstelligen lassen: aber auch bei Bensichu wäre dies vielleicht dennoch möglich gewesen, wenn Stackelberg am Morgen des 27. September (10. Oktober), unmittelbar nachdem er die japanischen Stellungen im Norden von Bensichu erzwungen, vorwärts gestürmt wäre. Er durfte Kuroki keine Möglichkeit zur Besinnung geben: nur ein Schock konnte die japanischen Positionen am Nordufer des Taidzy-ho völlig in die Hände der Russen liefern. Ich persönlich habe allerdings von dem strategischen Genius des Herrn Baron von Stackelberg auch nichts anderes erwartet.

---

1. (14.) November 1904.

Die fast tagtäglich passierenden Verwundeten- und Krankentransporte haben einen höchst unangenehmen Gast mitgebracht: die Ruhr. Dieser ungebetene rote Geselle hat leider auch mir seinen Besuch abgestattet, der mich wochenlang ans Bett fesselte und infolgedessen eine unliebsame Unterbrechung in meinen Aufzeichnungen eintreten ließ. Der russisch-japanische Krieg scheint überhaupt den Männern der Feder nicht sonderlich hold zu sein: zuerst lichtete Admiral Alexejew unseligen Angedenkens durch seine — man verzeihe mir den harten Ausdruck! — liebenswürdige Behandlung unsere Reihen; dann warf sich auf uns eine ohne jedweden Sinn und Grundsatz arbeitende Feldzensur und nun machen wir gar an unserem eigenen Leibe die Bekanntschaft mit japanischen Kleinkalibrigen und russischen Lagerkrankheiten. Das auf ein lächerliches Minimum zusammengeschrumpfte ausländische Berichterstatterheer hatte bisher fünf Verwundete und sechs Ruhr- bzw. Typhuskranke zu verzeichnen. Das macht einen „Verlust" von etwa 50 v. H. aus — und kein Georgskreuz, keine Tapferkeitsmedaille winkt uns Armen! Höchstens ein gönnerhaftes Lächeln von oben herab für den einen oder andern jener ausländischen Berichterstatter —

leider zählen wir derartige sonderbare Schwärmer in unsern Reihen —, der unentwegt, von allen Niederlagen und Rückzügen unbeirrt, das wenig schöne Geschäft der Beweihräucherung betreibt. Der lauteste dieser Jubelsänger rüstet sich übrigens zur Rückreise nach Deutschland, was im Interesse einer ehrlichen, parteilosen Kriegsberichterstattung mit höchster Genugtuung zu begrüßen ist.

Nachdem ich in meinen jüngsten Berichten das Vorgehen der russischen Ostarmee gegen Kuroki beschrieben hatte, wollte ich damals in zwei bis drei weiteren Aufsätzen die Operationen des russischen Zentrums und rechten (westlichen) Flügels gegen die Divisionen Nodzu und Oku kritisch beleuchten. Meine durch Krankheit hervorgerufene wochenlange gezwungene Untätigkeit hat jedoch diese Absicht zunichte gemacht, und meine geneigten Leser werden inzwischen aus anderen Quellen über die einzelnen Operationen am Scha-ho-Fluß das Nötige erfahren haben. Die mörderischen Kämpfe bei Yantai und am Scha-ho gehören nunmehr der Kriegsgeschichte an. Und diese wird — dessen bin ich überzeugt — später einmal über jene blutige Woche ein Urteil fällen, das sich mit den kindischen Hallelujaberichten gezwungener und freiwilliger Kuropatkinschwärmer wohl kaum decken dürfte. Ein Gesetz, das erst durch spitzfindige Auslegungen verständlich wird, ist ein schlechtes Gesetz, und ein „Sieg", der erst durch gequälte, ausgeklügelte Kommentare zu einem solchen proklamiert zu werden vermag, ist nicht viel andres denn eine regelrechte Niederlage. Schlachten werden noch immer durch Tatsachen und nicht durch Druckerschwärze entschieden, denn gäbe diese das beste Siegesargument ab, so wollte ich mich anheischig

machen, in Handumdrehen das trübste Jena in das glänzendste Sedan umzumodeln — auf dem Papier. Und die Tatsachen, die nackten, unbarmherzigen Tatsachen waren auch nach den Kämpfen am Schaho gegen Kuropatkin, just wie sie bis dahin gegen ihn gewesen waren.

Am 19. September (1. Oktober) hatte der russische Höchstkommandierende in einem wenig glücklich abgefaßten, großsprecherischen Tagesbefehl vor der ganzen Welt feierlichst erklärt, die russische Feldarmee sei nunmehr numerisch so stark, daß sie zum Angriff übergehen könne, damit der „freche Feind" fortab sich dem Willen Rußlands unterordne, damit insbesondere Port Arthur befreit werde. Drei Tage darauf beginnt denn auch wirklich das allgemeine Vorgehen der Russen — und was sehen wir nach Wochenfrist? Die ganze russische Front ist auf einem eiligen Rückzug begriffen. Die linke Flanke ist von Bensichu auf Banjupudzy und den Dalingpaß zurückgeworfen; Kuropatkins Zentrum zieht sich von den Yantaigruben nach dem rechten (Nord-) Ufer des Scha-ho-flusses zurück, während sein rechter (westlicher) Flügel ebenfalls hinter den Scha-ho zurückgehen muß. Am 1. (14.) Oktober ist es mit dem feierlichst ausposaunten „Vorgehen" der russischen Mandschureiarmee endgültig vorüber, die Initiative gehört wieder einmal den Japanern. Allerdings gelingt es den Russen, am 3. (16.) Oktober einen Teilsieg bei Ljudzjatun zu erringen, wodurch Kuropatkin die Möglichkeit erhält, einen Teil des Südufers des Scha-ho (bei Sachepu) zu besetzen, aber dieser mehr als bescheidene Erfolg vermag nicht die unumstößliche Tatsache aus der Welt zu schaffen, daß

der russische Oberbefehlshaber über 50 000 Mann, d. h. rund ein Fünftel seiner Armee, geopfert hat, um sich nur jenseits des Scha-ho-Flusses halten zu können. Kuropatkins Plan, Liao-yang den Japanern zu entreißen oder gar Port Arthur vom Norden aus zu entsetzen, wie es Kuropatkin in seinem bekannten Tagesbefehl angekündigt hatte, ist völlig gescheitert, und alles Klügeln und Schönfärben vermag nichts daran zu ändern.

Ich hielt es für angebracht, hier nochmals mit einigen Worten auf diese „olle Kamellen" zurückzukommen, denn täuscht mich nicht alles, so hat sowohl die amtliche als die private russische Berichterstattung den Versuch gemacht, aus den kriegerischen Vorgängen im Yantai- und Scha-ho-gebiete eine jener geschichtlichen Lügen zu fabrizieren, an denen die russische Kriegsgeschichte ohnehin so reich ist. Ich will zugeben, daß, vom russischen Standpunkt aus betrachtet, dieser Versuch recht begreiflich erscheint. Denn nachdem die unverantwortlichen Petersburger Hof- und Parkettstrategen männlichen und weiblichen Geschlechts dem General Kuropatkin die Offensive nachgerade aufgezwungen hatten, mußten sie nach den blutigen und wenig ruhmreichen Tagen von Yantai-Scha-ho alles und jedes anwenden, um durch pomphafte Siegesberichte die Zweckmäßigkeit dieser Angriffspolitik nachträglich als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Aber auch die begreiflichste Lüge ist noch immer keine Wahrheit. Die letzten September- und ersten Oktobertage haben in unzweideutigster Weise erwiesen, daß erstens die japanische Kriegskunst der russischen nicht nur im Gebirgskrieg, sondern auch in Talkämpfen überlegen ist, daß zweitens auch bei an-

nähernd gleichstarken Kräften die Japaner nicht zu besiegen sind, daß drittens die einzelnen russischen Unterfeldherren — in unserem Falle die Generale Stackelberg, Meyendorff, Bilderling — nach wie vor den ihnen vom Generalkommando gestellten Aufgaben nicht gewachsen sind, und daß viertens die Offensive Kuropatkins infolgedessen eine völlig verkehrte sein und bleiben mußte. Diese vier Thesen stehen meines Erachtens unumstößlich fest, und sie liefern uns ferner gewissermaßen das Leitmotiv für die noch ausstehenden Teile der grauenvollen Kriegssymphonie.

Was haben wir nun zu erwarten? Daß die Russen innerhalb der nächsten Wochen abermals ein Vorgehen versuchen könnten, erscheint nach der gegenwätigen Sachlage völlig ausgeschlossen. Nachdem Kuropatkin neuerdings über 50 000 Mann eingebüßt, zählen seine Streitkräfte trotz der täglich anlangenden Verstärkungen heutigentags kaum über 250 000 Mann, und erst nach vier bis sechs Wochen dürften die zwei auf dem Wege nach der Mandschurei befindlichen Armeekorps um Mukden versammelt sein. Anfang Dezember wird somit der russische Höchstkommandierende — mit den bis dahin wieder hergestellten Verwundeten und Kranken — rund 350 000 Mann zur Verfügung haben, und aus dieser recht bescheidenen Ziffer sollen dann drei selbständige Armeeeinheiten — unter Griepenberg, Kaulbars und Linewitsch — aufgebaut werden. Allerdings befinden sich gegenwärtig in Westrußland noch zwei weitere Korps in Mobilmachung, allein vor Ende Januar werden diese Bataillone kaum den mandschurischen Boden betreten, so daß sie vorerst noch nicht in Betracht kommen. Da aber

andrerseits nach allen vorliegenden, durchaus glaubwürdigen Berichten Marschall Oyama inzwischen mindestens gleich starke Zuzüge erhält, so läßt sich mit einer gewissen Sicherheit behaupten, daß jedenfalls für absehbare Zeit eine nennenswerte Verschiebung der japanischen und russischen Zahlenverhältnisse nicht eintreten dürfte. Unter diesen Umständen werden während der nächsten Wochen Krieger und — — Kriegsberichterstatter zweifellos ausruhen können. Denn auch die Japaner dürften kaum so bald zum Angriff übergehen. Genau wie bei Liao-yang haben sie sich auch am Scha-ho-Fluß im letzten Augenblick die beste Gelegenheit entgehen lassen, die Entscheidung herbeizuführen. Am letzten Septembertag (alten Stils) war die eilig abziehende Armee Kuropatkins so geschwächt und müde, daß eine letzte kühne Flankenbewegung Kurokis oder Okus Mukden in japanischen Besitz gebracht haben würde. Die Besetzung von Mukden aber hätte das strategisch und politisch so überaus wichtige Liao-ho-Tal vollends den Japanern ausgeliefert. Warum Oyama diese prächtige Gelegenheit sich hat entgehen lassen, werden wir vielleicht erst später einmal erfahren. Wie dem auch sei, Mukden ist noch immer in russischen Händen, der südlich davor liegende Hun-ho-Fluß wird von den Russen an beiden Ufern immer stärker befestigt, und nicht minder das rechte (nördliche) Ufer der Scha-ho. Wenn die Japaner während der vier Wochen, die seit den erbitterten Kämpfen bei Scha-ho nunmehr verflossen sind, sich zu einem weiteren Angriff nicht haben entschließen können, so werden sie es um so weniger jetzt tun, wo die Russen Gelegenheit gehabt, sich auszuruhen, das südliche Gelände

von Mukden zu einem imponierenden Festungsgürtel auszugestalten und immerhin nennenswerte Verstärkungen heranzuziehen.

Für die nächste Zukunft dürfte somit die Parole lauten: „Vor Mukden nichts Neues.“

---

10. (23.) November 1904.

Meine heutigen Zeilen möchte ich Port Arthur widmen. In den bisherigen Berichten habe ich sorgsam vermieden, diesen Gegenstand zu berühren: seit Monaten ist die unglückselige Seefestung von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten, und ich hielt es für wenig angebracht, mit den berüchtigten „Chinesen-Quellen" oder gar mit den Tschifuer Lügenphantasien in Wetteifer zu treten. Die Generale Stoessel, Fock und Kondratenko mögen selber zusehen, wie sie mit ihrer schwierigen Aufgabe, Port Arthur möglichst lange zu halten, fertig werden. Dem Berichterstatter bleibt nur übrig, den Heroismus der Besatzung zu bewundern — die Einzelheiten dieser fast beispiellos dastehenden Verteidigung sind vorerst seinem prüfenden Auge entrückt.

Ich würde auch heute diese ebenso interessante als undankbare Frage nicht berührt haben. Aber vor wenigen Stunden erhielt ich den Besuch eines Herrn, dem es vor Monatsfrist gelungen war, auf einer chinesischen Dschunke aus der belagerten Festung zu entkommen und der vermöge seiner Amtsstellung mehr als jeder andere in der Lage ist, einiges Licht über die gegenwärtige Lage Port Arthurs zu verbreiten. Allerdings nicht vom rein militärischen Standpunkt aus, denn mein Gewährs-

mann bekleidete dort einen Intendantur-Verwaltungsposten. Aber gerade die Verpflegungsfrage ist es ja, von deren Lösung das weitere Stehen oder Fallen der Kwantun-Festung abhängt, und über diese entscheidende Frage konnte ich von meinem Besucher einige recht wertvolle Informationen erhalten, die ich im nachfolgenden schlicht wiedergebe.

Bei Beginn des Krieges waren die Kornlager von Port Arthur recht gut gefüllt. Während damals die dortigen Munitionsbestände, Pulvermagazine, Dockeinrichtungen und dergleichen in geradezu skandalöser Weise vernachlässigt erschienen, war es der Intendanturverwaltung der Festung gelungen, trotz Alexejews Rosigseherei nicht unbedeutende Verpflegungsvorräte innerhalb der Festung anzusammeln, so daß, als Ende Januar alten Stils die Belagerung Port Arthurs sehr wahrscheinlich wurde, die dortige Intendantur etwas über 150000 Pud*) Kornfrüchte aufgestapelt hatte. Anfang Februar fing die Chinesische Ostbahn an, täglich 20 bis 40 Waggons Weizen und Gerste vom Norden her nach Port Arthur zu bringen, und das erfolgte 80 Tage hindurch ununterbrochen, d. h. bis zu dem Augenblick, wo die Festung völlig abgeschnitten wurde. Nehmen wir an, daß im Durchschnitt nur 25 Waggons Getreide täglich Port Arthur erreichten und ziehen wir die Ende Januar vorhanden gewesenen Vorräte hinzu, so ergibt sich, daß zurzeit des völligen Abgeschnittenwerdens der Festung von der Außenwelt innerhalb der Festungsmauern weit über eine Million Pud

*) Ein Pud = 40 russ. Pfund.

Kornfrüchte vorhanden waren. Da Port Arthurs Garnison zuzüglich der Zivilbevölkerung kaum über 50000 Mann ausmacht — und die Garnison ist ja überdies inzwischen durch Wunden und Typhus deziminiert worden —, so kamen auf jeden Mund mindestens 200—250 Pfund Getreide, und bei nicht übermäßigen Rationen könnte somit Garnison und Einwohnerschaft 7—8 Monate aushalten, ohne zu verhungern. Nun muß man den ferneren Umstand berücksichtigen, daß trotz der japanischen Blockade chinesische Dschunken und kühne Dampfer-„Tramps" allaugenblicklich von Tschifu und Schanghai aus den Hafen von Port Arthur glücklich erreichen, und daß die meisten dieser Schiffe Getreide an Bord haben. Alles in allem genommen, kann demnach fest behauptet werden, daß die belagerte Festung noch für mindestens 3 bis 4 Monate mit Brotfrüchten versehen ist.

Was die sonstigen Nahrungsmittel anbelangt, so ist Port Arthur vor allem mit Fleisch-, Fisch- und Gemüsekonserven recht gut versorgt. Neben Inkou war nämlich Port Arthur bzw. Dalny in den letzten Jahren der wichtigste Eingangspunkt für den ganzen mandschurischen Konservenimport, und als der Krieg ausbrach, erfolgte sofort seitens des Festungskommandos ein Ausfuhrverbot für die im Hafen und in den Engroslagern befindlichen großen Konservenmengen. Wie hoch diese letzteren waren, läßt sich schwer feststellen; sie müssen aber ganz bedeutend gewesen sein, denn als mein Gewährsmann Mitte Oktober aus Port Arthur entkam, befanden sich dort an Fischkonserven allein noch immer rund 80000 Pfundbüchsen. Frisches Fleisch war dort allerdings schon Mitte Juni nicht

mehr vorhanden, etwa abgesehen von Pferdefleisch, das noch im Oktober in bescheidenen Mengen zu haben war. Noch schlimmer ist es um die Thee- und die Zuckervorräte bestellt, die gegenwärtig so gut wie ganz fehlen dürften. Bedenkt man die starken Winterfröste und ferner die Tatsache, daß der Russe den Thee schon längst nicht mehr als Luxus-, sondern als einen Bedarfsgegenstand betrachtet, den der russische Soldat häufig selbst in der Feuerlinie sich zubereitet, so wird das Nichtvorhandensein von Thee und Zucker dort wohl sehr schmerzlich empfunden werden.

In der jüngsten Zeit war zu lesen, daß die Japaner die Hauptquelle abgeschnitten hätten, die die Wasserleitung von Port Arthur speist; ja, eine „Reuter"-Meldung sprach von einem sich bereits einstellenden „Wasserhunger". Diese grauenerregende Perspektive steht der Festung jedoch nicht bevor. Die Wasserquelle ist allerdings zerstört, aber Port Arthur zählt innerhalb seiner Mauern gegen hundert wohleingerichteter, wasserreicher Brunnen; überdies arbeitet dort ununterbrochen die Seewassermaschine der Marineverwaltung, die über 10000 Eimer Trinkwasser täglich zubereitet.

Von außerordentlich großer Bedeutung ist die Heizfrage. Die skandalöse Alexejewsche Wirtschaft hatte Festung und Flotte von Port Arthur bei Beginn des Krieges fast ganz ohne Steinkohle gelassen, obwohl der Kohlenlieferant der russischen Mandschureiverwaltung, Herr Günsburg, schon im Dezember 1903 den „Namjestnik" auf den unausbleiblichen Krieg und somit auf die Notwendigkeit großer Kohlenvorräte in Port Arthur aufmerksam gemacht hatte. Nach dem ersten Bombardement

begann dann eine hastige Kohlenzufuhr aus den Yantaigruben mittels der Chinesischen Ostbahn. Diese war jedoch durch Militärtransporte so sehr überlastet, daß sie nur verhältnismäßig geringe Kohlenmengen der Festung zuführen konnte, die naturgemäß in allererster Linie für das dort befindliche Geschwader bestimmt waren. Für Landheer und Zivilbevölkerung konnte kein einziges Pfund Steinkohle abgegeben werden, und so wären Besatzung und Einwohnerschaft dem Erfrierungstode preisgegeben worden, wenn nicht die in Port Arthur aufgestapelten Bauhölzer zu Hilfe gekommen wären. Da man sich dort nämlich bis zum letzten Augenblick in den rosigsten Friedenshoffnungen gewiegt hatte, so sollte im Frühjahr 1904 eine fieberhafte Bautätigkeit beginnen. Hunderte von Warenlagern, Amtsgebäuden und Privathäusern sollten neu entstehen, um so mehr, als es beschlossen war, den Amtssitz des russischen „Namjestnik" endgültig nach Port Arthur zu verlegen. Zu diesem Behufe — da die meisten neuen Gebäude in Holz ausgeführt werden sollten — waren Ende 1903 Tausende von Kubikfaden Bauhölzer in Port Arthur angesammelt, und diese Vorräte werden jetzt zum Heizen benutzt. Mein Gewährsmann ist der Ansicht, daß die Festung mit Heizmaterial bis zum Beginn des nächsten Frühjahrs genügend versorgt ist. Für das Geschwader kommt dieses Holz natürlich nicht in Betracht; mit der vorhandenen Steinkohle aber wird die Flotte sehr sparsam umgehen müssen, denn die Vorräte sind in der letzten Zeit außerordentlich zusammengeschrumpft. Anfang Oktober sollen insgesamt nur noch wenige hundert Tons

in Port Arthur vorhanden gewesen sein, und so wäre das russische Kwantungeschwader heute schon gar nicht mehr in der Lage, etwa nach Wladiwostok zu fahren, selbst wenn es ihm gelänge, den Flotten Togos und Kamimuras glücklich zu entgehen. Man wird sich diese für die Russen höchst betrübende Tatsache wohl merken müssen; sie erklärt uns übrigens auch, warum das Port Arthurer Geschwader keinen zweiten Durchbruchsversuch gewagt hat: die Kessel können eben nicht mehr genügend gespeist werden.

Wie dem auch sei, ausgehungert und ausgedürstet wird die tapfere Festung für die nächste Zeit wohl kaum werden können. Sollte Port Arthur in Bälde fallen — und das ist ja mehr als wahrscheinlich —, so wird dies wohl nur aus Mangel an Munition, Verteidigern und — — Nerven geschehen.

---

15. (28.) November 1904.

Das große Fragezeichen Port Arthur ist eine wahre Fundgrube für Sensationshascher: Man lügt so gern, wenn man weiß, daß eine Richtigstellung vorerst unmöglich ist. Durch den russischen Telegraphendraht sind bis jetzt, billig berechnet, etwa zwei- bis dreimalhunderttausend Japaner vor Port Arthur umgekommen; der Londoner „Reuter" hat seinerseits wohl ein halbdutzendmal die gesamte Militär- und Zivilbevölkerung der bedrängten Festung vor Durst und Hunger sterben lassen, und wenn man vollends dem Tschifuer Lügennest glauben wollte, so müssen die tapferen Stoessel-Männer schon seit Monaten ohne Pulver und Munition sein. Es bedurfte wirklich meines Gewährsmannes nicht, von dem ich in meinem vorigen Bericht gesprochen, um die kühnen russischen und englischen Phantasien als solche erkennen zu lassen; aber die trocknen Zahlen, die mein Port Arthurer Freund mir zur Verfügung gestellt, geben mir nunmehr die Möglichkeit, den oben angedeuteten Phantastereien Tatsachen entgegenzustellen, die, wie ich mir zu bemerken erlaube, nicht ganz ohne Interesse sein dürften.

Die Besatzung von Port Arthur stellte sich bei Beginn des russisch-japanischen Krieges wie folgt dar: General Stoessel hatte vor allem zu seiner

Verfügung die Infanteriedivisionen Fock und Kondratenko (4. und 7. ostsibirische Schützendivision) mit insgesamt 32 Bataillonen, ferner zwei Schützen-Artillerie-Brigaden, zwei Festungs-Artillerie-Bataillone, ein Festungs-Genie-Bataillon und je eine Torpedo- und Telegraphen-Kompagnie. Alles in allem hatte somit General Stoessel unter seinem Befehl gegen 29300 Mann. Wir müssen uns diese Ziffer, an deren absoluter Genauigkeit nicht im geringsten zu zweifeln ist, wohl merken, denn sie erzählt uns, daß die Besatzung der belagerten Festung zu keiner Zeit über 30000 Mann zählen konnte, und daß die vagen Behauptungen namentlich der russischen Presse, Stössel habe noch nach monatelanger Belagerung 40- oder gar 50000 Verteidiger zu seiner Verfügung gehabt, eine Unwahrheit krassester Art darstellen. Allerdings hat das Festungskommando sofort nach dem ersten Bombardement aus den Reihen der Zivilbevölkerung eine Art Miliz — eine sogenannte „Druschina" — formiert, die seitdem auf den Festungswällen beschäftigt wird; aber diese „Druschina" zählte von vornherein knapp 1200 Mann und ist seitdem durch Wunden und Krankheit weiter merklich zusammengeschrumpft. Schließlich muß noch die Besatzung des Port Arthurer Geschwaders mit rund 4000 Matrosen erwähnt werden, die jedoch vorerst noch an Bord bleiben müssen und erst dann zur eigentlichen Landverteidigung der Festung mit herangezogen werden dürften, wenn — was früher oder später wohl erfolgen wird — die unglückselige Port Arthurer Flotte von den Russen selbst in den Grund gebohrt oder in die Luft gesprengt werden würde; bis dahin ist somit die Marine nicht mitzuzählen.

In den ersten Februartagen zählte also die Festung, wie gesagt, etwa 30000 Verteidiger, und bis zu ihrer völligen Zernierung ist auch kein einziger weiterer Soldat vom Norden her nach Port Arthur entsandt worden. Wohl bestand anfänglich die Absicht, Verstärkungen nach der Kwantung-Halbinsel zu entsenden; aber die inzwischen bewerkstelligte Landung des Feindes in Bizywo und Dalny und die bald darauf erfolgte Schlacht bei Kintschou machten diese Absicht zunichte. Die letzterwähnte Schlacht hat übrigens Stössel an Toten allein 2000 Mann gekostet, wodurch die Besatzung sofort auf kaum über 28000 Mann zusammenschrumpfte. Seitdem sind Monate vergangen, und jeder Tag sah Tod und Vernichtung in den Reihen der todesmutigen Verteidiger. Mein Gewährsmann beziffert die Anzahl der an Wunden und Krankheiten Gestorbenen auf nicht unter 10000 Mann; außerdem befanden sich an dem Tage, an dem er Port Arthur verlassen hatte, etwa 3000 Verwundete und Kranke in den Lazaretten der Festung. Kurzum, man begeht keinen Fehler, wenn man annimmt, daß, während ich diese Zeilen schreibe, die Besatzung von Port Arthur kaum 16000 Mann ausmacht, von denen überdies ein großer Teil durch kaum ausgeheilte Wunden, halb überstandene Krankheiten und Uebermüdung einen nur geringen Gefechtswert besitzt. Es gehört eine schlechterdings übermenschliche Nervenstärke dazu, um Monate und Monate hindurch Tag und Nacht fast ununterbrochen feindliche Angriffe zurückzuweisen, und es überkam mich ein Grauen, als mein Port Arthurer Gewährsmann mir erzählte, daß seit Beginn der Belagerung nicht weniger als 24 Offiziere und 300 Soldaten un-

heilbar irrsinnig geworden sind, von zahlreichen vorübergehenden Tobsuchts-, hysterischen und neurasthenischen Fällen schon ganz abgesehen. Aber diese in erschreckender Weise gelichteten Reihen stellen noch immer eine Summe von Verteidigungskraft dar, mit der der Belagerer ernstlich zu rechnen hat: bei dem Stande der modernen Festungslehre können selbst nur wenige tausend Mann einen ihnen mehrfach überlegenen Feind in respektablerWeite von den Forts halten, vorausgesetzt, daß Munition und Festungswerke nicht schließlich versagen.

Wie sieht es nun mit diesen aus? Bei Beginn des gegenwärtigen Krieges war Port Arthur mit Pulver und Geschossen nicht gerade reichlich versehen, und, was noch weit schlimmer war, die nächsten größeren Artilleriedepots befanden sich in Harbin — nahezu 1000 km von der Festung entfernt! Erst als die ersten japanischen Granaten den Hafen von Port Arthur erreichten, ging man daran, Eisenbahnzüge mit Pulver und Munition nach der Kwantung-Festung abzulassen, aber gar bald darauf mußten die betreffenden Güterzüge aus Mangel an — Gütern eingestellt werden. Harbin hatte selbst kein Pulver, keine Munition mehr und das aus Rußland anlangende Schießmaterial mußte schleunigst für die Landarmee nach Liao-yang dirigiert werden. General Stössel sandte damals wahre Verzweiflungstelegramme an das Hauptquartier, aber was konnte Kuropatkin tun, wie Port Arthur aushelfen, wo er selbst seine Regimenter, seine Artillerie nur sehr spärlich mit Muniton ausgerüstet sah? Im letzten Augenblick und nach wochenlanger Pause brachte der kühne Oberst Spiridonow noch einige Waggonladungen von Schießbedarf nach Port

Arthur, dann ward die Festung vollends eingeschlossen und von jeder weiteren Zufuhr abgeschnitten. Allerdings haben seitdem chinesische Dschunken mehrmals den geradezu tollkühnen Versuch gemacht, die japanische Blockade zu durchbrechen und — von Schanghai und Tschifu (?) aus — Schießbedarf nach Port Arthur zu bringen. Aber nach den Aussagen meines Gewährsmannes ist es bis jetzt nur drei oder vier Dschunken gelungen, den Festungshafen glücklich zu erreichen, also die lächerlich geringe Menge von etwa 100—120 t Artilleriematerial abzuliefern; die übrigen chinesischen Barken sind entweder in die Hände der blockierenden Japaner gefallen oder aber von diesen in den Grund gebohrt worden. Aus naheliegenden Gründen muß ich es mir von hier aus versagen, die genauen Pulver- und Munitionsmengen anzugeben, über die General Stössel zur Stunde noch verfügt, und kann nur einige leise Andeutungen geben. Das letzte rauchlose Pulver ist bereits in den ersten Septembertagen total verschossen worden; seitdem benutzt die Festungsartillerie von Port Arthur ein etwas minderwertiges Pulver, das an Ort und Stelle fabriziert wird; die Rohmaterialien sind glücklicherweise dort in genügender Menge vorhanden und werden noch Monate hindurch den ganzen riesigen Bedarf decken können. An Artilleriegeschossen ist nicht gerade ein Ueberfluß vorhanden, und General Stössel geht auch tatsächlich in jüngster Zeit damit recht sparsam um, wie wir dies aus den japanischen Berichten ersehen. Dagegen ist die Infanterie noch immer mit Munition recht gut versorgt, ebenso sind noch Vorräte von Dynamit, Pyroxylin u. dgl. vorhanden. Von besonderem Glück kann General Stössel sagen, daß

trotz monatelanger japanischer Kanonade die russischen Festungsgeschütze verhältnismäßig außerordentlich wenig gelitten haben: bis jetzt sind auf den Forts kaum 20 v. H. der Artillerie durch feindliche Geschosse unbrauchbar gemacht worden, und nur die sieben Feldgeschütz-Batterien, die General Stössel zu seiner Verfügung hat — 4. und 7. ostsibirische Schützen-Artillerie-Brigade — haben bedeutendere Abgänge zu verzeichnen.

So stellt sich im großen und ganzen die derzeitige Lage Port Arthurs dar, oder, richtiger gesagt, so war sie in den ersten Oktobertagen, als mein Gewährsmann die belagerte Festung verließ. Soweit es Munition und Lebensmittel anbelangt, ist diese Lage ernst, aber keineswegs hoffnungslos: Port Arthur könnte sich noch wohl drei bis vier Monate halten, um so mehr, als die bedeutend zusammengeschrumpfte Besatzung zur Bedienung der Festungswerke noch immer ausreicht und der Mut von Offizieren und Mannschaft nach wie vor ein schlechterdings bewundernswerter ist. Aber leider hat die tapfere Festung mit einem nicht minder tapfern und überdies der Zahl nach mehrfach überlegenen Feinde zu tun, der langsam aber beharrlich fast von Tag zu Tag an Boden gewinnt. Es ist allerdings keine regelrechte, klassische Belagerung, die die Japaner um Port Arthur führen: die allaugenblicklichen allgemeinen und Teilstürme reißen Tausende aus den Reihen der Belagerer. Und so wird man, wenn ich so sagen darf, über die Oekonomik der japanischen Kriegskunst vor Port Arthur verschiedenerlei Ansicht sein können. Aber wie dem auch sei, die Umklammerung der Festung wird eine immer engere, das dort befindliche russische

Geschwader ist — darüber kann kein Zweifel mehr obwalten — dem Untergange geweiht, und nach wenigen Wochen dürfte es um das tapfere, bewundernswerte Port Arthur geschehen sein. Weder Roschjestwensky noch Kuropatkin kann und wird es gelingen, die Helden von Kwantun zu befreien. Es müßte denn ein Wunder geschehen — und die erbarmungslose Kriegsgeschichte glaubt nicht an Wunder.

---

20. November (3. Dezember) 1904.

Weitab vom Bahnhofsgebäude zu Harbin steht, in Nachtesdunkel gehüllt, ein Güterzug. Gendarmen, Blaujacken und Fußsoldaten, alle in Wehr und Waffen, bewachen emsiglich die verschneiten und vereisten langen vierachsigen Plattformen, die ein mit Segeltuch bedecktes geheimnisvolles Etwas tragen. Auf Schußweite wird niemand herangelassen, und selbst wenn ein Offizier in der Nähe erscheint, erschallt sofort von rechts und links ein drohendes „Wer da?" Neun Nachtstunden hindurch stehen die geheimnisvollen Plattformen vor dem Harbiner Bahnhof — dann setzen sie sich wieder in Bewegung nach dem Osten und entführen die Unterseeboote nach Wladiwostok.

Denn um solche handelt es sich. Die Baltische Schiffswerft in Petersburg hat nach den Zeichnungen und Konstruktionen von Kuteinikow insgesamt sechs Unterseeboote hergestellt, und die leichtsinnige Rosigseherei, dieses Erbübel des militärischen Rußlands, wiegt sich bereits in der Hoffnung, diese sechs „Wasserzigarren" — so nennt sie das gute Zarenvolk — würden dem Geschwader Togos den Garaus machen. Wenn Hoffnungen und Segenswünsche, wenn Weihwasser und Heiligenbilder einen Gefechtswert darstellten, dann müßten die sechs leichten, zarten, geheimnisvollen Dinger allerdings

Rußland die verlorene Meeresherrschaft im fernen Osten zurückgeben. Das einfache, hartgeprüfte Russenvolk glaubt felsenfest daran — nicht so aber die Fachleute, die ich hier gesprochen. Die Seeoffiziere, die die Unterseeboote in die Meerestiefe führen sollen, denken mit äußerer Fassung, aber mit innerem Bangen an die Gewässer des japanischen Meeres. Und man mag dem russischen Marineoffizier nachsagen, was man wolle — daß er davor nicht zurückschreckt, ein offenes Wort zu sprechen, hat erst neulich Fregattenkapitän Klado bewiesen. Auch meine hiesigen Gäste haben aus ihrem Herzen keine Mördergrube gemacht.

Ich bin ein herzlich schlechter Seemann; ich unterscheide kaum Steuerbord von Backbord und empfinde einen heillosen Respekt vor dem geheimnisvollen Steuermann am geheimnisvollen Rad. Und dennoch hätte ich hier gar manches und gar Interessantes über die Konstruktion der russischen Unterseeboote erzählen können. Aber Rußlands Gastfreundschaft, die ich gegenwärtig genieße, schließt mir natürlicherweise bis auf weiteres den Mund. Wohl aber glaube ich mich keines Vertrauensbruches schuldig zu machen, wenn ich hier in knappen Worten das wiedergebe, was mir von ernsten russischen Seeoffizieren über die derzeitige allgemeine maritime Lage Rußlands im fernen Osten erzählt worden ist. Kann es doch keinem Zweifel mehr unterliegen, daß während der nächsten Wochen, ja vielleicht Monate, der Seemann und nicht der Landsoldat das Würfelspiel des Krieges handhaben wird.

Port Arthur gilt in Petersburg als aufgegeben. Weder Kuropatkin noch Roschjestwenski wird die

Seefestung retten, und ob sie nach Wochen- oder Monatsfrist kapituliert — jedenfalls muß und wird sie fallen, lange bevor das Baltische Geschwader die chinesischen Gewässer erreicht haben wird. Der Verlust von Port Arthur bedeutet aber den endgültigen Verlust des russischen ostasiatischen Geschwaders: was dann Rußland bestenfalls zum Schutz seiner ostasiatischen Küsten noch übrig bleibt, sind die beiden halbinvaliden Kreuzer, die sich gegenwärtig in Wladiwostok aufhalten. Nach dem allaugenblicklich zu erwartenden Fall von Port Arthur werden sich die beiden japanischen Kriegsgeschwader von Togo und Kamimura natürlicherweise sofort vereinigen und dem Geschwader von Roschjestwenski entgegendampfen. Mit diesem Augenblick ist aber das Schicksal des Baltischen Geschwaders besiegelt: gleichviel, wo und wann Togo den russischen Admiral samt Flotte antreffen sollte — die russischen Kriegsschiffe sind dann unrettbar dem Untergange oder der Entwaffnung in einem neutralen Hafen geweiht. Man gestatte mir ein paar ungeschminkte Worte über dieses Geschwader. Noch nie und noch während keines einzigen Krieges ist in Rußland privatim, offiziös und halbamtlich so sehr und so — — wenig schamhaft gelogen, so unglaublich, wie der Engländer sagt, „geblufft“ worden, wie seit dem Anbeginn des gegenwärtigen russisch-japanischen Krieges. Ein „Bluff“ waren und blieben bis zum heutigen Tage die angeblich riesigen Truppenentsendungen nach dem Kriegsschauplatz; ein „Bluff“ war der stolze Angriffsbefehl Kuropatkins; ein „Bluff“ war die Schaffung

von drei Armeen; ein „Bluff" war endlich die Absegelung des Baltischen Geschwaders, welches Togo vernichten, Port Arthur entsetzen oder gar die japanischen Truppen in der Mandschurei vom Heimatlande abschneiden sollte. Gar stolz klang damals die Zusammensetzung dieses Geschwaders: sieben Panzer, ebenso viele Kreuzer, vier Hilfskreuzer, sieben Torpedobootszerstörer u. a. m. Unbeeinflußte Sachkenner waren jedoch von vornherein bezüglich des wirklichen maritimen Gefechtswerts dieser Flotte etwas anderer Ansicht. Von den sieben nach dem fernen Osten entsandten Linienschiffen sind nur vier — „Borodino", „Orel", „Imperator Alexander II." und „Knjas Ssuworow" — als ernst zu nehmende moderne Panzer zu betrachten: bei einer Wasserverdrängung von 13000—13500 t entwickeln sie eine Höchstgeschwindigkeit von etwa 17—18 Knoten; die Schiffskörper sind 1901 bis 1902 vom Stapel gelaufen; an Artillerie führen sie je vier 12zöllige, zwölf 16zöllige und zwanzig 3zöllige Geschütze. Von den drei übrigen Panzern stellt die „Osljabja" einen älteren Typus dar, während die „Nawarin" und die „Ssissoi Welikij" — ebenso wie die zwei gepanzerten Kreuzer „Admiral Nachimow" und „Dimitri Donskoi" — tatsächlich durch Alter, geringe Seetüchtigkeit und mangelhafte Artillerie ohne jedweden Gefechtswert sind. Die fünf deckgepanzerten Kreuzer „Oleg", „Awrora", „Swjetlana", „Schemtschug", und „Isumrud" nähern sich mehr oder minder dem Typus unserer „kleinen Kreuzer" und stehen jedenfalls hinter den Kreuzern Togos, wie z. B. „Nissin", „Kassuga", Kassagi", „Haschidate" u. a. m. weit zurück. Die vier „Hilfskreuzer" endlich, die

Admiral Roschjestwensky ebenfalls unter seinem Oberbefehl zählt, nämlich „Don“, „Kuban“, „Tereck“ und „Ural“, sind nichts Besseres denn Transportschiffe, die den Namen „Kreuzer“ mit Unrecht führen.

Es gehörte wirklich eine erkleckliche Dosis vom traditionellen leichtsinnigen russischen „Awosj“ („Vielleicht“) dazu, um dieses buntscheckige Geschwader, welches an Menge das zu ersetzen sucht, was ihm an innerem Wert abgeht, in die chinesischen Gewässer zu entsenden, um dort der vereinigten japanischen Flotte entgegenzutreten. Die Gesamtstärke dieser Flotte anzugeben, ist mir von hier aus natürlicherweise unmöglich; soviel ich gehört — und die russischen Seeoffiziere, von denen ich eingangs gesprochen, haben mir dies bestätigt — zählt das Geschwader des Admirals Togo allein an erstklassigen modernen Kriegsschiffen nicht weniger als 6 Panzer und 12 Kreuzer, wozu noch 28 Hochsee-Torpedos hinzukommen. Wie gesagt, für einen Mann, der bisher von allen Seeangelegenheiten einzig und allein die Seekrankheit gründlich kennen gelernt, ziemt es sich nicht, in maritimen Sachen ein Wort mitzureden, und so will ich mich jeder mehr oder minder geistreich sein sollenden Kombination hinsichtlich der etwa bevorstehenden Seeschlachten enthalten. Ich will nur darauf hinweisen, daß es russische hohe Seeoffiziere gewesen sind — vom genialen Admiral Makarow angefangen bis zum gelehrten Fregattenkapitän Klado —, die der russischen Flotte ein zweites Sebastopol vorausgesagt haben, und daß dieses vernichtende Sebastopol bereits zum großen Teil tatsächlich erfolgt ist. Zerschossen, zersprengt, zugrunde gebohrt sind die einst so

stolzen Panzer „Poltawa“, „Retwisan“, „Pobjeda“, „Pereswjet“, „Sebastopol“, „Petropawlowsk“, „Zessarewitsch“, die prächtigen Kreuzer „Pallada“, „Bajan“, „Nowik“, „Askold“, „Giljak“, „Bojarin“, „Rjurik“, Dutzende von Torpedobooten, Transportschiffen — — —. Seitdem eine Seekriegsgeschichte existiert, ist ein derartiger Zusammenbruch nicht zu verzeichnen gewesen: Salamis und die spanische Armada verblassen angesichts dieser schmählichen Vernichtung von Hunderten von Millionen an Gut und von Tausenden an Menschenleben. Der angstbleiche, fliehende Admiral Uchtomski; die lebensfrohe Schutzpatronin von Port Arthur, Frau Admiral Starck; der gemütliche Höchstkommandierende Skrydlow, der ruhig in Wladiwostok zusieht, wie die ihm unterstellte Flotte sang- und klanglos den Meeresgrund erreicht; Admiral Roschjestwensky, der in nervöser Überspannung, 20 000 km vom Kriegsschauplatze entfernt, friedliche Fischerboote für japanische Torpedos hält; der Stationschef der Baltik, Admiral Byrilew, der den ersten Flaggoffizier der Baltischen Flotte, einen Professor der Marineakademie und den anerkannt besten Fachmann Rußlands, auf zwei Wochen hinter Schloß und Riegel setzt, weil dieser Offizier den Ausspruch gewagt, Togo sei numerisch Roschjestwensky zweimal überlegen. — Und zum Ueberfluß der böse Geist Rußlands, Admiral Alexejew, der Port Arthur ohne Docks, Dalny ohne Minen gelassen. Wo und wann, um Himmelswillen, hat die Kriegs- und Marinegeschichte eine derartige jammervolle Bildergalerie gesehen?! Es ist tief zu beklagen, daß gewisse westeuropäische Kollegen von der Feder, gleichviel aus welchen Gründen, sich päpst-

licher als der Papst erwiesen haben: während sie sich an ihren eigenen Jubelhymnen berauschen und die russische Flotte und deren Führer über den Schellenkönig erhoben, verlangt selbst die überrussische „Nowoje Wremja“ nichts geringeres als die Stellung der russischen Flottenverwaltung vor ein Kriegsgericht.

Und das mit Recht. Es ist wirklich nicht meine Schuld, daß mein Sehen, Hören und Denken mir das undankbare Amt einer Kassandra des russisch-japanischen Feldzuges aufgedrungen haben. Ich will zugeben, daß Moll-Akkorde auf die Dauer ermüden, aber was tun? Die Leitmotive hängen nicht von mir ab. Vor einiger Zeit erhielt ich hier eine Zuschrift des Leiters eines großen Berliner Fabrikunternehmens. Der hochgeehrte Briefschreiber, ein eifriger Leser meiner Berichte, wirft mir vor, ich sähe denn doch etwas zu schwarz. Ihm und vielleicht auch manchem anderen aus meiner Lesergemeinde, der der gleichen Ansicht sein dürfte, möchte ich bemerken, daß es nur „Brett'l“-Musikanten zusteht, einen Trauermarsch in ein lustiges Scherzo umzusetzen. In Rußland selbst fängt man allmählich an, das Kind beim richtigen Namen zu nennen: man spricht bereits von einer „verlorenen Kampagne“ („Nowoje Wremja“), von einer „aussichtslosen Lage“ („Rußkija Wjedomosti“), von einer „Friedensnotwendigkeit“ („Byrschewija Wjedomosti“), und ich dächte, selbst die größte Russenfreundlichkeit sollte vernünftige Westeuropäer nicht dazu verleiten, das Schwarze als weiß, das Verlorene als gewonnen zu bezeichnen. Und genau so wie ich — nicht etwa weil ich mich für einen Moltke halte,

sondern weil ich meine Russen nun einmal kenne — die harten Niederlagen bei Liao-yang, Yantai, Schaho u. a. m. an dieser Stelle vorausgesagt, ebenso fest bin ich davon überzeugt, das Port Arthur fallen, Roschjestwenskys Geschwader vernichtet sein wird. Die stolze Andreasflagge senkt sich in die ostasiatischen Gewässer.

---

25. November (8. Dezember) 1904.

Die Schlachtenbummler ziehen heimwärts. Einer nach dem andern verlassen die enttäuschten Zeitungsmänner den blutgetränkten ostasiatischen Boden. Ueber drei Dutzend stark waren wir in den ersten Märztagen, den verheißungsvollen Flitterwochen des Krieges, aus dem fernen westeuropäischen und nordamerikanischen Ausland gekommen, in Harbin eingezogen — und nur noch wenige neun weilen wir heute in Russisch-Ostasien. Aber auch wir letzten Mohikaner schnüren bereits unsere Bündel, der ewigen Zensurschikanen, Postbummelei und geheimen Ueberwachung sterbensmüde.

Der Feldzug ist auf einem toten Punkt angelangt oder, richtiger gesagt, er dürfte demnächst in eine neue Gestalt treten. Nach den jüngsten blutigen Schlachten, die dem stolz angekündigten Vorgehen Kuropatkins ein wenig rühmliches Ende bereitet haben, herrscht nunmehr an beiden Ufern des Scha-ho-Flusses seit Wochen eine fieberhafte fortifikatorische Tätigkeit. Japaner und Russen haben ihre Stellungen so sehr befestigt, daß tatsächlich der eventuelle Angreifer einen wahren Festungskrieg wird führen müssen, und da die beiden gegnerischen Armeen noch immer annähernd gleich stark sind, so hieße es vorerst ganz unnützerweise Zeit und Blut opfern. Allerdings entwickelt

die sibirische Eisenbahn in jüngster Zeit eine besonders lebhafte Tätigkeit: Militärzug folgt auf Militärzug, so daß nach meiner Berechnung General Kuropatkins Landarmee während des letzten Monats allein einen Zuwachs von rund 40000 Mann erfahren haben dürfte. Aber andrerseits gelangen an mich beglaubigte Nachrichten, daß auch japanischerseits bedeutende Verstärkungen sich auf dem Wege nach Mukden befinden, schon ganz abgesehen davon, daß die alltäglich zu erwartende Uebergabe von Port Arthur sofort mindestens 60000 Japaner für Oyama disponibel machen würde. Bis Februar-März des kommenden Jahres erscheint demnach ein zahlenmäßiges Uebergewicht der russischen Streitkräfte als so gut wie ausgeschlossen, und ohne ein solches wird der russische Höchstkommandierende wohl kaum sich zum zweiten Male zu einem Vorgehen entschließen. Ebensowenig dürfte dies aber auch Marschall Oyama tun. Er wird wohl ruhig den Fall von Port Arthur abwarten, der dann wirklich die ganze südliche Mandschurei in unbestreitbaren Besitz der Japaner bringen muß. Kurzum, wenn nicht etwas Unvorhergesehenes eintritt, dürfte an den Ufern des Scha-ho noch für Wochen hinaus, von etwaigen kleinen Scharmützeln abgesehen, völlige Kriegsruhe herrschen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß sowohl Russen als Japaner während dieser Zeit keinerlei Vorbereitungen für die in absehbarer Zeit zu erwartende zweite Hälfte des Feldzuges treffen werden. Im Gegenteil. Was das russische Armeekommando betrifft, so ist die in Aussicht gestellte Dreiteilung der Streitkräfte insofern bereits erfolgt, als General Griepenberg den Oberbefehl über die westliche (II.),

General Kaulbars diejenige über die östliche (III.), General Linewitsch die Führung der zentralen (I.) Armee übernommen hat. Während der Letztgenannte seine Truppen längs der Eisenbahnlinie konzentriert, soll Griepenberg sich westwärts auf Ssin-min-tin werfen und von dort aus das Liao-ho-Tal in der Richtung auf Niutschwang bzw. Inkou zu beherrschen suchen. General Kaulbars wird seinerseits die Richtung auf Girin einschlagen und den Feind nach Korea zurückzudrängen versuchen. So ungefähr muß man sich Kuropatkins Kriegsplan bei Wiederbeginn der Kampagne denken. Daß dieser Plan etwas für sich hat, läßt sich nicht bestreiten. Allerdings würde sich dadurch die Angriffsfront auf nahezu 400 km ausdehnen; aber gelänge es den Russen, diese strategische Formel erfolgreich zu lösen, dann würden Kuropatkin und Oyama ihre Rollen getauscht haben: die Japaner gerieten ins Innere eines eisernen Halbkreises, der die Tendenz hätte, sich allmählich zu einem völligen Kreise auszugestalten und somit den innerhalb sich befindenden Feind zu erdrücken. Aber derartige räumlich gewaltige Umgehungsoperationen verlangen nicht minder gewaltige Armeemassen, die gegenwärtig und wohl noch für Monate hinaus dem russischen Oberfeldherrn fehlen dürften, und meines unmaßgeblichen Erachtens würde General Kuropatkin einen fast gar nicht mehr gut zu machenden Fehler begehen, wenn er diese Operation mit einer dünnen Halbkreislinie unternähme, die vom einzuschließenden Feind jeden Augenblick durchbrochen werden könnte. Daß Kuropatkin aus eigenem Antrieb einen derartigen leichtsinnigen, vorzeitigen Schritt riskieren könnte, darf als ausgeschlossen erscheinen; man muß aber

mit der bedauerlichen Möglichkeit rechnen, daß die bekannten ebenso maßgebenden als unverantwortlichen Petersburger Besserwisser eines Tages — und namentlich nach der unausbleiblichen Uebergabe von Port Arthur — wieder einmal dem russischen Oberbefehlshaber die Offensive aufdrängen könnten, ehe dieser nach Lage der Dinge dazu berechtigt wäre.

Wie dem auch sei, über die Absichten Kuropatkins sind wir im großen und ganzen recht gut informiert und dürfen diese Absichten an sich für durchaus erfolgversprechend halten — aber nur so lange die Japaner nicht auch ihrerseits ihren bisherigen strategischen Schwerpunkt verlegen. Ich möchte mich nicht auf vage Kombinationen verlegen; aber in jüngster Zeit sickern Gerüchte durch, die es als höchst wahrscheinlich hinstellen, daß sofort nach dem Falle von Port Arthur die Diagonale der japanischen Streitkräfte eine wesentliche Verschiebung erfahren dürfte, und ich würde meiner Chronistenpflicht nicht gerecht werden, wenn ich nicht diesen Gerüchten, die überdies den Schein der Ausführbarkeit für sich haben, beizeiten einige Worte widmete. Daß, nachdem sich General Noghi der Kwantung-Festung bemächtigt und die Port Arthurer Flotte vernichtet, die japanische Flotte dem Baltischen Geschwader entgegendampfen wird, versteht sich von selbst. Admiral Roschjestwensky wird dann entweder im ungleichen Kampfe unterliegen oder aber vor dem chinesischen Meere lavieren müssen, bis ihm aus Kronstadt Verstärkungen zugehen. In beiden Fällen bleiben dann die chinesischen Gewässer Monate hindurch für etwaige japanische Kriegsunternehmungen frei, und diese Zeit will

Marschall Oyama angeblich dazu benutzen, um eine kühne Diversion nach dem Nordosten auszuführen, die, wenn sie ihm gelänge, Kuropatkin in eine höchst unangenehme Lage bringen würde. Nicht etwa, als ob die Japaner nunmehr sich der zweiten russischen Seefestung im fernen Osten, Wladiwostok, bemächtigen wollten. Es hätte für sie absolut keinen Zweck, eine zweite langwierige Belagerungskampagne anzutreten, um so weniger, als Wladiwostok, im Gegensatz zu Port Arthur, keinen Schlüssel zu irgendeinem strategisch wichtigen Hinterland darstellt und überdies heutzutage so gut wie ohne Flotte dasteht. Aber etwa hundert Kilometer südlich von Wladiwostok weist das Meeresufer mehrere vorzügliche Buchten — in erster Linie die Poßjetbucht — auf, die Landungen im großen Stil ermöglichen und russischerseits ohne jedwede Befestigung gelassen worden sind. Nehmen wir an, daß in und um der Poßjetbucht eines unschönen Tages etwa eine japanische Armee landet. Die Wladiwostoker mehr als bescheidene Garnison wird unter keinen Umständen in der Lage sein, die Festung zu verlassen, um sich etwa den Japanern entgegenzuwerfen und noch viel weniger Admiral Skrydlow, dieser wahrhafte Ober-Admiral „in partibus infidelium", der gegenwärtig ganze zwei halbinvalide Kreuzer unter seinem Oberbefehl zählt. In der Poßjetbucht gelandet, werden die Japaner ein kleineres Detachement vielleicht nach Nikolsk-Ussuriisk entsenden, um Wladiwostok vorerst im Schach zu halten, während die Hauptkräfte ihren Marsch nach Nordwesten, auf Ninguta, antreten. Sie haben dann etwa 200 km zurückzulegen auf einer tadellosen Mandarinenstraße durch ein so gut wie

völlig flaches, gut bevölkertes, an Lebensmitteln reiches Land, was ihnen keine Schwierigkeiten bereiten kann. Von Ninguta aber geht eine Eisenbahn nach Harbin, diesem Rückgrat Kuropatkins. Selbst der Nichtfachmann kann sich lebhaft vorstellen, was das für Kuropatkin bedeuten würde, Oyama vor sich im Süden und die neugelandete japanische Armee über sich im Norden zu sehen. Um dieser Einschließung zu entgehen, würde dem russischen Feldherrn wohl tatsächlich nichts anderes übrig bleiben, als rechtzeitig mit seiner ganzen Armee sich nach Harbin zurückzuziehen, d. h. die ganze Mandschurei dem Feinde zu überlassen. Im russischen Hauptquartier scheint man mit dieser höchst unangenehmen Notwendigkeit bereits zu rechnen. Die wohlbeglaubigte Nachricht, daß Kaulbars mit seiner Armee sich demnächst nach Girin, also nordöstlich von Mukden, zu wenden gedenke, läßt darauf schließen, daß Kuropatkin eine Bedrohung der überaus wichtigen Linie Ninguta-Harbin befürchtet. Aber man darf nicht vergessen, daß die drei Kaulbarsschen Korps es nicht nur mit der in Frage stehenden japanischen Landungsarmee, sondern gleichzeitig auch mit der Armee Kuroki zu tun haben würden, und ginge Kaulbars etwas zu schneidig vor, dann könnte es wohl geschehen, daß er selbst zwischen Kuroki im Süden und die Landungsarmee im Norden gerät, in eine Situation also, die für ihn zweifellos verhängnisvoll werden müßte.

Ich will diese vorerst noch in der Luft schwebenden Kombinationen nicht weiter verfolgen; ich bin, wie gesagt, kein sonderlicher Freund strategischer Zukunftsmusik. Allein ich hielt es für

notwendig, die im obigen wiedergegebenen Gerüchte, die in den hiesigen hohen Militärkreisen eifrig besprochen werden, den geehrten Lesern nicht vorzuenthalten. Wie die japanische Kriegsleitung bisher bewiesen hat, gibt es für sie nur wenig Ausführbares, was sie früher oder später auch nicht tatsächlich ausführte. Und ausführbar wäre eine Landung südlich von Wladiwostok auf alle Fälle, sobald Roschjestwensky geschlagen oder aber solange er nicht Wladiwostok erreicht hat.*)

---

*) Man wird die obigen, vor einem halben Jahre niedergeschriebenen Worte vielleicht gerade jetzt nicht ohne Interesse lesen, wo die Japaner, nachdem sie Roschjestwensky geschlagen, sich nunmehr wirklich anschicken, jenen Plan auszuführen.
M. B.

6. (19.) Dezember 1904.

„Nach dem Fall von Port Arthur werden Friedenslüfte wehen." So raunt man sich hier seit einigen Tagen gegenseitig zu. Mag der Himmel wissen, woher diese plötzliche Friedenssucht gekommen ist. Aus den Kreisen der Subalternoffiziere wohl kaum: seitdem die Uebergabe der Kwantungfestung mehr als wahrscheinlich geworden ist, läßt sich in diesen Kreisen eher eine erhöhte erbitterte Kampfeslust konstatieren, und fast tagtäglich hört man aus Offiziersmunde die Worte: „Selbst wenn man in Petersburg friedlich werden sollte, werden wir uns dagegen auflehnen!" Anders urteilt man allerdings in bedächtigeren Generals- und Stabsoffizierskreisen, wo man sich nicht mehr verhehlt, daß die gegenwärtige Kampagne so gut wie verloren ist, daß man, um die Japaner aus der von ihnen gewaltig befestigten Südmandschurei zu vertreiben, mindestens zweier Jahre, weiterer Milliarden und eines Dutzend weiterer Armeekorps bedürfte. Woher dies aber alles nehmen, wo das Geld so rar, der Reservemann so widerwillig geworden?

Ich möchte nicht gern politische Motive in meine Kriegsberichte einflechten, aber ich kann nicht umhin, auf einen überaus wichtigen Umstand hinzuweisen. Der russisch-japanische Krieg war vom Anbeginn an höchst unpopulär in Rußland. Der

Durchschnittsbürger konnte sich beim besten Willen für die „mandschurische Aventure“ nicht erwärmen und setzte ihr eine Art passiven Widerstand entgegen. Der unglückliche Verlauf des Krieges und die fast tagtäglich bekannt werdenden himmelschreienden Mißstände und Mißbräuche innerhalb der Intendantur, des Roten Kreuzes, der Marineverwaltung u. a. m. haben diese Unpopularität unaufhörlich wachsen lassen. Die in jüngster Zeit etwas freier gewordene russische Presse, sowie die zahlreichen geheimen Wanderprediger der revolutionären Kreise und die Hunderttausende von aufrührerischen Proklamationen sorgen dafür, daß Stadt und Land über den unglückseligen Feldzug nur noch mehr erbittert wird. Und so ist aus dem anfangs passiven Widerstand ein mehr tätiger geworden. Die Mobilisierungen im Westen, Südwesten und Süden des Zarenreiches gehen unter sehr bösem Blutvergießen vor sich; in einzelnen Ortschaften werden die Einberufenen bis zu ihrem Abtransport ohne weiteres in die Gefängnisse gesteckt; in Polen und Wolhynien flüchten die Auszuhebenden in hellen Haufen über die nahe Reichsgrenze; in den Militärzügen gehören Auflehnungen gegen die Transportführer zur Tagesordnung; es sind bereits zahlreiche Fälle vermerkt worden, wo in den Mannschaftswagen offenkundig revolutionäre Chorlieder gesungen worden sind; die hier durchpassierenden Soldaten tragen ein verärgertes, griesgrämiges, trotziges Gesicht zur Schau und machen aus ihrer Abneigung gegen Krieg und Kampf kein Hehl. Ich habe hier in den letzten Wochen Tausende von Soldaten nach Mukden durchfahren sehen und muß offen gestehen: an General Kuropatkins Stelle würde ich diesen Truppen

nicht allzuviel Gutes zutrauen. — — Und was soll man vollends dazu sagen, wenn man hört, daß in jüngster Zeit auf der westsibirischen Eisenbahnstrecke eine „unbekannte Hand" über 70 Lokomotiven hat einfrieren lassen? Man hatte nämlich die Kesselröhren heimlich mit kaltem Wasser gefüllt, und als die vierziggradigen sibirischen Fröste das Wasser sofort zum Frieren brachten, da explodierte ein Lokomotivkessel nach dem andern! Und während dies in Sibirien geschieht, werden von derselben „unbekannten Hand" auf den europäisch-russischen Eisenbahnen so häufig Brücken gesprengt und beschädigt, daß man sich endlich entschließen mußte, die Bahnbrücken militärisch bewachen zu lassen — just, als ob man sich in Feindesland befände.

Wie gesagt, es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß, von geringen Ausnahmen abgesehen, das russische Volk des blutigen und erfolglosen Krieges nachgerade herzlich müde geworden ist; man wäre der Regierung für jeden halbwegs annehmbaren Frieden dankbar. Selbst ultrapatriotische Blätter vom Schlage der „Nowoje Wremja" sind in jüngster Zeit merkwürdig kleinlaut geworden, und was vollends die linksstehende russische Presse, wie z. B. „Rußkija Wjedomosti", „Nascha Schischn", „Prawo" u. a. anbelangt, so fordern sie trotz Zensur und Maßregelungen unverhohlen eine sofortige Anbahnung von Friedensverhandlungen. Der ausgesprochen abenteuerliche russisch-japanische Feldzug war, wie gesagt, vom Anbeginn an wenig populär — jetzt ist er einfach verhaßt: man höhnt die entthronten Heroen Alexejew, Skrydlow, Stackelberg, Orlow, Uchtomski; man ist

empört über das Rote Kreuz, das jetzt seinen Hauptbevollmächtigten in der Mandschurei, den Kammerherrn Alexandrowski, wegen begangener Unterschleife absetzen muß; man schleudert Beleidigungen der Intendantur ins Gesicht, die die köstliche Idee gehabt, die Feldtruppen bei zwanziggradigen Frösten ohne Winterkleidung zu lassen; man flucht der Bahnverwaltung, die ruhig zusieht, wie Irkutsk, Tschita, Harbin und andere Städte seit Wochen wegen angeblichen Waggonmangels ohne Mehl, ohne Zucker, ohne Petroleum dastehen, während „befreundete" Lieferanten — Jud und Christ — ganze Wagenladungen von Delikatessen und Schnäpsen für die gutzahlenden Herren Offiziere nach Mukden und dem Scha-ho-Fluß abgehen lassen, indem die Bahnbeamten diese verheißungsvollen Ladungen als „Munition" deklarieren. Tiefste Empörung bemächtigt sich des Bürgers, wenn er sieht, wie die Verwundeten hier ohne ein Stückchen Wäsche auf dem Leibe anlangen, und wie die schlecht verpflegten einberufenen Reservisten auf den Straßen von Irkutsk, Tschita und Harbin die Vorübergehenden anbetteln. Und für all dieses Blut, Elend und Jammer erhält der arme Teufel von einem Russen alltäglich einen Eßlöffel „Relationen" Kuropatkins und Ssacharows: „Ein Japaner gefangen genommen", „eine Bauernhütte niedergebrannt" u. dgl. m.

Leider ist die bekannte Petersburger Hof- und Kriegspartei noch immer viel zu sehr maßgebend, als daß man auf einen baldigen Frieden sicher rechnen dürfte. Der unausbleibliche Fall von Port Arthur wird die Kriegsgelüste dieser tapferen — weil vom Kriegsschauplatz weit, weit entfernten —

Partei nur noch mehr entfachen und mag General Kuropatkin neuerdings mit noch so weitgehenden, Vollmachten ausgestattet worden sein, einem direkten und kategorischen Angriffsbefehl aus Petersburg wird er auch zum zweiten Male sich nicht auf die Dauer widersetzen können. Und hierin birgt sich eine ganz außerordentliche Gefahr für die russische Armee. Ich habe schon neulich an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß bei dem derzeitigen Stand der Dinge am Scha-ho-Fluß der zuerst Angreifende unterliegen muß. Die gegenwärtige geringe zahlenmäßige Uebermacht der Kuropatkinschen Armee wird wenige Tage nach der Uebergabe der Kwantungfestung durch die Entsendung der freiwerdenden Noghischen Bataillone nach dem Scha-ho sich in das Gegenteil verwandeln, und mit bestenfalls gleichen Kräften einen Angriff auf die feindlichen Befestigungen wagen, hieße sehenden Auges einer argen Niederlage entgegengehen. General Kuropatkin kann und darf sich nicht den Luxus eines abermaligen Geschlagenwerdens erlauben, und zwar aus gar mancherlei Gründen. Die Aufgabe von Mukden würde den Japanern vollends das ganze Liaoho-Tal und die außerordentlich wichtige Linie Girin—Ninguta—Wladiwostok überantworten, während andrerseits die schon ohnehin verzagte russische öffentliche Meinung — und schließlich gibt es selbst in Rußland eine solche — nach einer neuerlichen harten Niederlage eine unzweideutige Sprache fände, die auch die höfischste aller Hofparteien erzittern machen müßte. Und noch etwas, worüber ich nur sehr ungern spreche. Unter all den zahlreichen kommenden und verschwindenden Eintagshelden, die der russisch-japanische Krieg bisher gezeitigt, war

Kuropatkin gewissermaßen der ruhende Pol: trotz Rückzug und Niederlage hatte es niemand gewagt, an des obersten Feldherrn militärischem Ruf zu mäkeln. Aber in jüngster Zeit macht sich dem aufmerksamen Beobachter eine höchst bezeichnende Wandlung bemerkbar: zagend und flüsternd raunt man sich in ernsten, bedächtigen Offizierskreisen einander zu, mit der Unfehlbarkeit sei es doch ein ganz besonderes Ding. Noch hat sich diese zarte Kritik zu einer Anklage nicht verdichtet, noch glaubt man an den ruhigen, ernsten Mann, der dort unten am Scha-ho-Ufer schlaflose, sorgenvolle Nächte verbringt, — aber das einstmalige absolute Vertrauen hat zweifellos einen Ruck bekommen, und wer weiß, was daraus nach einer abermaligen schweren Niederlage der russischen Waffen würde!*) Das Rußland von heutzutage krankt allerdings an einer Mißernte an gediegenen Feldherren, und Kuropatkin mag wohl der fähigste unter den zeitgenössischen russischen Militär-Exzellenzen sein. Aber schon vor über dreißig Jahren hatte der geistvolle Mac-Mahon von einem französischen Feldherrn gesagt: „Il était le moins incapable de nous“, und jetzt erheben sich im russischen Feldlager Stimmen, die da meinen, auch General Kuropatkin sei nur der am wenigsten Unfähige. — Ich selbst möchte mit meiner bescheidenen Ansicht über die Fähigkeiten und Tatkraft des russischen Höchstkommandierenden noch zurückhalten; der geneigte Leser, der meinen bisherigen Ausführungen gefolgt, wird wohl ohnehin

---

*) Nach der nächsten Niederlage — bei Mukden — ist General Kuropatkin denn auch richtig seines Amtes als Oberbefehlshaber verlüstig gegangen. M. B.

des öfteren Andeutungen über diesen heiklen Gegenstand zwischen den Zeilen herausgelesen haben. Auf alle Fälle hat aber der russische Heerführer guten Grund, seinen bisherigen militärischen Ruf nicht weiter unvorsichtig zu riskieren; er täte dies aber, wenn er in absehbarer Zeit abermals die Offensive ergriffe.

---

12. (25.) Dezember 1904.

Es rührt sich an den Ufern des Schaho — sollte General Kuropatkin wirklich abermals sein Glück versuchen wollen, das so leicht zum Unglück für ihn und seine Armee werden kann? Fest steht auf alle Fälle, daß die auf dem äußersten rechten (westlichen) Flügel der Russen gelagerte Reiterdivision Mischtschenko in aller Stille ihre Winterquartiere verlassen und sich einem recht glaubhaften Berichte zufolge nach dem Süden begeben hat. Die Nachricht kommt etwas überraschend und sie läßt gar mancherlei Deutungen zu. Es kann sich hierbei erstens einmal um den Anfang eines allgemeinen Vorgehens der russischen Feldarmee handeln; in diesem Falle würden wir gar bald hören, daß auch das Zentrum Kuropatkins sich in Bewegung gesetzt, oder daß wenigstens seine Ostarmee ihre Quartiere abgebrochen habe. Mischtschenkos Vorgehen kann ferner eine Art Diversion darstellen: träfe dies zu, so würde dies bedeuten, daß General Kuropatkin die Aufmerksamkeit Oyamas auf den äußersten Westen hinlenken wolle, um während dessen etwa im Osten — denn das russische Zentrum liegt ja, wenn man so sagen darf, auf dem Präsentierteller — wichtige Dislokationen vorzunehmen. Die dritte Möglichkeit besteht endlich darin, daß Mischtschenko mit Einwilligung

Kuropatkins, um den Geist seiner sich langweilenden Kosaken etwas aufzufrischen, ein schneidiges Reiterkunststückchen längs des Liao-ho auszuführen gedenkt, und, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, bei dieser Gelegenheit die Lage und Stärke der Japaner auf der Linie Ssin-min-tin—Inkou auskundschaften würde.

Die letzte Deutung scheint mir die wahrscheinlichste zu sein. Ich kann beim besten Willen nicht annehmen, daß General Kuropatkin sich abermals entschlossen haben könnte, dem Gegner eine Hauptschlacht zu liefern, die bestenfalls mit einem „Remis" schließen würde. Nun höre ich hier des öfteren die Ansicht äußern, nach dem Falle von Port Arthur würde eine Hauptschlacht ja noch viel geringere Siegeswahrscheinlichkeit für die Russen haben. Mag sein, aber muß denn überhaupt in absehbarer Zeit von seiten Kuropatkins unter allen Umständen dem einstweilen sich ruhig verhaltenden Feind eine entscheidende Schlacht geliefert werden? Der elfmonatige Krieg hat uns einen tiefen Einblick in die leitenden Grundsätze der japanischen Kriegsführung ermöglicht: wir wissen jetzt, daß das ostasiatische Inselvolk bei aller Hitzigkeit in seinen taktischen Operationen sich einer außerordentlichen, zögernden Vorsicht in seinen strategischen Entschließungen befleißigt. Unter solchen Umständen darf es als so gut wie ausgeschlossen erscheinen, daß Oyama während der kommenden Wochen, selbst wenn Port Arthur inzwischen fallen und somit der größte Teil des Noghischen Belagerungskorps für anderweitige Operationen frei werden sollte, einen heftigen, direkten Vorstoß gegen Mukden zu wagen wollte. Ich bin vielmehr der An-

sicht — und diese Ansicht wird hier in ernsten militärischen Kreisen geteilt —, daß, bevor das Schicksal des baltischen Geschwaders und infolgedessen, wie ich schon neulich hier ausgeführt, auch das einstweilige Schicksal Wladiwostoks entschieden ist, das Gros der japanischen Streitkräfte sich nach wie vor ruhig verhalten wird, und bis diese Fragen entschieden sind, können noch Monate vergehen. Jeder Monat aber bringt dem russischen Höchstkommandierenden mindestens ein weiteres Armeekorps. Ich wiederhole: es liegt kein Grund vor zur Annahme, daß die Japaner während der nächsten Wochen die Offensive ergreifen könnten, und General Kuropatkin verführe am vernünftigsten, wenn er das gleiche täte.

Viel wahrscheinlicher klingt die Version, als ob die Division Mischtschenko nur deshalb sich in Bewegung gesetzt habe, um die Aufmerksamkeit Oyamas von dem abzulenken, was auf dem russischen linken (östlichen) Flügel vorgeht. Nach alledem was ich höre, ist die russische Ostarmee nunmehr tatsächlich zur Deckung der Linie Girin—Ninguta—Wladiwostok ausersehn, und um dieser überaus wichtigen Aufgabe gerecht zu werden, wird diese Armee ihre bisherigen Stellungen (südöstlich von Mukden) aufgeben müssen, um sich dem Nordosten zu auszubreiten. Daß es im russischen Interesse läge, eine derartige Dislokation unter tunlichster Geheimhaltung vorzunehmen, versteht sich wohl ohne weiteres, und insofern käme es Kuropatkin sehr gelegen, wenn Oyamas Augenmerk während der Vornahme dieses Stellungswechsels etwa auf den Südwesten, das Liao-ho-Tal, gerichtet wäre. Aber andererseits stellen die wenigen Regimenter

Mischtschenkos eine viel zu wenig gefährliche Streitmacht dar, als daß die Leitung des japanischen Feldheeres all ihr Sehen, Hören und Denken ausschließlich den Vorgängen auf dem westlichen Schauplatz zuwenden müßte, schon ganz abgesehen davon, daß heutzutage eine Verschiebung großer Truppenmassen so ganz im geheimen nicht mehr vor sich gehen kann. General Kuroki hatte es allerdings verstanden, im Bedarfsfalle mit seiner ganzen Armee auf Tage, wenn nicht gar Wochen hinaus zu „verschwinden" — man erinnere sich beispielsweise an sein Vorgehen auf Ljandasjan und Liao-yang —; aber dieses Verschwinden von der Bildfläche konnte nur deswegen vor sich gehen, weil der russische Kundschafterdienst während des ganzen gegenwärtigen Krieges noch immer versagt hat. Auch hierin hat Rußland bewiesen, daß Schein und Sein zweierlei Dinge sind. Nicht weniger als 33 Kosakenregimenter*) hatte man nach der Mandschurei entsandt, die neben und zusammen mit dem dort befindlichen Grenzwachenkorps dazu ausersehen waren, als „Augen und Ohren" des Kuropatkinschen Stabschefs zu dienen. Man erwartete Wunderdinge von den „wilden Steppensöhnen", die alle legendaren Kriegsspäher — vom Lederstrumpf bis zum Burenhäuptling — in den Schatten stellen sollten. Nun, die Kosaken kamen, aber sie sahen nichts, und sie siegten nicht. Es mag zugegeben werden, daß General Mischtschenko im Aufklärungsdienst manches Wertvolle

*) Orenburger Kosakendivision, Kaukasische Reiterbrigade, Uralkosakenbrigade, 2 Sibirische Kosakendivisionen, 2 Transbaikalische Kosakendivisionen, Donische Kosakendivision, Ussuri-Reiterbrigade.

geleistet hat; alle anderen Kosakenführer aber, die Generale Rennenkampf, Grekow, Orbeliani, Ssimonow, Teleschew und wie sie sonst noch heißen mögen, haben sich bis jetzt eher als eine nutzlose Last erwiesen. Die Feldarmeeintendantur hatte rund 30000 Reiter und Pferde zu verpflegen, deren Rekognoszierungen erfolglos blieben, die auf dem Schlachtfelde nichts auszurichten vermochten und deren traditionelle Zügellosigkeit überdies die allgemeine Armeedisziplin lockern mußte. Auch hierin hat sich die japanische Kriegskunst als mehr zweckentsprechend und weit moderner erwiesen: die Armeen Kuroki und Oku zählen die lächerlich geringe Anzahl von je etwa 1000 Kavalleristen als detachierte Kavalleriebrigade, wozu noch die rund 500 Reiter hinzukommen, die jeder Einzeldivision beigegeben sind. Ganz vorzügliche Karten, vernünftige Behandlung der Eingeborenen und eine hohe Intelligenz des einzelnen Mannes haben es jedoch dazu gebracht, daß der Aufklärungsdienst der Japaner schlechterdings nichts zu wünschen übrig läßt.

Unter derlei Umständen hieße es, sich trügerischen Hoffnungen hingeben, wollte man im russischen Hauptquartier glauben, daß Mischtschenkos Ritt den Liao-ho entlang die Aufmerksamkeit Oyamas von einer etwa vorzunehmenden Dislokation der russischen Ostarmee ablenken würde. Es ist vielmehr mit größter Sicherheit anzunehmen, daß, sobald das erste Bataillon auf dem russischen linken Flügel seine Stellung gewechselt, die japanische Heeresleitung sofort in Kenntnis davon gesetzt werden wird. Und so bleibt nur die eine Deutung übrig: General Mischtschenko, des Nichts-

tuns müde und um seine faulenzenden Kosaken etwas aufzufrischen, will eine Art militärischen Spazierrittes unternehmen, der ihn bis Niutschwang, Inkou oder gar Daschidzjao führen kann. Aufzuklären gibt es dort allerdings nicht allzuviel: wir wissen auch ohne ihn, daß die japanischen Garnisonen von Niutschwang und Inkou wenige hundert Mann zählen, und daß zwischen Daschidzjao und Liao-yang etwa fünf japanische Divisionen gelagert sind. Um dies ohnehin Festzustehende festzustellen und um den Kosaken einige Georgskreuze einzubringen, lohnt es sich wirklich nicht, die chinesische neutrale Zone zu betreten,*) wahrscheinlich einige hundert Mann zu verlieren und überdies sich der Gefahr auszusetzen, am Ende von der russischen Hauptarmee abgeschnitten zu werden. Die alte Poesie der Husarenstückchen paßt nun einmal nicht mehr in das prosaische Zeitalter der Schrapnells und des „Schimose" hinein. Bestenfalls wird General Mischtschenko das ausrichten, was der köstliche Gogol von den geträumten Mäusen erzählt: „sie kamen, beschnüffelten und gingen wieder fort."

---

*) General Mischtschenkos Adjutant, der Kosakenrittmeister Ssjetschenow, der mich gestern besuchte, meinte, Mischtschenkos Reiter würden sich ausschließlich des zugefrorenen Liao-hos bedienen. Das stimmt nicht. Erstens einmal ist der Liao-ho nur stellenweise zugefroren, und zweitens führt der Kosakengeneral Geschütze mit sich, die die verhältnismäßig dünne Eisdecke leicht durchbrechen würden. Mischtschenko wird somit das rechte (westliche) Ufer des Liao-ho benutzen müssen — das östliche ist von den Japanern besetzt —, was zweifellos eine Ueberschreitung der neutralen Zone bedeuten würde.

18. (31.) Dezember 1904.

„Sensationen“ sind billig heutzutage. Man sollte es kaum glauben, wie wenig es bedarf, um mittels etwas Phantasie und Druckerschwärze für einige Stunden oder bestenfalls Tage Aufsehen zu erregen. Denn „Sensationen“ haben in der Regel kurze Beine und schon dadurch ergibt sich ihre Zugehörigkeit zur großen Familie Lügen. Es gibt allerdings zwischen täglichem Leben und Rotationspresse Dinge, von denen unsere Weisheit sich nichts träumen läßt, und das Unglaubliche ist nicht immer unmöglich — aber aufsehenerregende Zeitungsmeldungen teilen das Schicksal auffälliger Damentoiletten: sie sind in der guten Gesellschaft nicht üblich, mögen sie an sich noch so pikant sein.

Und dennoch möchte ich heute meinem geneigten Leserkreis eine waschechte Sensation bieten. Sie ist freilich nicht allzu pikant, nicht gerade welterschütternd; dafür entbehrt sie aber nicht einer grimmigen Komik, und schon der große Seelenleser von Stradford hat uns bewiesen, wie wirkungsvoll eine fratzenhafte Possenfigur sich vom tragischen Hintergrund abhebt. Flechten wir also eine lustige Episode in die Todes- und Grauenberichte ein.

Es mögen zwei Monate her sein, da verschwand eines Tages plötzlich eine ganze russische Batterie.

Die kaiserliche Geschützgießerei hatte aus dem europäischen Rußland acht nagelneue Feldgeschütze mit den dazu gehörigen Lafetten, Protzkasten und lebendem Inventar nach dem fernen Kriegsschauplatz entsandt; Mensch und Stahl war denn auch auf der Station Obj in Westsibirien noch gesehen worden — und plötzlich hörte jede Spur auf. Darob begann eine Heidenarbeit in dem all- und ohnmächtigen russischen Kanzleiräderwerk: man schrieb und telegraphierte, man berichtete, mundierte, referierte, deklarierte, extrahierte — kurzum, man setzte den ganzen köstlichen lateinisch-bureaukratischen Apparat in Bewegung. Aber die unglückselige Batterie war und blieb verschwunden. Man hatte von dieser leichtsinnigen Artilleriebummlerin schon schmerzlichen Abschied auf Nimmerwiedersehen genommen — da erschien sie eines Tages ebenso plötzlich wieder auf der Bildfläche. Auf einem Nebengeleise einer eingeschneiten, gottverlassenen, westsibirischen Steppenstation fand man die gute Batterie samt Lafetten, Protzkasten und Kanonieren. Die Herren Artilleristen hatten dort ein gottgefälliges, beschauliches Einsiedlerleben geführt, und die Munitionskasten benutzte die wirtschaftliche Frau Stationsvorsteherin als ganz vorzügliche Eisschränke. Diese selbst in Rußland etwas eigentümliche Verquickung von Nationalkrieg und Privatwirtschaft führte zu einer strengen Untersuchung, und da erfuhr man, daß das betreffende Stations-Zarlein die Geschütze nur deshalb auf einen toten Strang hatte abschieben lasseu, weil die Hauptlinie für „dringende“ Güterzüge freistehen mußte: nämlich für Privatgüter, für deren Weitersendung der Stationschef den üblichen hohen Bakschisch erhielt.

Als vor Monatsfrist diese köstliche Idylle zu meiner Kenntnis gelangte, da widerstand ich nur schwer der Versuchung — wir Berichterstatter sind ja allesamt Sünder —, dieses hohe Lied vom braven Stationsmann meinen nachsichtigen Lesern vorzutragen: die Tatsachen waren zwar beglaubigt, aber mir fehlte gewissermaßen Brief und Siegel. Nun habe ich auch diese. Allerdings beziehen sie sich nicht auf die verlorene und wiedergefundene Batterie, aber die Dokumente, die ich unten veröffentliche — und diese bilden die eingangs in Aussicht gestellte „Sensation" —, erklären uns, auf welche Art die von Kuropatkin dringend benötigten Geschütze auf Wochen verschwinden, wieso untergeordnete Eisenbahnbeamte in der Lage sind, bei einem Monatsgehalt von wenigen Rubeln Tausende auszugeben, ohne dabei in Schulden zu geraten; warum die Winterkleidung für die Feldarmee Monate hindurch unterwegs ist, während Privatpersonen Waggonladungen von Wein, Schnäpsen und Delikatessen, dem strikten Verbot des obersten Mobilisationsamtes entgegen, unbeanstandet und mit Eilzugsgeschwindigkeit nach der Mandschurei entsenden u. a. m. Der ganzen großen transsibirischen Eisenbahn entlang hat sich, wie wir gleich sehen werden, eine Art legalisierte und streng kodifizierte Bestechung etabliert, die nachgerade jedermann weiß und die, wie es scheint, niemand abzustellen vermag.

Von befreundeter Seite ist mir ein „Dossier" zur Verfügung gestellt worden, welches drei Briefe und sechs Telegramme enthält. Der höchst unterhaltende Notenwechsel erfolgte zwischen einem großen Irkutsker Handelshause A. D. St. und

dessen Bevollmächtigten, Herrn Sp., auf einer großen westsibirischen Eisenbahnstation. Hier diese Dokumente mit Hinweglassung alles Nebensächlichen und ohne jedweden Kommentar — sie sprechen für sich selbst.

I. Brief des Sp. an St. vom 5. Dezember:

„. . . . Erlaube mir ferner mitzuteilen, daß der Stationschef für die Absendung des Waggons 50 Rubel erhalten hat, die Ladung aber noch zurückhält. Weder mich noch Sie geht es an, was für Güter sich auf der Station angesammelt haben.*) Der Lump hat das Geld nun einmal genommen und jetzt macht er Ausflüchte . . . .“

II. Telegramm des Sp. an St. vom 2. Dezbr., Nr. 164 aus Krasnojarsk:

„. . . . Wird sich machen lassen. Kann den 4. oder 5. absenden. Werde morgen erfahren . . . .“

III. Telegramm des Sp. an St. vom 9. Dezbr., Nr. 1187 aus Krasnojarsk:

„. . . Waggons noch nicht erhalten. Kann erhalten und Ladung absenden. Waggon kostet jetzt 175 Rubel . . .“

IV. Telegramm des Sp. an St. vom 12. Dezbr., Nr. 51 aus Krasnojarsk:

„. . . Man hat versprochen. Wird anstandslos abgehen . . .“

V. Brief des Sp. an St. vom 9. Dezember:

„. . . Als ich in die Stationskanzlei kam, wurde mir eine weitere Rechnung vorgelegt, wie

*) Gemeint sind Militärgüter, die für den Kriegsschauplatz bestimmt sind. M. B.

Sie sich wohl denken können; außerdem mußte ich den obersten Beamten bewirten, was 25 Rubel gekostet hat. Hier hält sich jetzt der Bevollmächtigte einer anderen Firma auf, der wahnsinnige Gelder für die Absendung von Waggons verspricht . . . Unter solchen Umständen ist ein weiteres Arbeiten erschwert. Ihre Waggonladung ist unter der Bezeichnung „Geschütze“ abgegangen, denn nur so lassen sich jetzt gewöhnliche Privatgüter absenden. Ueberweiset Geld . . .“

VI. Brief des Sp. an St. vom 10. Dezember:

„ . . . Bitte beunruhigen Sie sich nicht. Es lassen sich auch weitere Waggons erhalten, aber nur gegen 175 Rubel für jeden . . .“

VII. Telegramm an St. vom 11. Dezember, Nr. 1175 aus Krasnojarsk:

„ . . . Zwei Waggons erhältlich. Kostet jeder 380 . . .“

Hier breche ich ab, denn die übrigen zwei Schriftstücke besagen nur noch, daß die Transporte zur völligen Zufriedenheit der Firma St. und der — — Eisenbahnbeamten sich abgewickelt haben. Ich muß gleich bemerken, daß derartige Briefwechsel hier zur Tagesordnung gehören und keinen Menschen mehr aufregen. Ein Waggon für Privatsendungen „kostet“ eben soundsoviel Rubel; man macht nicht nur kein Hehl daraus, sondern notiert börsenmäßig diese „Kosten“: gegenwärtig hält sich dieser Preis auf etwa 350—400 Rubel für jeden Waggon. Sammeln sich auf irgendeinem Knotenpunkt größere Militärladungen für den Kriegsschauplatz an — z. B. Geschütze, Munition, Verpflegungsgüter u. dgl. m. —, so

schnellt naturgemäß der „Börsenpreis“ in die Höhe; erhalten kann man aber Waggons auf alle Fälle und so viel man will: die störenden Militärladungen werden dann einfach auf tote Geleise abgeschoben, wo sie auf Wochen verschwinden. Zur Ehre der Eisenbahnbeamten sei ferner bemerkt, daß sie nach Erhalt der „Kosten“ den privaten Absender in der Regel prompt bedienen, und ich verstehe daher recht wohl die sittliche Entrüstung des Herrn Sp., der darob grollt, daß „der Lump das Geld genommen habe und nun Ausflüchte mache“. Ebensowenig schön finde ich es, daß man Herrn Sp. „eine weitere Spesenrechnung vorgelegt“ und überdies noch „die Bewirtung des obersten Beamten“ verlangt habe — das ist wirklich nicht kaufmännisch-anständig. Die armen Herren Zwischenhändler haben es ohnehin jetzt nicht allzu leicht. Will man gesetzlich verfahren, so muß für die jedesmalige Absendung von Privatgütern auf den sibirisch-mandschurischen Eisenbahnen eine besondere Erlaubnis seitens des Generalstabs in Petersburg eingeholt werden; diese Erlaubnis wird aber seit einiger Zeit, wo Armeekorps auf Armeekorps ostwärts zieht, überhaupt nicht mehr erteilt; man muß daher sich Waggons von den Stationsvorstehern „kaufen“ — und die Konkurrenz ist rührig, wie wir dies aus dem fünften Schriftstück ersehen. Aber Gewinnsucht ist erfinderisch: man „kauft“ sich von den barmherzig-patriotischen Bahnbeamten Waggons und versendet dann Zucker als „Geschütze“ und Sardinenbüchsen als „Schrapnells“. Wir haben gesehen, daß dies nicht billig ist; dafür aber gehen die süßen Geschütze und öligen Schrapnells unter strenger militärischer Bewachung. Der gute

Bürger aber sieht einen „Militärgüter"-Zug nach dem anderen vorüberziehen und dankt mit erhobenen Händen seinem Schöpfer, daß General Kuropatkin so großartig mit Kriegsmaterial versehen wird.

O, du gutes, heiliges Rußland! — — —

---

21. Dezember 1904. (3. Januar 1905.)

Admiral Alexejews verbrecherische Unterbilanz ist seit gestern um einen weiteren argen Soll-Posten reicher: Port Arthur ist gefallen. Denn nicht Stoessel und seine Generale haben sich den Japanern ergeben; kapituliert hat der leichtsinnige — um nicht mehr zu sagen — Vizekönig im Exil, kapituliert hat zugleich die miserable russische Verwaltungsmaschine. Mögen kurzsichtige militärische Kleinigkeitskrämer dem einst so bejubelten General Stoessel jetzt vorrechnen, daß er sich noch soundsoviel Tage und Stunden hätte halten können — eine zerfahrene Wirtschaft wird dadurch nicht besser, daß die Konkurserklärung einige Tage oder Stunden später erfolgt ist.

Leichtsinn, Eigennutz und Selbstüberschätzung, diese drei Erbsünden des russischen Tschinowniktums, haben die Forts der Kwantung-Festung an General Noghi ausgeliefert, und ein tragisches Schicksal wollte es, daß General Stoessel seine Unterschrift unter ein fremdes Sündenregister setze. Wer kennt nicht diese Prügelknaben der Kriegsgeschichte, diese Schildwachen auf verlorenen Posten? Und noch immer hat man dem armen Flickschneider darob gegrollt, daß er aus dem von fremden Händen jämmerlich zugeschnittenen Rock kein gutsitzendes Prachtgewand gemacht.

Der Gesamtorganismus wiederholt sich gleichsam in jeder seiner Zellen, und so war auch Port Arthur ein Rußland im kleinen. Ein Riesengebäude auf Sand gebaut. Glänzende Gemächer mit Häuserschwamm in den Wandritzen. Uferlose Breite, aber keine Tiefe. Man errichtete eine Flottenstation, gab ihr aber keine Docks; man türmte Fort auf Fort, vergaß aber den Schießbedarf; man baute eine Festung, aber ließ sie ohne Soldaten; man entsandte Verpflegungs-Exzellenzen, aber keine Verpflegung. Port Arthur hat mehr als einmal kapituliert: es kapitulierte am 27. Januar (9. Februar) vorigen Jahres, als die Vortänzer in den Salons der Frau Admiral Stark ruhig zusahen, wie Togo zwei russische Panzer und einen Kreuzer zerschoß; es kapitulierte am 22. April (5. Mai), als es sich durch die zweite japanische Armee vom Norden her abschneiden ließ, ohne zuvor die nötigen artilleristischen und Verpflegungsvorräte der belagerten Festung zugeführt zu haben; es kapitulierte am 13. (26.) Mai, als General Fock bei Kintschou seine gesamte schwere Artillerie verlor; es kapitulierte am 2. (15.) Juni, als der unglückselige General Stackelberg, anstatt die Festung zu entsetzen, seine Soldaten bei Wafangou den Japanern den Rücken zeigen ließ; es kapitulierte am 28. Juli (10. August), als Admiral Uchtomski in bleichem Schrecken mit dem ausgelaufenen Geschwader zurück nach Port Arthur flüchtete. — — Denn kapitulieren heißt, dem Gegner seine Schwäche eingestehen — und haben die Starkschen Geburtstagsgäste, haben die Herren Alexejew, Uchtomski, Stackelberg und andere Heroen von gestern ihre völlige Impotenz nicht schon längst eingestehen müssen?

Noch wissen wir nicht, welcherlei Umstände General Stoessel bewogen haben, die Kapitulation zu unterzeichnen, nebenbei bemerkt, die erste Festungskapitulation, die die russische Kriegsgeschichte kennt. Es müssen wichtige Gründe vorgelegen haben, denn nur solche, nur der unentrinnbare Tod konnten einen Festungskommandanten veranlaßt haben, ein Dutzend Generale und Admirale, 1000 Offiziere 25000 Mann und 600 Geschütze dem Feinde auszuliefern. Noch war in Port Arthur das letzte Pfund Brot nicht aufgegessen, die letzte Granate nicht verschossen worden: ich ersuche den geneigten Leser, sich dessen zu erinnern, was ich über die Vorräte von Port Arthur vor ungefähr zwei Wochen an dieser Stelle geschrieben. Noch war der innere Festungsgürtel — von den südlichen, außerordentlich starken Seeforts schon gar nicht zu sprechen, — in den Händen der Russen; noch hatte General Stoessel mehrere Tausend Kampffähiger unter seinem Befehl. Diese beglaubigten Tatsachen ergeben ebensoviel Fragen, und wer weiß, ob das russische Vertuschungs- und Verschweigungssystem diese bangen Fragen so bald beantworten wird?

Ein jämmerliches, gefährliches System fürwahr — gefährlich für diejenigen selbst, die dieses feige System aufrecht erhalten. Denn schon murmeln diejenigen, die im Dunkeln gelassen werden, das schreckliche Wörtchen „Verrat!", und aus dem heutigen Murmeln kann morgen ein Schreien, ein Brüllen werden. Sonst ernste, ruhige Stabsoffiziere donnern und wettern seit gestern, und wenn sie von General Stoessel sprechen, den sie noch vor wenigen Tagen vergöttert, ballen sie wütend die Fäuste. Jetzt erinnert man sich plötzlich, daß seine Offiziere ihn

zu keiner Zeit sonderlich geliebt; daß nicht er, sondern der vor wenigen Tagen getötete General Kondratenko der eigentliche Verteidiger von Port Arthur gewesen; daß der russische Generalstab noch sieben Tage vor der Kapitulation ein Telegramm Stoessels an den Zaren veröffentlicht hatte, worin der General hoffnungsfreudig von der Zukunft der Festung gesprochen; daß kurz nach Umzingelung der Festung ein schwungvoller Tagesbefehl erlassen ward, worin der Kommandant schwur, daß Port Arthur entweder in russischen Händen verbleiben oder aber zu seinem eignen Grabe werden würde. Und nun weht die japanische Kriegsflagge über Port Arthurs Mauern, und General Stoessel dampft nebst Frau Generalin wohlgemut nach Rußland zurück. Eine Heldentragödie, die spießbürgerlich-possenartig schließt — so faßt dies wenigstens das erbitterte, grollende russische Soldatenherz auf. Nicht als ob der Fall der vielgeprüften Kwantung-Festung unerwartet gekommen wäre — sie mußte der alten, fremden Sünden wegen gar bald fallen: das wußte und sagte sich jedermann. Aber Stoessels Vergangenheit, Stoessels prunkhafte Tagesbefehle, Stoessels Verhimmelung durch die sich überpatriotisch dünkende russische Gassenpresse machten jedermann glauben, daß etwas Gräßlich-Großes, etwas Grauenhaft-Schönes die letzten Augenblicke von Russisch-Port-Arthur umgeben werde. Die Festung und ihr Kommandant sollten „in Schönheit sterben" oder was das blutige Kriegshandwerk schön nennt: unter dem Getöse der in die Luft gesprengten Forts, unter dem Gesause platzender Pulverlager, unter dem Gezische der letzten gegen die eigene Brust gerichteten Geschosse. Denn Heldenruf ver-

pflichtet, und selbst das weichste Spießbürgerherz empfindet erbarmungslosen Blutdurst, wenn es fühlt, daß für seinen Lieblingsheros die letzte Stunde geschlagen. Es muß seine „Apotheose" haben, und ein Samson, der nicht das Gebäude und die Philister mit sich in den Tod reißt, wird aus dem Helden zum Possenreißer gestempelt — geschweige denn, wenn der Samson sich selbst den Philistern ausliefert und dann mit des Feindes Häuptlingen gemächlich frühstückt. — —

Das ist alles, was ich heute über den Fall von Port Arthur zu sagen habe. Denn die sachliche Fachkritik muß vorerst noch schweigen, solange wir Noghis und Stoessels ausführliche Berichte nicht zu Gesicht bekommen, solange wir nicht wissen, was sich im letzten Kriegsrat der Port Arthurer Generale abgespielt. Der amtliche russische Draht weiß uns von angeblich stürmischen Vorgängen in diesem entscheidenden Kriegsrat zu erzählen: die Generale Fock und Smirnow sollen für sofortige Kapitulation gewesen sein und dadurch General Stoessel in „wahnsinnige Wut" versetzt haben, der aber schließlich der ergebungslüsternen Mehrheit sich habe unterordnen müssen. Wie kommt es dann aber, daß just die Generale Fock und Smirnow sich nach der Kapitulation geweigert haben, auf Ehrenwort freigelassen zu werden und es vorgezogen haben, zusammen mit ihrer gefangenen Mannschaft nach Japan zu gehen, während gerade General Stoessel sofort sein Ehrenwort gegeben hat und demnächst nach Rußland zurückkehren wird? Es liegt hier ein Widerspruch zwischen den Tatsachen und dem russischen Be-

schwichtigungsdraht, und vorerst sind für mich die ersteren weit maßgebender als der letztere.

Wird uns die Uebergabe von Port Arthur dem im ganzen Lande so heiß ersehnten Frieden näherbringen? Wäre die Festung mit dem ganzen kriegstheatralischen Ausstattungspomp gefallen, von dem ich soeben gesprochen und den man hier allgemein erwartet hatte — dieser „gute Abgang" hätte den Russen zwar keine Lorbeeren, wohl aber vielleicht endlich den Olivenzweig gebracht. Aber das Wörtchen Kapitulation wirkt nicht nur schmerzlich, sondern auch tief beschämend, und für Rußlands Ansehen in Ostasien, für Rußlands Stellung in der europäischen Großmächtefamilie, für Rußlands Nationalstolz wäre es besser gewesen, drei große Schlachten zu verlieren, als eine einzige Festung auf dem Wege der Kapitulation einzubüßen. So muß denn leider gesagt werden, daß Stoessels verhängnisvolle Unterschrift die schon etwas näher herangerückte Friedensgöttin wieder verscheucht hat. Seit Beginn des Krieges habe ich noch nie eine derartig ausgesprochene Kampfeslust unter den Offizieren und Soldaten gesehen, wie gerade jetzt, seitdem das traurige Schicksal von Port Arthur bekannt geworden, und diese grimmige Wut der Beschämung wird General Kuropatkin sich möglicherweise nutzbar machen, um, solange sie noch nicht abgekühlt, zum zweiten Male einen allgemeinen Vorstoß zu wagen. Seit vorgestern riecht es wieder ganz verdächtig nach Pulver zwischen Hun-ho und Scha-ho.

---

3. (16.) Januar 1905.

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß General Kuropatkin sich entschlossen hat, zum zweiten Mal sein Glück zu versuchen und den Japanern eine Hauptschlacht zu liefern. Gar mancherlei Gründe mögen den russischen Höchstkommandierenden dazu bewogen haben. Vor allem die innerpolitischen Zustände im Zarenreiche, mit denen sowohl der russische Feldherr in seinen Plänen als der Kriegsberichterstatter in seinen Betrachtungen nun einmal zu rechnen haben. Ein hitziges Fieber hat sich der russischen öffentlichen Meinung bemächtigt und selbst der geübteste Russenkenner vermag nicht vorauszusagen, wann und in welcher Art die allaugenblicklich zu erwartende Krisis sich äußern wird. Der unglückselige russisch-japanische Krieg spielt eine außerordentlich wichtige Rolle in dem begonnenen Kampfe zwischen Regierung und Volk: ein Erfolg der russischen Waffen würde vielleicht für eine gewisse Zeit die erwachten Volksleidenschaften beruhigen; eine weitere Niederlage oder auch nur ein weiteres Zögern Kuropatkins kann dagegen eines unschönen Tages zu Revolution, zu Barrikaden führen. Von glaubwürdiger Seite wird mir denn auch mitgeteilt, daß General Kuropatkin — genau so wie in den ersten Oktobertagen vorigen Jahres — von Peters-

burg aus den direkten Befehl erhalten habe, den Feind abermals anzugreifen: man 'zieht anscheinlich an der Newa das mögliche Ende mit Schrecken dem nunmehr monatelangen Schrecken ohne Ende vor.

Aber auch rein militärische Gründe mögen für Kuropatkin ausschlaggebend gewesen sein. Vor zwei Wochen ist Port Arthur gefallen, und Noghi wird wohl kaum gezögert haben, seine Belagerungsarmee und seine Belagerungsartillerie — rund 50000 Mann mit 500 Geschützen — dem Marschall Oyama zur Verfügung zu stellen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, während ich diese Zeilen schreibe, Noghis Armee zum allergrößten Teil sich bereits auf dem Wege nach dem Schaho befindet. Sollte dem so sein, so hat der russische Feldherr den besten Angriffsmoment allerdings schon versäumt, und jedes weitere Zögern würde die Lage seiner Armee, seine Aussichten jedenfalls immer mehr verschlimmern. Denn ist einmal die japanische Belagerungsarmee zu Oyama gestoßen, so verschiebt sich das gegenseitige Kräfteverhältnis der beiden Gegner abermals zu ungunsten der Russen, und wenn ein deutscher Kriegsberichterstatter — der jetzt glücklicherweise fern von Ostasien weilt — erst neulich wieder einmal kurz und bündig erklärt hat, General Kuropatkin sei der Zahl seiner Bataillone nach der weit stärkere, so möchte ich darauf verweisen, daß dieser sonderbare Stackelberg-Schwärmer schon vor etwa vier Monaten die Stärke der Russen auf rund eine halbe Million geschätzt hatte. Trotz dieser kindischen Rechenkunst beziffert sich Kuropatkins Armee zurzeit auf nicht ganz 350000 Mann, und wenn der geneigte Leser

sich der japanischen Armeezahlen erinnern wollte, die ich an dieser Stelle Ende September vorigen Jahres gegeben, so würde er sich ohne weiteres sagen müssen, daß Oyama, durch Noghis 50000 Mann verstärkt, eine der russischen überlegene Truppenzahl unter seinem Oberbefehl vereinigen würde. General Kuropatkin hätte somit allen Grund, sich keilartig zwischen Oyama und Noghi zu schieben, um diese ihm gefährliche Vereinigung zu hintertreiben.

Also eine zweite Hauptschlacht, nachdem die erste zwischen Yantai und Scha-ho zuungunsten der Russen ausgefallen ist. Wird diese bessere Resultate erzielen? So sehr ich dies bedauere, muß ich dennoch meinem Kassandraamt nach wie vor treu bleiben: die Wahrscheinlichkeit spricht auch diesmal gegen die Russen. Sehen wir uns vor allem das Schlachtfeld an, soweit bei der Riesenausdehnung der modernen Kämpfe von einem „Schlachtfeld" die Rede sein kann. Ich glaube kaum, daß der russischen Ostarmee sonderliche Lorbeeren in der bevorstehenden Schlacht beschieden sein dürften. Der japanische rechte Flügel (Kuroki) hält nach wie vor die Bergpässe besetzt, die sich östlich von der Eisenbahnlinie hinziehen, und wollten die russischen Steppensöhne zur Winterszeit diese fast uneinnehmbaren Bergstellungen angreifen, so würden sie sich von vornherein der Wahrscheinlichkeit einer argen Niederlage aussetzen. Noch viel weniger kann von einer russischen Umgehungsoperation hier die Rede sein, denn im Rücken Kurokis liegen Bergmassive, die zu dieser Jahreszeit einfach unpassierbar sind. Ebensowenig wahrscheinlich ist ein ernstes Vorgehen des russi-

schen Zentrums. Man hatte den Japanern drei Monate hindurch Zeit gelassen, am Südufer des Scha-ho links und rechts der Eisenbahnlinie Befestigungen aufzuführen, die in einer Feldschlacht nicht mehr einzunehmen sind. Nur ein regelrechter „Festungskrieg“ kann diese Stellungen die Russen wiedergewinnen lassen und dazu hat General Kuropatkin weder genügende Truppen, noch genügende schwere Artillerie, noch genügende Zeit, schon ganz abgesehen davon, daß der russische Soldat sich im aktiven Festungskrieg noch zu keiner Zeit als besonders tüchtig erwiesen hat. Bleibt somit die russische Westarmee, und dieser dürfte es denn auch vorbehalten sein, den eigentlichen Vorstoß auszuführen. General Griepenberg, dem vier Armeekorps und die Division Mischtschenko unterstellt sind, wird den Versuch machen, eine Umgehung des japanischen Flügels vorzunehmen, und die bevorstehende Schlacht dürfte sich demnach innerhalb des Vierecks abspielen, das westlich von der Eisenbahnlinie durch die Flüsse Hun-ho, Scha-ho und Taidzy-ho gebildet wird. Griepenbergs Plan hat entschieden etwas für sich. Gelänge es ihm, sich der Landstraßen zu bemächtigen, die von den Hunho-Ufern nach Liao-yang führen, so bekäme er vor allem drei vorzügliche Angriffswege für seine Fußtruppen und Artillerie, was bei der Terrainbeschaffenheit der mittleren Mandschurei — und überdies zur Winterszeit — von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Des ferneren hätte der Führer der russischen Westarmee auf nur wenig befestigten Linien zu operieren: soweit diesseits bekannt ist, sind nur die strategisch und wichtigen Punkte Tytaidzy, Haigoutai, Ssandepu

und Labutai von den Japanern befestigt worden; die übrigen Dörfer auf den drei obenbezeichneten Landstraßen weisen keinerlei Fortifikationen auf. Drittens und letztens würde Griepenberg unter Umständen in der Lage sein, an mehreren ihm passenden Punkten die langausgedehnte und daher verhältnismäßig dünne japanische Westfront im Bedarfsfalle zu durchbrechen, und, wenn alles gut geht, sich schließlich keilartig zwischen die Armeen Oku und Noghi zu schieben, ja vielleicht gar eine von diesen beiden zu schlagen.

Aber wie verheißungsvoll diese alle Möglichkeiten auch klingen mögen, die nächste Zukunft der Griepenbergschen Armee erscheint mir persönlich dennoch in gar nicht allzurosigem Lichte. Eine alte strategische Erfahrung lehrt, daß eine Umgehung in großem Stil — ich spreche hier nicht von rein taktischen Umgehungen auf dem engeren Schlachtfeld — nur dann Aussicht auf dauernden Erfolg haben kann, wenn gleichzeitig entweder ein ernster zentraler Vorstoß vorgenommen oder aber die Umgehung zu einer doppelseitigen wird. In dem uns beschäftigenden Falle ließe sich gegen Griepenbergs Umgehung vom Standpunkt einer zweckmäßigen Strategie nicht das geringste einwenden, wenn etwa zu gleicher Zeit entweder General Lenewitsch das japanische Zentrum heftig angriffe oder aber General Kaulbars seinerseits die Armee Kurokis zu umgehen versuchte. Wie wir aber oben gesehen haben, wäre es heller Wahnsinn, die russische Mittel- oder Ostarmee nach dieser Richtung hin vorzuschieben, und somit wird Griepenberg wohl oder übel in seinem Vorgehen isoliert bleiben müssen. Damit fällt seine ganze

Operation in sich zusammen: die Armee Oku, die im Bedarfsfall durch einzelne Teile des japanischen Zentrums (Armee Nodzu) jederzeit verstärkt werden kann, wird den angreifenden Russen eine zahlenmäßig stärkere Macht entgegenwerfen können, und ein schwächerer Angreifer hat noch nie einen Erfolg errungen. Was dann aber, wenn überdies die Noghischen Bataillone und Batterien inzwischen zu Oku gestoßen sein sollten?

---

9. (22.) Januar 1905.

Selbst dem ernstesten Berichterstatter, der gezwungen ist, tagtäglich vor dem aufgerollten Bühnenvorhang zu sitzen, wird manchmal sein schweres Amt zum Ueberdruß, und da wagt er einen Sprung hinter die Kulissen, wo es zwar nicht immer sauber zugeht, aber pikante Einzelheiten in Hülle und Fülle gibt. Nun sitze ich ja hier tatsächlich unmittelbar hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters, und so manches, was auf der grausigen Bühne bei Mukden vor sich geht, wird zuvor hier „in Szene gesetzt". Deshalb weiß ich vielleicht auch in diesen Blättern so oft davon zu erzählen, daß angebliche Helden nichts anderes denn armselige Komödianten sind, daß die Herren Intendanten „kachierte" Verpflegung liefern, daß manche glänzende Ausstattung aus billigem Bühnenflitter besteht. Wäre ich Leiter eines Kriegstheaters, ich würde nie einem Berichterstatter erlauben, „hinter den Kulissen" zu sitzen.

Verlassen wir also auf einige Augenblicke unseren Rezensentensitz im Theatersaal, während Herr Griepenberg in der Pause den nächsten kriegerischen Aufzug vorbereitet. Hinter die Bühne, meine Herren, wenn ich bitten darf! Es gibt

dort im bunten Durcheinander einige interessante Kleinigkeiten.

Das Aerztepersonal des „Ersten Ussuri-Sanitäts-Zuges", der den Verwundetentransport auf der Eisenbahnstrecke Mukden—Harbin—Irkutsk besorgt, hat soeben eine Klageschrift verfaßt, die mir jetzt zugegangen ist. Diese Klageschrift wird, wie wohl selbstverständlich, den Weg aller russischen Jeremiaden gehen: sie wird spurlos in dem Riesenmagen des Kriegs-Tschinowniktums verschwinden — er verdaut ja ganz vorzüglich derlei gepfefferte Speisen —, und die Presse darf sie hierzulande ohnehin nicht veröffentlichen. Hören wir zu, wie urrussisch-gemütlich der Verwundetentransport vor sich geht. Der gesamte Sanitätseisenbahnzug, klagen mir die Aerzte, ist eine Ruine und läßt allaugenblicklich ein Eisenbahnunglück befürchten. Kleinere Entgleisungen und Zusammenbrüche sind bereits denn auch mehrmals zu verzeichnen gewesen. Die Heizung funktioniert nicht, und selbst in dem bestheizbaren Waggon war eine Temperatur über 3° nicht zu erzielen. Die Uebergänge von Krankenwagen zu Krankenwagen sind nicht geschützt, und als während der Fahrt eine Krankenschwester einen derartigen Uebergang passieren mußte, um nach den Verwundeten zu sehen, da verwickelte sich ihr Rock im herrschenden Schneesturm und sie wäre um ein Haar unter den dahinbrausenden Zug geraten. „Wir haben unserer obersten Behörde davon Mitteilung gemacht und die Antwort erhalten, die Krankenschwestern mögen doch Männerhosen tragen." Auf dem Wege zwischen Harbin und Chabarowsk überfuhr der Zug einen Verwundeten, der, ohne jedwede Aufsicht gelassen, im

Fieber den Waggon verlassen hatte. Die Krankenwagen werden sehr schlecht gereinigt, und frisch Verwundete werden auf Bänke gelegt, die deutliche Spuren der ruhrkranken früheren Insassen tragen. Dann folgen weitere Einzelheiten, die hier leider nicht wiederzugeben sind: sie stellen Ungeheuerlichkeiten dar, die sich nur für eine ärztliche Zeitschrift eignen und mir persönlich wieder einmal die völlige Unhaltbarkeit des russischen Kriegs-Medizinalwesens vor Augen führen.

Die Sanitätseisenbahnzüge scheinen allerdings den Verwundetentransport häufig, sozusagen, nur im Nebenamt zu besorgen, denn als vorgestern ein derartiger Zug auf der Station Werchne-Udinsk Halt machte, da entdeckte ein allzu neugieriger Unterbeamter im Zuge eine Güterladung von 40 000 Pfd., die für einen dortigen Kaufmann bestimmt war.*) Und nun kommt das Ungeheuerlichste. Dieser komische Kauz von einem Unterbeamten macht davon Meldung dem „Revisor", worauf dieser sofort an die oberste Bahnbehörde nach Irkutsk telegraphiert, auf der Station Werchne-Udinsk befinde sich ein Beamter X. Y., der „seine Nase in Angelegenheiten stecke, die ihn nichts angingen". Umgehend erfolgt denn auch die Entscheidung aus Irkutsk: der allzuneugierige, pflichtvergessene Beamte sei zu entlassen. Hoffentlich wird Her X. Y. nunmehr einsehen, daß es in Rußland als höchstes Amtsvergehen gilt, sich über das landesübliche Sittlichkeitsniveau zu erheben.

Ein anderes Bild. Unter Redeschwall, Becher-

*) Man muß sich vergegenwärtigen, daß der Transport von Privatgütern in Ostsibirien seit einiger Zeit verboten ist.

klang und Ordensregen ist vor einigen Tagen die Eisenbahn, die rund um den Baikalsee führt, dem Verkehr übergeben worden. Einige westeuropäische Kollegen von der Feder, die vom Hörensagen urteilen und sich von der slawischen Liebenswürdigkeit betören lassen, hatten schon vor Wochen und Monaten dieser Eisenbahn die beste Zensur ausgestellt, während ich zu gleicher Zeit an dieser Stelle mich dahin aussprach, daß die Baikalbahn, die für die russischen Militärtransporte nach dem Kriegsschauplatz von geradezu ausschlaggebender Bedeutung ist, eine Art Potemkinscher Dörfer darstelle. Und zwar recht kostspieliger Dörfer, denn der Bahnbau kam — zur Freude sämtlicher Ingenieure und Lieferanten — auf die Kleinigkeit von über einer halben Million für den Kilometer zu stehen. Kaum ist diese Unglücksbahn „eröffnet" — und schon kommt der hinkende Bote nach. Sämtliche Tunnels, die bei der Station Maritui sich befinden, zeigen bedenkliche Risse und Spalten, und die Baikalbahnverwaltung hat gestern bereits eine „Kommission" von Ingenieuren entsandt, die die Risse verkleistern soll. Die Strecke Baikal—Kultuk dieser Bahn — fast die Hälfte der ganzen Linie — ist so miserabel gebaut, daß die Bahnverwaltung die endgültige Uebernahme dieser Strecke kurzerhand verweigert hat, was jedoch niemand davon abhält, täglich ein Dutzend vollbesetzter Militärzüge auf dieser Unglücksstrecke laufen zu lassen. Die Mannschaftswagen der Bahn sind nicht heizbar; Rheumatismus, Angina und Entzündungen gehören zur Tagesordnung. Damit man ja nicht glaube, daß ich böswillige Schwarzseherei treibe, will ich gleich bemerken, daß die obigen Angaben einem mir vor-

liegenden Bericht entnommen sind, die die hiesige drakonische Militärzensur anstandslos hat passieren lassen. Wie muß es erst in Wirklichkeit mit der Jammerbahn bestellt sein!

Und zum Schluß ein nettes Stimmungsbildchen aus Irkutsk, diesem Vorraum des eigentlichen Kriegsschauplatzes. Der Irkutsker Vertreter der Petersburger „Nowoje Wremja" hat das höllische Gemisch von Schmutz und Schrecken, unter dem er lebt, in einem Jammerschrei zusammengefaßt, indem er an sein Blatt vorgestern folgendes telegraphierte: „... In Irkutsk herrscht eine Verpflegungskrisis. Alle Preise sind aufs Märchenhafte gestiegen. Zucker, Petroleum, Kerzen, Milch, Mehl fehlen gänzlich. Die persönliche Sicherheit ist nicht im geringsten garantiert. Raub und Mord gehören zur Tagesordnung. Täglich passieren 15 000 Telegramme Irkutsk, aber mit Ausnahme der amtlichen und dringenden werden alle Depeschen per Post befördert. Wunden, Tränen und Elend mischen sich hier mit Bacchanalien der Lieferanten. Die Riesenentfernung von Rußland läßt hier alles ungestraft bleiben ..." Die „Nowoje Wremja" ist ein halbamtliches Blatt, dem man alles andre denn Russenfeindlichkeit nachsagen kann, und das reizende Stimmungstelegramm seines Irkutsker Kriegsberichterstatters passierte anstandslos den doppelköpfigen Zerberus — Zivil- und Militärzensur —, ehe es nach Petersburg abging. Offen gestanden, mein Irkutsker Kollege hat die düstern Farben eher etwas verdünnt, und ich stimme ihm aus dem Innersten meines Herzens zu, wenn er sein vorgestriges Telegramm mit folgenden bezeichnenden Worten schließen zu müssen glaubte: „Die

Hinterkulissengeschichte aller bisher geführten Kriege ist ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was hier vorgeht.“ Daß die bärbeißige Irkutsker Militärzensur auch diesen vielsagenden Satz anstandslos durchließ — darin liegt eine wahrhaft grimmige Tragikomik.

---

15. (28.) Januar 1905.

Vor einigen Jahren war es. Admiral Makarow, der jetzt mit seiner „Petropawlowsk“ vor Port Arthur auf dem Meeresgrunde im ewigen Schlafe ruht, war mit dem von ihm erbauten Ozeaneisbrecher „Jermak“ soeben nach Petersburg gekommen und hatte die dortige Gesellschaft zu einem festlichen Frühstück eingeladen. In der Salonkajüte des Eisbrechers nahmen wir den Kaffee ein. Man sprach über Seekriege und Marine, und da erinnere ich mich, wie der geniale Admiral, um irgendeine Absurdität zu kennzeichnen, ausrief: „Das wäre ebenso, wie wenn wir unsere baltischen Küstenpanzer nach Ostasien entsenden wollten, um dort auf hoher See Schlachten zu liefern!“ Und die Marinemitglieder unserer Tafelrunde — soweit ich mich entsinne, befand sich damals unter uns auch der jetzt so oft genannte treffliche Admiral De-Livron — nannten Makarows Ausspruch einen „famosen Witz“ und lachten herzlich darüber. Wer dachte auch damals an Japan und Port Arthur, an Roschjestwensky und Togo!

Und nun sollen demnächst drei nicht mehr ganz jugendliche Küstenpanzer die Gewässer der Baltik verlassen, um im Verein mit drei altersschwachen Hochseepanzern und zwei nicht minder ehrwürdigen Kreuzer-Greisen zu Roschjestwenskys Geschwader

zu stoßen. Diese maritime Großvaterversammlung führt amtlich die Bezeichnung „Zweites Baltisches Geschwader" und soll dem bei Madagaskar sich seit langen Wochen versteckenden Admiral Roschjestwensky endlich die Möglichkeit geben, sich an das Tageslicht des Indischen Ozeans zu wagen.

Die Kriegsnot zwingt gar manchen und gar manchmal zu einer Umwertung aller Werte, aber für das Wertlose gibt es überhaupt keine Preisschwankung — und das stolz klingende „Zweite Baltische Geschwader" ist wertlos. Ich bin in der Lage, über diesen Gegenstand einige Daten zu geben, die aus völlig unanfechtbarer Quelle herrühren und uns beweisen werden, daß Rußland nicht nur zu Lande, sondern auch auf den Meereswellen Potemkinsche Dörfer errichtet. Jammerschade, daß die Ozeanoberfläche selbst für die leichtesten Kartenhäuschen keinen tragfähigen Untergrund abgibt.

Ueber den maritimen Wert der Küstenpanzer auch nur ein einziges Wort zu verlieren, halte ich für einen unnützigen Zeitverlust. Schon ihre Bezeichnung kündet uns das traurige Schicksal, das ihnen auf ihrer weiten Orientreise beschieden sein dürfte: bestenfalls werden sie gerade noch soviel Seetüchtigkeit besitzen, um als Halbinvaliden zu Roschjestwenskys Geschwader zu stoßen. Dann aber dürfte ihre ruhmlose Rolle zu Ende sein, denn um Togos moderner Flotte auf hoher See erfolgreich entgegenzutreten, hätte die russische Admiralität ebensogut — oder, richtiger gesagt, ebenso schlecht — die „Moniteure" und „Popowki" von Anno dazumal entsenden können. Oder, was würde General Kuropatkin sagen, wenn man ihm

etwa zumuten wollte, einer Kavallerieabteilung einige Belagerungsgeschütze beizugeben? Alle Vergleiche hinken — das weiß ich —; aber selbst die höchste Kriegsnot sollte nie und nimmermehr veranlassen, Küstenpanzer, 20 000 km von ihrem Heimatshafen entfernt, einem feindlichen Geschwader entgegenzuwerfen. Trauernd und gesenkten Hauptes wollen wir uns die Namen dieser drei bedauernswerten „Morituri“ merken: „General-Admiral Apraxin“, „Admiral Senjawin“ und „Admiral Uschakow“. Der Meeresgrund oder japanische Gefangenschaft steht ihnen bevor. —

An ihrer Seite werden sich drei Hochseepanzer befinden, von denen zwei nur durch ihr Alter Ehrfurcht erregen. „Imperator Nikolai I.“ und „Imperator Alexander II.“ erinnere ich mich bereits vor anderthalb Jahrzehnten auf der Reede von Kronstadt gesehen zu haben. Sie waren damals schwarzangestrichene, recht unbeholfen sich ausnehmende, täppisch manövrierende Fahrzeuge, von den man mir erzählte, sie sollten „angeblich“ eine Höchstgeschwindigkeit von etwa 12 bis 13 Knoten entwickeln. Zur Zeit ihres Stapellaufs — wenn ich recht unterrichtet bin, so erfolgte dieser im Jahre 1887 — hegte man bekanntlich in Schiffsbaukreisen eine leidenschaftliche Vorliebe für schwere Bepanzerung, und so kleidete man diese beiden Linienschiffe in ein Stahlgewand, das bei dem Stand der modernen maritimen und Seekriegstechnik ihnen leicht zum Verhängnis werden kann. Die Admirale Tryon und Makarow haben denn auch das übermäßig schwere Panzerkleid mit ihrem Tode und dem hilflosen Untergang ihrer Besatzungen büßen müssen. Der dritte Hochseepanzer der

auslaufenden lendenlahmen Flotte, die „Slawa“, ist das einzige moderne Kriegsschiff des ganzen Zweiten Baltischen Geschwaders. Vor wenigen Monaten erst fertiggestellt, ist sie nach zeitgemäßen Grundsätzen gebaut und dürfte zweifellos eine erwünschte Verstärkung der Flotte Roschjestwenskys ausmachen. Leider sind die für sie gebauten Maschinen und Kessel vor einigen Monaten anderweitig verwendet worden: für den damals schleunigst ausgerüsteten Panzer „Orel“, der gegenwärtig tatenlos um Madagaskar kreuzt. Ueberhaupt scheint es zu den unheiligsten Ueberlieferungen der russischen Admiralität zu gehören, bei der Instandsetzung eines Kriegsschiffes das erste beste von zufällig daliegenden anderen Kriegsschiffen wegzunehmen: genau so wie die neuen Maschinen der „Slawa“ für die „Orel“ verwendet worden sind, hat man dem „Imperator Nikolai I.“ seine Kessel, dem „Imperator Alexander II.“ seine ganze Artillerie weggenommen, als es galt, Roschjestwenskys Geschwader auszurüsten. Acht Monate wurden damals zu dieser Ausrüstung gebraucht, und sämtliche Admiralitäts- und Artilleriedepots von Petersburg, Kronstadt, Reval und Libau konnten weder genügend Kessel, noch Maschinen, noch Geschütze aufbringen, um die auslaufende Flotte instandzusetzen — man mußte sich dies alles gleichsam in zwölfter Stunde von anderen Schiffen ausborgen, die ihrerseits nach Lage der Dinge jeden Augenblick Segelorder erhalten konnten! Diese für den Westeuropäer schier unglaubliche Tatsache findet ihre Erklärung in der bekannten Denkschrift, die Admiral De-Livron jüngst dem Zaren überreicht haben soll. Der treffliche Admiral zählt darin in detaillierter

Weise die maritimen Kräfte Rußlands auf, und dort, wo er auf die einzelnen Bestandteile der Kriegsschiffe und Marinedepots zu sprechen kommt, finde ich den häufigen Nachsatz: „Wenn sie nicht inzwischen gestohlen worden sind". Ein entsetzlicher, geradezu grauenerregender Nachsatz, der um so fürchterlicher klingt, als er gleichsam als etwas Wahrscheinliches, wenn nicht gar Selbstverständliches hingestellt wird! Wer weiß, ob die hölzernen Geschütze auf den nunmehr versenkten Port Arthurer Kriegsschiffen, ob die mutmaßlichen Maschinenmängel auf Roschjestwenskys Fahrzeugen, wovon jetzt alle Welt hier spricht, nicht denselben traurigen Nachsatz zur Grundlage haben? Man kann einem Berichterstatter nicht verwehren, das der weiten Oeffentlichkeit kundzutun, was ein sachkundiger patriotischer Admiral seinem obersten Kriegsherrn mitzuteilen, für seine heilige Pflicht hält. Man sündigt eben in Rußland anscheinlich zu Wasser ebenso wie zu Lande.

Den wenig wertvollen sechs Panzern des auslaufenden Geschwaders werden sich zwei ebensowenig wertvolle Kreuzer anschließen: „Pamjat Asowa" und „Admiral Kornilow". Auch diese beiden Schiffe sind für jeden Fachmann alte, leider nur zu alte Bekannte. Sie kamen Ende der achtziger Jahre zur See, die für sie die Welt bedeutet, blicken somit auf ein für einen Kreuzer Mummelgreisalter von etwa 16 Jahren zurück. Als sie noch jung an Jahren waren, konnten sie eine Geschwindigkeit bis zu 14 bis 16 Knoten entwickeln; seitdem sind sie wohl kaum schnellfüßiger geworden; diese „Geschwindigkeit" eines Kreuzers mutet heutzutage wie ein Märchen aus

uralten Seekriegszeiten an und muß selbst der Besatzung eines behäbigen modernen Panzers ein mitleidiges Lächeln der Geringschätzung entlocken. In jedem andern Lande würde man derartige alte, gebrechliche Damen zu Marinegouvernanten, zu Schulschiffen, machen, anstatt sie in Sturm und Kampf zu senden.

So stellt sich, ihres auch-patriotischen Mäntelchens der Selbstüberschätzung entkleidet, die stolze Armada dar, die dem Admiral Togo Furcht und Schrecken einflößen soll, just wie jene Kriegsmasken, die die altjapanischen Streiter zum Gruseligmachen des Feindes zu tragen pflegten. Aber das neue Japan verwendet jetzt Compoundmaschinen und Schimose anstatt der alten Schreckenslarven — das scheint man in Rußland zu vergessen. In meiner früheren Juristenzeit hatte man mich gelehrt, daß ein Versuch mit untauglichen Mitteln kein Verbrechen darstelle. Kriegskunst und Kriegsgeschichte sind jedoch entgegengesetzter Ansicht: sie halten es für ein geradezu verbrecherisches Beginnen, einen Angriff mit untauglichen Mitteln zu wagen, und für um so verbrecherischer, wenn es sich, wie in unserem Fall, um ein „Objekt" handelt, das tauglich, leider nur zu tauglich ist.

20. Januar (2. Februar) 1905.

Die Schar der entthronten Helden hat einen Zuwachs erhalten: der Führer der russischen Westarmee, Generaladjutant Griepenberg, kehrt nach dem europäischen Rußland zurück. Er tritt seine Rückreise an zu einer Zeit, wo die ihm unterstellte Armee seit Wochenfrist ununterbrochene blutige Kämpfe führt, die schon bis heute nahezu 20000 Mann aus den Reihen gerissen haben. Man mag noch so weit auf die Kriege der Neuzeit zurückblicken — man würde dennoch auf kein ähnliches Beispiel stoßen: ein oberster Feldherr, der seine Truppen während der Schlacht verläßt oder verlassen muß, ist selbst in Rußland noch „Niedagewesenes", wo doch so manches Unglaubliche, Undenkbare schier tagtäglich geschieht.

Als vor genau vier Monaten der damalige Chef des Wilnaer Militärbezirks zum Führer der zweiten mandschurischen Feldarmee ernannt worden war, da begann sofort das übliche Spiel: die russische auch- und mußpatriotische Presse blies Fanfaren, es regnete Kirchensegen und Heiligenbilder, man pries jubelnd des neugebackenen Feldherrn Genie, Tatkraft, Ehrlichkeit und Mut, und so mancher leichtgläubige ausländische Zeitungsmann in Petersburg und Mukden leistete ebenfalls ganz Erkleckliches im Hurraschreien. Ein vereinzelter Mißklang ver-

darb damals diesen Chor an die Freude, und zwar erhob er sich, als ich mir, wie schon so oft, die Freiheit nahm, den Mut der eigenen Meinung zu haben. Der geneigte Leser wird sich vielleicht noch der Charakteristik entsinnen, die ich zu jener Zeit dem neuernannten Armeeführer zuteil werden ließ, und die sonderbare Rückreise, die Generaladjutant Griepenberg soeben angetreten, bekräftigt jetzt meine Ansicht, die ich vor vier Monaten an diese Stelle geäußert: der Eintags-Feldherr ist hoffentlich für immer kalt gestellt.

Naturgemäß wird in den nächsten Tagen der in- und ausländische Beschönigungsapparat ins Werk gesetzt werden: man wird uns da erzählen, Herr Griepenberg sei plötzlich sterbenskrank geworden, oder seine Frau Großmutter sehe einem frohen Familienereignis entgegen, oder seine Nase gefalle Herrn Kuropatkin nicht — man kennt ja die Lügenauswahl, mit der dieser Apparat in althergebrachter Weise zu arbeiten pflegt. Um diese unsauberen Kanälchen beizeiten zu verstopfen, möchte ich von vornherein feststellen, daß das körperliche Befinden des Herrn Griepenberg nichts zu wünschen übrig läßt, daß persönliche Reibereien zwischen ihm und General Kuropatkin nicht vorgekommen sind, daß keinerlei Familienverhältnisse hier in Betracht kommen. Die Rückreise des Führers der zweiten Armee ist erfolgt, weil Herr Griepenberg sofort in den ersten Schlachttagen, die am russischen rechten Flügel am 12. (25.) Januar begonnen haben, nur allzu deutlich bewiesen hat, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen ist. Er versuchte zu siegen, wurde besiegt und — — kehrt jetzt kleinlaut nach den Petersburger Salons zurück. Sollte der Herr General-

adjutant bei seiner Ankunft in Petersburg eine hohe Ordensauszeichnung erhalten, so wird auch dies mich nicht im geringsten beirren: ich werde mich dann sofort erinnern, daß selbst dem Unglücksadmiral Alexejew, nachdem er seinen etwas befleckten Vizekaisermantel abgelegt, das Georgskreuz dritter Klasse zuteil geworden.

Noch ist für den Kriegsberichterstatter die Zeit nicht gekommen, ein Urteil zu fällen über die blutigen Vorgänge, die sich nunmehr seit acht Tagen zwischen dem Liao-ho und Scha-ho abspielen. Erst nach einigen weiteren Schlachttagen, wenn die gegenwärtigen äußerst erbitterten Kämpfe zum vorläufigen Abschluß gelangt sind, wird man sich in dem Wirrwarr zurechtfinden können, von dem weder die üblichen oberflächlichen Drahtmeldungen, noch die für das leichtgläubige Volk äußerst ungeschickt zugestutzten Berichte Kuropatkins und Ssacharows an den Zaren auch nur ein halb zutreffendes Bild zu bieten vermögen. Einstweilen läßt sich nur folgendes sicher feststellen: Griepenbergs Plan, durch einen kühnen Vorstoß nach dem Südwesten die Vereinigung der von Port Arthur kommenden Divisionen Noghis mit der Hauptarmee Oyamas zu vereiteln, ist kläglich gescheitert. Um dies zu bewerkstelligen, hätte Griepenberg auf einem der drei Wege, die links und rechts des Hun-ho zur Taidzy-ho, und somit auf Liao-yang und Haitscheng führen, Okus Westarmee umgehen müssen, um etwa südlich von Liao-yang die vom Süden führende Eisenbahn zu unterbinden. Nun schien es ja anfänglich, als ob dieser Plan dem General Griepenberg wirklich gelingen wollte. Sofort am ersten Schlachttage, am 12. (25.) Januar, waren Griepenbergs

Truppen bis Tschitaidzy und Mamykai gelangt, d. h. bis zu der Stelle, wo die Flüsse Hun-ho und Taidzy-ho ganz nahe aneinanderkommen, während drei Tage darauf, am 15. (28.) Januar, Griepenbergs linker Flügel Labutai und Santaidzy besetzte, d. h. ebenfalls in die Nähe des Taidzy-ho gelangte und somit nur wenige Werst von Liao-yang entfernt war. Aber diese Erfolge waren nur scheinbarer Natur, wie es Griepenberg gar bald zu seinem und seiner Armee Schaden erfahren sollte. Die soeben genannten Punkte waren von den Russen nach außerordentlich leichtem Widerstand seitens der Japaner besetzt worden — und das war schon verdächtig, denn nur schwerwiegende Gründe strategischer Natur konnten Oyama veranlassen, die Russen so nahe an den Taidzy-ho gelangen zu lassen. Nun wissen wir, welcher Art diese Gründe waren. General Griepenberg hatte die leichten Siege allzu ernst genommen: im Besitze von wenigen 4—4$^1/_2$ Armeekorps (1., 8. und 10. Armeekorps, die Division Mischtschenko und drei Schützenbrigaden), löste er seine Truppen in eine Reihe von Einzelkolonnen auf, die das räumlich große Dreieck Madjapu—Mamykai—Santaidzu beherrschen sollten, und als auf diese Weise Griepenbergs Streitkräfte zerstreut wurden, da ging Oku seinerseits vor und wählte sich eine russische Kolonne nach der anderen zum Angriff aus. Griepenberg hatte sich eben eines höchst argen strategischen Fehlers schuldig gemacht: er „verriß sich", wie die russische Kriegskunde es so bezeichnend nennt („sarwalsja"), er ließ sich von Oyama in eine Falle locken. Während ich diese Zeilen schreibe, ist Griepenbergs Armee fast überall auf dem Rückzug begriffen: Hekeutai ist am 16.

(29.) Januar nach einem äußerst erbitterten Kampf von den Japanern den Russen wieder entrissen worden, die sich bereits auf Tschantanhenan zurückziehen und wohl heute oder morgen über den Hun-ho auf Tschantan zurückgeworfen werden dürften. Die linke (westliche) Kolonne Griepenbergs geht ebenfalls nach dem Norden: sie ist von Mamykai bereits bis zu Santaisa gelangt.

Noch wogt allerdings der Kampf auf der ganzen Linie, und aus dem bisherigen Vorgehen des russischen rechten Flügels kann sich jeden Augenblick ein allgemeines Vorgehen Kuropatkins entwickeln, das naturgemäß dann auch die Lage der Dinge zwischen dem Liao-ho und Scha-ho wesentlich anders gestalten würde. Man teilt mir denn bereits auch mit, daß die russische Ostarmee, die sich bisher völlig ruhig verhalten hatte, sich nunmehr von Chuanschan und Inschaopudzy aus auf den Weg nach Dzjanschan beziehungsweise Siaosyr gemacht habe, um dort Kuroki entgegenzutreten. Ich möchte daher, wie gesagt, mit einem abschließenden Urteil über die Vorgänge westlich des Scha-ho vorerst noch zurückhalten. Aber selbst, wenn es der russischen Westarmee — etwa unter Beihilfe weiterer von Kuropatkin entsandter Truppen — gelingen sollte, in den nächsten Tagen Teilsiege zu erringen, selbst dann wird die betrübende Tatsache nicht mehr aus der Welt geschafft werden können, daß General Griepenberg bei der ersten ihm gebotenen Gelegenheit sich als ein sehr wenig fähiger Feldherr erwiesen hat. Nicht das Kriegsglück, nicht etwa ein unglücklicher Zufall, in dem die Schlachtengeschichte sich so oft gefällt, hat seinen Truppen gleich in den ersten Tagen bis an die 20000 Mann ent-

rissen: seit den Unglückstagen von Turentschen und Wafangou waren nicht von den Russen solch arge Fehler gemacht worden, wie derjenige, den sich jetzt Griepenberg hat zuschulden kommen lassen und der den elementarsten Regeln der Kriegskunst zuwiderlief. Die Strafe, die den bisherigen Führer der zweiten mandschurischen Armee ereilt hat, ist zwar hart, aber leider nur zu sehr verdient.

---

31. Januar (13. Februar) 1905.

Die Politik der schärfern Tonart, die seit der Ernennung des neuen Ministers des Innern Bulygin und des neuen Generalgouverneurs von Petersburg Trepow Platz gegriffen hat, macht sich auch hier, im fernen Ostasien, bemerkbar. Und zwar vornehmlich in einer Richtung, die dem aus dem Ausland herbeigekommenen Zeitungsmann recht unbequem ist. Alle „verdächtig aussehenden" oder überhaupt nach dem Ausland adressierten Briefe sollen, wie ich höre, in unauffälliger Weise durch die Amtsstuben der hiesigen Gendarmerie gehen, ehe sie weiterbefördert werden. Demnach eine strenge geheime Zensur, die weit unangenehmer ist als die amtliche Kriegszensur: bei dieser weiß wenigstens der Absender ganz genau, wann und warum der eine oder der andere von ihm verfaßte Bericht von der Beförderung ausgeschlossen wird, während der geheime Gendarmerie-Unfug unbequeme Aufsätze einfach „verloren gehen" läßt, wovon der arme Absender überdies erst nach Wochen oder gar Monaten erfährt. Es ist überdies ein höchst peinliches Gefühl, wenn man weiß, daß man nicht nur für Schriftleitung und Leser, sondern auch für den örtlichen Geheimpolizisten schreibt, daß der neugierige Gendarm einem gleich-

sam hinter dem Rücken steht und über die Schulter guckt.

Von der Front kommende Offiziere erzählen mir übereinstimmend, daß die jüngsten blutigen Vorgänge in Petersburg und an anderen Orten des europäischen Rußlands einen recht ungünstigen Eindruck auf die Feldarmee gemacht haben, um so mehr, als die Führer der radikalen Gruppen dafür gesorgt haben, daß die an sich schon schrecklichen Ereignisse dem einfachen, leichtgläubigen russischen Soldaten in noch weit schrecklicherer Beleuchtung mitgeteilt werden. Die Geheimdruckereien von Tomsk und Irkutsk arbeiten jetzt in fieberhafter Eile, Tausende und Abertausende von Proklamationen werden dort hergestellt und durch zahllose Kanäle und Kanälchen dem lesenskundigen Soldaten der mandschurischen Feldarmee zugeführt. Gestern früh fand ich sogar in der hiesigen amtlichen „Gouvernements-Zeitung" eine derartige „An die Soldaten!" überschriebene revolutionäre Proklamation beigelegt — wohl ein Beweis dafür, über welche Verbreitungsmittel die russischen revolutionären Führerkreise verfügen. Man kann sich ohne weiteres denken, was für eine Sprache diese Aufrufe führen: der Krieg wird als endgültig verloren hingestellt, die Soldaten werden als „Opfer des Zarismus" beklagt und aufgefordert, sich dem Weitertransport nach Mukden zu widersetzen oder sich den sibirischen sozialdemokratischen Arbeitern anzuschließen. Auch der „Zarenknecht" Kuropatkin bekommt in diesen Proklamationen seinen Teil ab. Aus glaubwürdiger Quelle höre ich, daß allein in den letzten drei bis vier Wochen über hunderttausend derartiger Aufrufe nach der Mukdener

Gegend abgegangen sind. Die Japaner sorgen auch ihrerseits für eine ähnliche Entmutigung des russischen Feldsoldaten: in Tokio gedruckte Proklamationen werden häufig paketweise vor den russischen Frontstellungen gefunden, und zwar geht die japanische Fürsorge so weit, daß polnisch sprechenden Soldaten Aufrufe in polnischer Sprache, den transbaikalischen Kosaken Mischtschenkos solche in burjatischer Sprache abgefaßte zugehen; die Verbreitung dürften wohl die örtlichen Chinesen übernommen haben, die nur zu gern im Trüben fischen.

General Griepenbergs plötzliche, fluchtartige Abreise wird noch immer lebhaft besprochen, und noch immer weiß tatsächlich kein Mensch, was den General bewogen haben mochte, seine in hitzigsten Kämpfen begriffene Armee auf so geheimnisvolle Weise in Begleitung seines gesamten Stabes zu verlassen. Selbstverständlich werden die Petersburger Vertreter der westeuropäischen Presse es sich nicht versagt haben, ihren Zeitungen alles das zu berichten, was man sich an der Newa über Griepenbergs Rückreise zuraunt, und tatsächlich dürfte man in Petersburg viel eher etwas Genaues darüber erfahren als hier. Immerhin ist es vielleicht nicht uninteressant, einige der zahllosen Versionen zu hören, die auf dem Kriegsschauplatz umlaufen. Da heißt es zunächst, Griepenberg habe sich als seiner Aufgabe völlig unfähig erwiesen. Seine Truppen seien vor Sandepu mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden, weil der General ohne jedwede vorherige Aufklärung dieses Dorf gestürmt habe und auf starke, ihm unbekannt gebliebene Befestigungen gestoßen sei. Er soll

ferner voreilig dem General Kuropatkin über einen „glänzenden Sieg bei Sandepu" berichtet haben, welche frohe Nachricht Kuropatkin seinerseits sofort an den Zaren telegraphisch weitergegeben habe; als dann der glänzende Sieg sich als eine arge Niederlage herausgestellt, sei vom Winterpalast aus an General Kuropatkin ein etwas unzweideutiges Telegramm abgesandt worden, das zu bösen Auftritten zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Leiter der zweiten Armee geführt hätte. Bei Heukotai soll, wie es nebenbei heißt, General Griepenberg seine eigene vorgeschobene Kolonne unter mörderisches Feuer genommen und die Brigade arg zugerichtet haben; eine weitere russische Brigade soll auf ein dem Aufklärungsdienst unbekannt gebliebenes von den Japanern miniertes Terrain gestoßen und einfach in die Luft gesprengt worden sein. Ich will es vorerst ununtersucht bleiben lassen, wieweit all diese allerdings sehr böse klingenden Gerüchte der Wahrheit entsprechen. So ganz unwahrscheinlich sind sie keineswegs, denn Griepenbergs leichtsinnige Umgehungsoperation ist wirklich jammervoll verlaufen und hat den Russen einen völlig nutzlosen Verlust von etwa 25000 Mann an Toten und Verwundeten zugefügt. Auch das soeben hierher gelangte Gerücht, Griepenbergs zweiter Stabschef habe seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht, spricht dafür, daß der Führer der zweiten Armee rechts vom Scha-ho-Fluß auf keine Lorbeerhaine gestoßen. Auf alle Fälle steht fest, daß der russische Feldsoldat, der russische Subalternoffizier General Griepenbergs plötzliche Rückreise mit der Niederlage der von ihm geführten Armee in engste Verbindung bringt und infolgedessen noch mehr entmutigt worden ist.

In den höheren Offizierskreisen, namentlich in denen des Generalstabs, zu deren Obliegenheiten die Beschwichtigungs- und Beruhigungspolitik ja in erster Linie gehört, wird die geheimnisvolle Angelegenheit natürlicherweise ganz anders erklärt. Die jüngsten innerpolitischen Vorgänge — so heißt es in diesen Kreisen — hätten in Petersburg die Befürchtung rege werden lassen, die bevorstehenden weiteren Soldatenaushebungen im europäischen Rußland würden zu außerordentlich gefährlichen Volksunruhen führen, und zwar namentlich im Westen des Reiches, wo zurzeit — hauptsächlich in den polnischen Gouvernements — tatsächlich eine „latente Revolution“ herrschen soll. Unter solchen Umständen erscheine es angebracht, für das ganze westliche Rußland eine Art Militärdiktatur zu errichten, an dessen Spitze nunmehr General Griepenberg, der ja von seiner früheren Tätigkeit her jene Gegend genau kenne, treten soll, mit dem Amtssitz in Warschau oder Wilna. Griepenbergs Abreise wäre demnach nicht nur keine Flucht oder Ungnade, sondern im Gegenteil ein Beweis des höchsten Vertrauens des Zaren.

Auch diese Version gebe ich hier ohne weiteres und, ohne sie auf ihre Richtigkeit hin prüfen zu können, wieder. Ich möchte mir nur die Bemerkung erlauben, daß, selbst wenn diese Erklärung zutreffen sollte, was mir so gut wie ausgeschlossen erscheint, sie kaum dazu angebracht sein dürfte, den „grauen Märtyrer“, der jetzt in den kalten, feuchten Laufgräben am Scha-ho-Flusse liegt, sonderlich zu ermutigen. Es wird ihm nicht gerade angenehm zumute sein, wenn er erfährt, daß seine „Semljaki“ (Landsleute, Dorfgenossen) unter der niederhaltenden

Faust einer Militärdiktatur ausgehoben werden sollen, um für „Kaiser und Vaterland" mutig zu kämpfen. Der lebende Soldat ist schließlich keine tote Kriegsmaschine, und selbst im unkultivierten Rußland fühlt er, denkt er, hat er Nerven, die im Kampfe gar oft den Ausschlag geben. Und darüber kann trotz allen stereotypen jubelnden Berichten Kuropatkins, Ssacharows und einzelner liebedienerischer Zeitungsmänner über den glänzenden „duch armii" (Geist der Armee) kein Zweifel mehr bestehen: die russisch-mandschurische Feldarmee ist völlig entmutigt. Sie siegt schon deshalb nicht, weil sie an eine Siegesmöglichkeit nicht mehr glaubt. Wenn man erst achtzehn größere und große Schlachten verloren, geht man in die neunzehnte mit nur sehr geringem Mut, mit nur sehr geringen Hoffnungen.

---

2. (15.) Februar 1905.

Ein vielsagendes Dokument liegt vor mir. Es ist dies ein vom Vorsteher der russischen Feldzensur in Mukden, Generalstabsobersten Pestitsch, unterzeichneter Passierschein, der in wortgetreuer Uebersetzung wie folgt lautet:

„Auf Befehl des Chefs des Generalstabs des Höchstkommandierenden teile ich mit, daß mit Einverständnis des Höchstkommandierenden gleichzeitig mit diesem Schriftstück der Kriegsberichterstatter (folgt Name) an den Stab der (folgt Zahl) Armee dirigiert worden ist, da der genannte Berichterstatter den Wunsch geäußert hat, durch persönliche Besichtigung die Gerüchte über die in unseren Armeen herrschenden Drangsale zu widerlegen. (gez.) Pestitsch."

Ich muß offen gestehen, mein Juristenherz jubelte ordentlich auf beim Lesen dieses Scheines. Ein einziges Wörtchen, außerordentlich geschickt und für das gewöhnliche Auge unauffällig hineingeschmuggelt, schützt die Leitung der russischen Feldarmee vor unangenehmen Enthüllungen. Der Kriegsberichterstatter, der diesen Uriasbrief von einem Passierschein mit sich führt, hat nämlich nicht das Recht, sich durch persönliche Besichtigung davon zu überzeugen, ob der russische Feldsoldat hungert, friert und darbt, sondern gebt gewisser-

maßen mit gebundener und dabei von ihm selbst angeblich gewählter Marschroute: er hat ja, wie Herr Oberst Pestitsch erklärt, den Wunsch geäußert, die Gerüchte über Frost und Hunger zu „widerlegen". Also: entweder widerlegen oder aber schweigen — einen dritten Ausweg gibt es nicht. Alle Achtung vor der Verklausulierungskunst des Herrn Obersten Pestitsch!

Aber einen Vorwurf muß ich dennoch dem Herrn Obersten machen. Er spricht von „Gerüchten" über die Drangsale der russischen Feldarmee — das stimmt nicht: es sind dies nicht Gerüchte, sondern deutliche, beglaubigte, durch Ziffern und Tatsachen erhärtete Nachrichten. Nur insofern hat Herr Pestitsch recht, als der russische Soldat auf den Feldern der Mandschurei gegenwärtig diese Drangsale noch nicht allzusehr fühlt. Das Schlimmste steht ihm noch bevor, und um dies zu konstatieren, hat es allerdings keinen Sinn, in die Brotbeutel und die Kochtöpfe der einzelnen Kompagnien, die auf den „Positionen" lagern, hineinzugucken. Wir, die wir im Rücken der Feldarmee sitzen, sind hierin mehr maßgebend, denn wir haben die Möglichkeit, zu sehen, „wie es gemacht wird", wie die Verpflegung vor sich geht, wie es in den Vorratskammern aussieht.

Und Gott sei es geklagt: es sieht darin so trostlos aus, daß man mit den größten Besorgnissen der Verpflegungsfrage der nächsten Zukunft entgegensehen muß. Als der Krieg ausbrach, da hatte die russische Feldintendantur die Möglichkeit, auf dreierlei Art den russischen Soldaten zu füttern: die mandschurischen Felder lieferten Brotfrüchte in bedeutenden Mengen, die im Westen, d. h. westlich

des Liao-ho-Flusses, sich befindenden mongolischen Provinzen konnten nicht minder bedeutende Viehmengen der russischen Feldarmee zutreiben, die Eisenbahn endlich sollte aus Sibirien allerlei Vorräte bringen. Die ersten zwei Quellen sind nunmehr endgültig versiegt, während der dritte Weg, wie wir weiter unten sehen werden, nur in sehr bedingtem Maße dem russischen Feldverpflegungsamt zur Verfügung steht.

Die einst so blühende Mandschurei ist gegenwärtig ein einziges Brachfeld. Der dortige chinesische Bauer, der fleißigste Ackerwirt der Welt, hat seine Scholle verlassen oder verlassen müssen und ist zum Bettler, Chunchusen oder Spion hinabgesunken. Südlich von Mukden gibt es keine Elle Landes, wo nicht Japaner oder Russen die Fluren zerstampft hätten, und in den Provinzen von Harbin und Girin traut sich der mandschurische Bauer nicht mehr sein Ackerfeld zu bebauen, das jeden Augenblick zum alles vernichtenden Schlachtfeld werden kann. Die Verpflegung aus örtlichen Mitteln hat somit gänzlich aufgehört, und selbst der dortige Eingeborene ist auf fremde Brotzufuhr angewiesen oder aber dem Hungertode verfallen. Nordöstlich von Mukden stößt man denn auch bereits auf ausgemergelte, fleischlose Chinesenleiber, die mich lebhaft an die gespensterhaften Hindugestalten der indischen Hungerjahre erinnern.

Die einstige Fleischzufuhr aus der benachbarten Ostmongolei hat ebenfalls fast gänzlich aufgehört. Tatsächlich befindet sich das Liao-ho-Tal bereits im Machtgebiet der Japaner, und somit ist jener Teil der Mongolei, der westlich von dem Liao-ho liegt, für die Russen verschlossen: Wohl versucht die

diesseitige Intendantur noch immer, Viehherden über Ssin-min-tin zu erlangen, aber erstens einmal sind diese Transporte mit außerordentlichen Gefahren und Schwierigkeiten verbunden, und zweitens dürfte der Tag nicht mehr allzufern sein, wo auch der Norden des Liao-ho-Gebietes, also auch Ssin-min-tin, von den Japanern besetzt werden wird. Schon jetzt durchqueren dieses Gebiet unzählige, von japanischen Offizieren befehligte Chunchusenbanden, die vornehmlich darauf achtgeben, daß ja keine mongolischen Verpflegungsmittel an die Russen gelangen, und wie tollkühn diese Banden vorgehen, erhellt daraus, daß erst vor wenigen Tagen über 300 Chunchusen mit zwei japanischen Offizieren an der Spitze eine kleinere Eisenbahnbrücke südlich von Kwang-tschen-dzy, also kaum 230 km von Harbin, in die Luft gesprengt haben. Unter solchen Umständen erscheint ein auch nur halbwegs nennenswerter Viehtransport aus der Mongolei völlig ausgeschlossen.

Bleibt der dritte Zufuhrweg: die Eisenbahn. Eine eingleisige Bahnstrecke, die zu neun Zehnteln ihrer Transportfähigkeit mit der Zufuhr von Heeresmassen beschäftigt wird, bildet einen höchst unzulänglichen Verpflegungskanal. Diese Unzulänglichkeit wird fast zu einer völligen Ohnmacht, wenn man berücksichtigt, daß jedes Pfund Mehl, jedes Bündel Heu, jede Fleischkonservenbüchse aus dem europäischen Rußland, also nahezu 10 000 km weit, herangeholt werden muß. Sibirien, das man einst — allerdings mit der üblichen russischen Selbstüberhebung — eine Kornkammer genannt, ist gegenwärtig vollständig ausgepowert. Seine gesamte jüngere männliche Bevölkerung ist in den

Krieg gezogen — eine Zeitlang machten ja sibirische Divisionen die einzigen russischen Feldtruppen in der Mandschurei aus —; zum Bebauen der Aecker blieben nur Greise und Weiber zurück, und so stellt sich heraus, daß Sibirien jetzt nicht nur nichts nach der Mandschurei auszuführen vermag, sondern selbst auf europäisches Brot, auf europäisches Fleisch angewiesen ist, das ihm, nebenbei bemerkt, in wahrhaft homöopathischen Mengen zugeht. Die Bevölkerung Sibiriens hungert schon jetzt in bedenklicher Weise, in einzelnen Kreisen des Transbaikalgebietes gehören Fälle von Hungertyphus nicht mehr zu den Seltenheiten, ja selbst in Irkutsk sitzt man gegenwärtig ohne Mehl, Zucker, Petroleum und zahlt für die meisten Lebensmittel das Fünf- bis Sechsfache von dem, was die Markthallen von Berlin und London verlangen — in der „Kornkammer" Asiens! Es ist beim besten Willen nicht einzusehen, wie die eingleisige sibirische bzw. mandschurische Eisenbahnlinie unaufhörlich Futtervorräte für 400 000 Mann und 60 000 Pferde heranholen könnte, selbst wenn auf diesen Bahnlinien Idealzustände herrschten, was leider nicht der Fall ist. Ich habe schon neulich an dieser Stelle einige tragikomische Beispiele aus dieser wahrhaft klassischen „Eisenbahnpolitik" gegeben. Eine Eisenbahn, deren Beamte Zucker als Geschütze und Sardinenbüchsen als Schrapnells befördern lassen, gibt wirklich keine Gewähr dafür, daß die russische Feldarmee in genügender Weise verpflegt werden wird. Aus einwandsfreier Quelle höre ich denn auch, daß an manchen Knotenpunkten der sibirischen Eisenbahn ungeheure Brot- und andere Verpflegungsvorräte unter freiem Himmel lagern

und verfaulen, weil man sie nicht weiter ostwärts befördern kann — — oder will. In höchstem Unmut drahtet der wenig beneidenswerte General Kuropatkin tagtäglich an die Verwaltung der mandschurischen (sogenannten Chinesischen Ost-) Bahn und fordert Abhilfe, fordert mehr Umsicht und Arbeit; endlich ist diese Bahn unter militärische Oberaufsicht gestellt worden, aber nach wie vor geht die Zufuhr von Nahrungsmitteln nur tropfenweise vor sich. Vor vielen Monaten, zu Anfang des Krieges, als man noch in der Mandschurei und in Sibirien selbst so manches anzukaufen vermochte, als die (mongolische) Liao-ho-Grenze noch für die Russen offenstand, hatte man von seiten der russischen Feldintendantur bedeutende Verpflegungsbestände aufgestapelt, an denen die Armee noch jetzt zehrt. Aber diese Vorräte werden gar bald zu Ende sein — und was dann? Ich fürchte, daß, wenn ein Kriegsberichterstatter nach einigen Monaten mit des Herrn Obersten Pestitsch originellem Passierschein in der Tasche die einzelnen russischen Feldlager besuchen sollte, er wirklich nicht in der Lage sein wird, die Drangsalgerüchte zu „widerlegen“. Herr Pestitsch täte wirklich gut, wenn er diesen Passierscheinen eine nicht allzulange Gültigkeitsfrist beimäße.

---

6. (19.) Februar 1905.

In Tschifu und Irkutsk sind Enten so billig wie Brombeeren, denn vielleicht nirgends in der Welt wird die Entenzucht in so großartigem Maßstabe und unter so liebevoller Mithilfe der weitesten Bevölkerungsschichten betrieben wie gerade in diesen beiden ungemütlichen Nestern Ostasiens. Tschifu und Irkutsk unterscheiden sich von einander darin nur insofern, als in Tschifu gegenwärtig etwa anderthalb Dutzend Entengroßhändler sitzen, die die leichte, billige Ware auf dem kostspieligen Drahtwege brühwarm nach den europäischen Zeitungsstuben ausführen, während Irkutsk zurzeit nur einen einzigen Vertreter der ausländischen Druckerschwärze vorübergehend beherbergt — den Schreiber dieser Zeilen —, dessen Geschäftsbetrieb die Entenausfuhr ausschließt. Ich spreche hier nämlich von der Zeitungsente, die übrigens die sonderbare Fähigkeit besitzt, nicht etwa den Käufer, den Verbraucher, sondern ausschließlich den Züchter und Zwischenhändler zu sättigen.

Die Ente paßt aber nur für derbe Bürstenbindermagen, die keine Kostverachter sind und auch die gröbste Lüge ganz prächtig verdauen. So z. B. für angelsächsische und Yankeemagen. Für Feinschmecker eignet sich weniger dieser übelduftende

Lügenvogel als dessen zarte Stiefschwester: das Gerücht. Eine ganz vorzügliche, leichte Speise dies, die jedermann mundet, wenn auch niemand sättigt, so ein französisches pikantes, süßes Nichts, das man zwischen zwei soliden Tafelgängen gern einmal kostet. Und da noch einige Zeit vergehen dürfte, bevor Kuropatkins Küche uns eine abermalige bluttriefende, schwerverdauliche „pièce de résistance“ vorsetzt, nehmen wir noch rasch einen Mund voll luftiger Gerüchte zu uns. Sie werden hier übrigens ganz trefflich zubereitet.

Weil wir gerade von Tafelfreuden sprechen, gedenken wir vor allem des armen russischen Soldaten, dem solche Freuden leider nicht beschert sind. Kuropatkins Feldarmee droht im kommenden Sommer eine regelrechte Hungersnot — das ist kein Gerücht mehr, sondern eine durch Ziffern und Berechnungen erhärtete Tatsache, auf die der Kriegsberichterstatter jetzt immer und immer wieder zurückkehren muß. Wie mir von maßgebender Stelle mitgeteilt wird, lagern zurzeit längs der sibirischen Eisenbahn nicht weniger als 5000 Waggonladungen Nahrungsmittel, die für die Mandschurei bestimmt sind und aus Mangel an rollendem Material und eines zweiten Bahngleises nicht weiterbefördert werden können. Man bedenke, was das besagen will: fast eine Million Zentner faulender Nahrungsmittel, während die Feldarmee bereits zu hungern beginnt! Wie frevelhaft leichtsinnig die militärische „Verwaltung der Verkehrswege“ vorgeht, erhellt schon daraus, daß man gegenwärtig nicht einmal mehr weiß, wo u. a. 400 Waggons Zucker und 100 Waggons Petroleum, die im August und November vorigen Jahres nach der Mandschurei ab-

gegangen sind, sich jetzt befinden: die Waggonnummern sind vorhanden, die Waggons selbst aber samt Ladung sind einfach verschwunden. Damit man mich selbst nicht des Leichtsinns zeiht, will ich hier gleich die Namen der Absender nennen: es sind dies die Alexandrowski-Zuckerfabriken bei Kiew und die Petroleumgesellschaft Gebr. Nobel in Petersburg-Baku.

Noch weit schlimmer als auf dem eigentlichen mandschurischen Kriegsschauplatz sieht es in Wladiwostok und auf der Insel Sachalin aus, die gar bald von den Kriegswogen berührt werden dürften. Wladiwostok ist von der Seeseite bereits tatsächlich — wenn auch nicht völkerrechtlich — blockiert, und somit der beste Verpflegungsweg, derjenige von und über Amerika, der Festung abgeschnitten. Wie amtlich verlautet, ist Wladiwostok mit Nahrungsmitteln für fünf Monate versorgt; aus dem russisch-bureaukratischen ins allgemein-menschliche übersetzt, will das besagen, daß die Hungersnot nach wenigen Wochen in die Festung einziehen wird — so bereitet man sich im klassischen Lande des „awossj“ und „nitschewo“ („Vielleicht“ und „Macht nichts!“) auf eine Belagerung vor! Und dabei ist Wladiwostok mit dem Westen durch prächtige Wasserwege verbunden, dabei zerfällt an den Ufern des Amurbassins eine großartige Flußdampferflotte mit einer Gesamtladefähigkeit von nahezu sieben Millionen Pud (zu je 40 Pfund). Was hätte man nicht alles im vorigen Sommer auf diesem bequemen Wege nach Chabarowsk und Wladiwostok verladen können! Aber ein sträflicher Uebermut wollte damals von einer argen Zukunft nichts hören und nichts wissen: man glaubte ja, wenn

nicht heute, so doch morgen in Tokio stolz einzuziehen — die kurzsichtigen, verblendeten Toren! Und nun steht die Festung vor einer doppelten Gefahr: der Belagerung und der Hungersnot, und aus Sachalin erhalte ich schon einen Brief, worin mir ein Freund, der sich in Korsakowsk aufhält, über Hunger im schrecklichsten Sinne des Wortes klagt. Er fleht mich an, ihm mittels Postpakets etwas Roggenmehl abzusenden — 4000 km! — und vergißt dabei, daß wir selber hier seit Wochenfrist ohne Mehl sitzen. — — Nicht wahr, eine prächtige Illustration dies zu den amtlichen stolzen Berichten, die Intendantur habe sich in dem gegenwärtigen Krieg als „auf der Höhe ihrer Aufgabe stehend" erwiesen?

Kein Wunder, daß derartige himmelschreiende Zustände die russische Feldarmee immer mehr demoralisieren. Wie hier gestern von Offizieren erzählt wurde, die just von der Front zurückgekehrt sind, haben jüngst 900 Offiziere und Militärärzte dem General Kuropatkin ein von ihnen allen unterzeichnetes Schriftstück überreicht, worin sie mit Hinweis auf die chronischen Niederlagen, die Unfähigkeit der Heerführer, die bevorstehende Hungersnot und die Mutlosigkeit der Mannschaft dringend um Anbahnung von Friedensverhandlungen ersuchen. Das ist wieder etwas Nochniedagewesenes! Ich glaube kaum, daß in irgend einem der Kriege, die die neuere Weltgeschichte kennt, Hunderte von Offizieren gemeutert haben. Denn das ist offene Meuterei, wenn Offiziere auf dem Kriegsschauplatz ihrem Höchstkommandierenden „Schluß!" zurufen; eine um so ärgere Auflehnung, als die Meuterer ihrer Straflosigkeit wohl sicher sein dürfen. Kuro-

patkin kann selbst nach russischen Begriffen nicht gut 900 seiner Offiziere füsilieren lassen. Man erzählt ferner, daß einer der Griepenbergschen Generale, der nach den traurigen Tagen von Sandepu sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, einen Brief an General Kuropatkin hinterlassen habe, worin er unter gleicher Motivierung das gleiche gefordert, wie jene kriegsmüden Offiziere. Man kann sich nun lebhaft denken, wie kampflustig die Soldaten sind, die von solchen Offizieren geführt werden, und man darf sich nicht wundern, wenn man hört, daß hier und da ein ganzes Bataillon sich unter Fluchen und Höhnen geweigert habe, gegen den Feind vorzugehen. Aber alles das hält Herrn Generalleutnant Ssacharow nicht davon ab, etwa einmal wöchentlich an das In- und Ausland amtlich hinauszuposaunen: „Der Geisteszustand der Feldarmee ist großartig, die Soldaten reißen sich ordentlich in den Kampf.“ Freilich beginnen selbst die patriotischsten aller russischen Patrioten nachgerade, sich über diese stereotype Ssacharowsche gemütliche Phrase lustig zu machen. Ein Lachen unter Tränen.

Ich weiß nicht, wie man in Petersburg darüber denkt; hier aber betrachtet man es als beschlossene Tatsache, daß in allernächster Zeit ein großer Generalschub vor sich gehen wird, daß vor allem sowohl General Kuropatkin als dessen Stabschef, General Ssacharow, ihre letzten Tage auf dem traurigen Kriegsschauplatze zubringen. Ganze „Völker“ von Gerüchten durchflattern die Luft: unter anderem heißt es jetzt plötzlich, General Griepenberg sei nicht als Angeklagter, sondern als Ankläger nach Petersburg gegangen, mit einem

nagelneuen Kriegsplan in seiner Rocktasche und vom heißesten Wunsch beseelt, Kuropatkins Kommandostab zu ergreifen. General Griepenberg ist allerdings in gewissen Petersburger Kreisen außerordentlich gut angeschrieben, und in Rußland ist selbst das Unmöglichste wahrscheinlich, aber immerhin erscheint es mir vorerst als geradezu unglaublich, daß ein General zum Oberstkommandierenden ernannt werden könnte, der bis jetzt nur im Zusammenschießen seiner eigenen Bataillone Bemerkenswertes geleistet. — — Weniger unglaublich klingt ein anderes Gerücht, wonach General Linewitsch, der jetzige Führer der ersten Armee, zum Nachfolger Kuropatkins ausersehen sein soll, und, damit der Sache die Komik nicht fehlt, steht auf der Kandidatenliste der Dame Gerüchte auch General — — Stackelberg, der männermordende Kämpfer von Wafangou. Kein übler Witz dies in der jammervollen Zeit, die wir hier durchzumachen haben, und nur deshalb sei er hier verzeichnet.

Ruhigere Beobachter geben der Führerschaft Kuropatkins eine Lebensdauer von noch etwa vier bis fünf Wochen. Bis dahin, heißt es, würden sich in der mittleren Mandschurei die ersten warmen Frühlingstage einstellen, und General Kuropatkin wäre dann in der Lage, den Japanern abermals eine Hauptschlacht zu liefern. Also eine Art Nachprüfung, die endgültig über seine Zensur entscheiden soll, nur mit dem Unterschied, daß er „versetzt“ würde, wenn er gerade dieses Examen nicht bestünde. Aber wer weiß, ob es zu dieser letzten Prüfung überhaupt noch kommt? Die Friedensgerüchte mehren und verdichten sich hier von Tag zu Tag, aber wir sind hier weniger als irgendwo in

der Lage, sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wahrscheinlich ist hierbei lediglich der innigste Wunsch der Vater des Gedankens, denn das dürfte feststehen: an dem Tage, an dem der Frieden ausgerufen wird, wird der darbende, mutlose russische Soldat zum ersten Male, seitdem er in den traurigen, nutzlosen Krieg gezogen, freudig aufatmen. Dann — aber auch nur dann — wird der General Ssacharow mit vollem Rechte amtlich drahten dürfen: „Der Geisteszustand der Armee ist ein großartiger!“ Bis dahin schlägt dieser Ausdruck den Tatsachen ins Gesicht.

Morgen trete ich meine Rückreise nach Europa an. Ein ganzes, langes Jahr hindurch durfte ich auf der Bühne und hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters emsiglich Umschau halten. Ohne die geringste Hoffnung auf russische Waffenerfolge war ich vor Jahresfrist nach Harbin gekommen — und ohne die geringste Hoffnung auf eine demnächstige Wendung des Kriegsglücks verlasse ich morgen Irkutsk. Das vertschinownikte, verpolizeilichte, politisch entsittlichte Rußland von heute hat seine usurpierte Rolle im fernen Osten ausgespielt. Und für wen die Weltgeschichte nicht ein buntes Gemisch willkürlich aneinandergereihter, nur lose zusammenhängender Geschehnisse, sondern eine harmonische Kette streng logischer, von einer höhern Gerechtigkeit bedingter Folgerungen darstellt,

der wird Rußlands Zusammenbruch auf den mandschurischen Schlachtfeldern vom ersten Kriegstag an vorausgesehen haben. Denn nicht nur zwei Völker, sondern auch zwei Kulturen kämpften und kämpfen dort gegeneinander: Regierungsknute gegen Volksfreiheit, aufgeblasener Eigendünkel gegen selbstbewußte Mannesruhe, politische Verlotterung gegen glühende Vaterlandsliebe, völliger Sittenverfall gegen sittliches Pflichtgefühl. Und konnte, durfte auch nur der geringste Zweifel darüber bestehen, wer in diesem ungleichen Kampf die Siegespalme erringen wird? —

Gedruckt in Gräfenhainichen bei
C. Schulze & Co., G. m. b. H.

